

Jagd

Nördlich Norwegens und des Polarkreises gelegen, herrscht auf der Inselgruppe *Spitzbergen* bereits arktisches Klima. 60 Prozent der Landfläche sind von Gletschern bedeckt. Mittlere Jahrestemperatur minus 4,5 Grad. Sonst Geröll, keine Bäume, nur fleckenweise Gras, hin und wieder ein Horst aus gelb oder rot blühendem Steinbrech; kahle, schroffe Berge.

Am Fuß eines solchen Berges steht ein dunkles Holzhaus mit weißgestrichenen Fenstern, von dem es in Alfred Anderschs schönem Buch *Hohe Breitengrade* aus dem Jahr 1969 sogar ein Farbfoto gibt. Unter diesem heißt es, es handle sich um das Haus des Jägers **Hilmar Nøis** (1891–1975) am Ufer des Sassen-Tals, Innerer Eisfjord. Es ist das einzige weit und breit. Als Andersch dort auftaucht, sieht er im benachbarten Vorratsschuppen des Jägers frisch gerupfte Schneehühner und Brandgänse sowie geräucherte Fische hängen. »An einem Gestell am Strand sind Robbenhäute ausgespannt, liegt auch Robbenfleisch. Es gibt ferner einen Stapel Rentierfelle sowie einen alten Hundestall (doch keine Hunde) ...« Ich nehme einmal an, Nøis hatte seine Hunde kürzlich abgeschafft oder mitgenommen, als er sich nach Harstad auf den Vesteralen-Inseln aufmachte, wo er bei Verwandten seinen Lebensabend zu verbringen gedachte. Damals hatte er wohl schon die 70 überschritten. Jetzt erklärt der weißhaarige Jäger seinem Besucher, er habe es in Harstad nicht ausgehalten – er ging zurück. Auf dem Küchentisch steht eine Petroleumlampe. In einem Wandbord ein paar Bücher. Nøis trage ein blaues Hemd und eine lederne Weste, erfahren wir von Andersch. Demnach hat der betagte Polarfuchs gut eingeheizt, falls er nicht schon längst die Widerstandskraft eines Walrosses besitzt. Andersch vermutet: »Ein so alter Mann wie er braucht sicher nur wenig Schlaf.« Schon möglich – was macht er aber, wenn er sich auf der Pirsch ein Bein bricht oder zu Hause von der Leiter fällt? Womit heizt er überhaupt? Was träumt er? Mit wem führt er erbauliche Gespräche über *Das einfache Leben* (Wiechert), falls er der Geselligkeit nicht restlos entbehren kann?

Ich habe ein wenig nachgeforscht. Nøis brachte es noch (1975) auf 84 Jahre. Da hielt er sich allerdings nicht mehr auf Spitzbergen auf. Als Trapper, gelegentlich auch Bergmann und Retter, war er rund fünf Jahrzehnte aktiv, bis 1963. Zwei Brüder waren ebenfalls Trapper oder Fischer. Seit ungefähr 1930 hatte er seinen Hauptsitz in jener schwarzen so

genannten *Villa Fredheim* im Sassental. Das Häuschen gilt als vergleichsweise luxuriös. Hier wohnte anscheinend auch Nöis zweite Ehefrau Helfrid. Zum Heizen dient vorwiegend Treibholz, sonst Kohle. Nöis besaß aber noch zahlreiche andere Hütten in seinem ausgedehnten Jagdgebiet. Er soll einige tausend Füchse (per Falle) gefangen und 300 Eisbären geschossen haben, daneben zahlreiche Moorhühner. Die Kriegsjahre verbrachte er in Schottland, als Quartiermeister bei der Marine. Er galt als Meister im Hundeschlittensfahren. Er starb in Andöya, der nördlichsten Insel Vesterålens, Norwegen, wo sein verzweigter, namhafter Clan auch herstammte.

Martina Wimmer betont*, es gab nie Einheimische, nie ein Volk auf Spitzbergen. Man ging hin, um etwas zu holen, sprich zu erbeuten. Ab dem 17. Jahrhundert stellte man vor allem dem Grönlandwal nach – bis er, am Ende des 18. Jahrhunderts, nahezu ausgerottet war. Soweit ich weiß, waren Robben und Wale vor allem wegen dem einträglichen, in der Fettschicht sitzenden Tran (Brennstoff, Kosmetika) begehrt. Dabei war der Drang nach Norden der Rechnung geschuldet: je kälter, desto mehr Fett – und eben mehr Tran. Zu Nöis erster Gattin schreibt Wimmer, sie habe, nachdem sie allein in der entlegenen Hütte einen Sohn geboren hatte, einen Nervenzusammenbruch erlitten, von dem sie sich nie mehr erholen sollte. Nöis hatte wohl mindestens zwei Kinder.

Nach dem Dresdener Rolf Stange** hatte Nöis seine erste Frau Ellen Dorthé (geb. Johansen) 1913 in Norwegen geheiratet. Schon bei Geburt einer Tochter (Embjörg) habe er sich freilich nach Spitzbergen verzogen. Man sah sich selten. Stange bestätigt die Geschichte mit der einsamen, traumatischen Geburt des Sohnes, Kaps getauft. Angeblich hatte Nöis den Arzt aus Longyearbyen holen wollen, sich jedoch verspätet. Die Ehe wurde bald geschieden. Laut Stange war Villenbesitzer Nöis für seine Gastfreundschaft bekannt. Die Villa hatte zwei Nebenhütten und wohl auch ein Klohäuschen. Da sie noch heute steht, war sie anscheinend sturmfest verankert und gebaut. Laut Stange lebten die Eheleute bis in die 1960er Jahre zusammen in dem abgeschiedenen Haus, ehe sie endgültig nach Norwegen zogen. Hilmar sei auf legendäre 38 Überwinterungen in Spitzbergen gekommen. Helfrid wurde sogar beträchtlich älter als er; sie starb 1996 in Bodö mit 96. Warum hatte Andersch dann nicht auch sie erblickt? Hatte der Trapper sie etwa im ausgebauten Dachgeschoß eingesperrt? Nun, ich deutete es bereits an. Offenbar war Nöis noch einmal solo zurückgekehrt, ehe auch er das Handtuch warf. Laut Stange galt die größte Begierde der meisten Trapper dem »neugierigen« Polarfuchs, Winterfell weiß und dicht. Die Schlagfalle schonte das Fell – nicht etwa den Fuchs. Selbst heute dürfen die Ansässigen noch Polarfüchse jagen. Andersch spricht auf S. 130 vom Beutedrang des Zweibeiners und von den Eisbären. Er konnte einige Eisbären beobachten. Noch vor 100

Jahren habe Spitzbergen von ihnen gewimmelt. Dann schrumpfte der Bestand. Seit 1973 ist dieser »weiße Riese«, von Forschern wie Nansen einst gefürchtet, auch auf Spitzbergen geschützt. Man darf ihn nur erschießen, wenn er jemanden angreift. Das kommt gelegentlich vor.

Andersch erwähnt (157) das norwegische Wort »arktis-bitten« – von der Arktis gebissen, nämlich von ihrer seltsamen Schönheit betört, was ohne Zweifel für manche ForscherInnen und Touristen, nach Christiane → Ritter auch für manche Jäger gilt. Sie war Nöis, beträchtlich früher als Andersch, einmal begegnet. Andersch gibt allerdings noch weniger Erklärung als Ritter. Die Kapitängattin und Künstlerin streicht die Liebe zu dem kargen, schweigsamen Land und den Durst nach göttlicher Ansprache heraus. Zum fragwürdigen Gewerbe des Jägers oder Trappers schweigt auch sie sich aus. Sie erwähnt noch nicht einmal, wem sie was verkaufen. Ich nehme an, es ging schon zu ihrer Zeit vor allem um die Pelze. Das Fleisch der Beutetiere verzehrten Nöis und Gattin vermutlich zu einem geringen Teil selber, während der Löwenanteil jede Wette in die Mägen der Schlittenhunde wanderte. Die fressen einem ja die Haare vom Kopf.

Zur Persönlichkeit des Trappers Hilmar Nöis sagen die Quellen so gut wie nichts. Auf einem Foto, das ihn unter Verwandten zeigt, wirkt der stämmige, untersetzte Mann mit seinem tadellos rasierten Mondgesicht etwas töricht, aber das kann natürlich auch an der Mitternachtssonne oder am Beleuchter der Stubenszene liegen. Grundsätzlich glaube ich freilich, zum Vorbild für Anarchisten eignen sich professionelle Trapper wie Nöis kaum. Letztlich stellen sie dem Geld nach, und dabei gehen sie vermutlich so wenig mit Samthandschuhen vor wie ein Bankier. Allerdings geben sie auch ihrer starken Neigung zu Entsagung und Märtyrertum nach. Dem setzen »spirituell« gestimmte Damen wie Ritter oder die eingefleischten *trekking*-Fans natürlich gern noch den Heiligenschein auf.

∞ Verfaßt 2022, deutlich gekürzt

* Martina Wimmer, <https://www.mare.de/spitzbergen-content-5286>, April/Mai 2022

** Rolf Stange, <https://www.spitzbergen.de/fotos-panoramen-videos-und-webcams/spitzbergen-panoramen/fredheim.html>, Stand 2019

Vielleicht muß man die Gebirgsstadt **Provo** in Utah, USA, nicht unbedingt kennen – und noch weniger den aus Kanada stammenden Trapper und Pelzhändler Etienne Provost (1785–1850), nach dem sie einst benannt wurde. Wie es aussieht, zählte der Mann zu den typischen Draufgängern, dem die Staaten »die Erschließung« des Wilden Westens verdanken. 1824 war Provosts Bande unweit des Großen Salzsees von Snake-Indianern

angegriffen worden, was wohl acht Weißen das Leben kostete. Nur der Chef überlebte leider, damit er weiter emsig Pelze abziehen und Handelsposten einrichten konnte. Vielleicht hatte er sich wohlweislich im Hintergrund gehalten.

Ich nehme einmal an, Provost und seine Leute verschmähten auch den amerikanischen »Berglöwen« nicht, der offiziell *Puma* heißt. *Brockhaus* nennt ihn »vielerorts bedroht oder ausgerottet«, dies sicherlich nicht zuletzt aufgrund seines meist braunen bis silbergrauen Fells. Ich räumte schon andernorts ein, die Jagd zu Ernährungs- oder eben Bekleidungszwecken nicht grundsätzlich verdammen zu können. Aber den Provosts ging es weder darum, ihre Mägen zu füllen noch ihre Blößen zu bedecken und auf diese Art eine Lungenentzündung zu verhindern. Sie wollten Geld einsacken. Und die Liebhaber von flotten Berliner oder Pariser Bienen *hatten* das Geld, das sich die Bienen dann als kostbare, Eindruck schindende Pelze um die anmutigen Hälse hängten.

In einem Vorläufer meines Zwergliedes *Walnußpost* reimte ich einmal »Hälfte« (der Walnuß) auf »Pelze« (weil sie fror). Darauf war ich eigentlich stolz, aber dann rüffelte mich ein akademisch ausgebildeter Berliner Chorleiter, mit solchen »unsauberen, dilettantischen« Reimen könnte ich ihm schon gar nicht kommen. Ihn verlangte es nach der Sauberkeit und Eleganz jener modebewußten Damen, die sich rudelweise nach Fuchs- oder Gepardpelzen verzehren. Meine Verse waren ihm zu räudig.

Nach verschiedenen Quellen gilt der Puma als scheu. Ähnlich wie der Luchs, greife er in der Regel keine Menschen an. Deren blödes Hausvieh nimmt er natürlich gern aufs Korn. Die IndianerInnen sollen ihn geschätzt, wenn nicht sogar verehrt haben. Jedenfalls belästigten sie ihn nicht. Oft sei dem Puma bereits die menschliche Stimme nicht geheuer, wie Experimente von Zoologen bewiesen hätten. *SZ*-Redakteur Hanno Charisius wagt dazu die Bemerkung*, die geschilderten Experimente unterstrichen, »das gefährlichste Tier auf diesem Planeten« sei der Mensch.

∞ Verfaßt 2020

* <https://www.sueddeutsche.de/wissen/puma-bergloewe-stimme-angst-1.4532008>, 19. Juli 2019

Siehe auch → Jefferies (Amateur Poacher) → Im Anhang *Zeit der Luchse*, Kap. 15

Jefferies, Richard (1848–87). Falls Ihnen der Name dieses englischen Schriftstellers nichts sagt, was ich fast befürchte, kann ich Sie beruhigen: es gibt schlimmere Bildungslücken. Mir fiel er sogar in Gestalt einer etwas speckig glänzenden und bereits aus dem

Leim gehenden Erstausgabe in der Originalsprache in die Hände, die mich vor allem dadurch bestach, daß ich bis dahin nicht wußte, was ein »poacher« ist. Von Nachschlagewerken her erwartet man in Jefferies 1879 in London* erschienenem Werk *The Amateur Poacher* eher einen Kranz aus Blumen, Tannenzapfen und Schmetterlingen, tatsächlich sind es jedoch Jagdgeschichten. Der Bauernsohn bezieht sie aus seiner Kindheit, die er im Hügelland bei Swindon in der Grafschaft Wiltshire, Südwestengland, verbrachte. Offenbar fand er als Halbwüchsiger kein größeres Vergnügen, als Kaninchen, Hasen, Forellen oder Barschen und zahlreichen Vögeln nachzustellen, etwa Fasanen, Rebhühnern, Tauben, Schnepfen. Allerdings mag, neben dem Jagdfieber, auch die Not im Spiele gewesen sein, war doch Jefferies Alter nur ein kleiner Farmer. Entsprechend führt der Autor allerlei absonderliche halb- oder ganzprofessionelle Wilderer (poacher) vor, was nicht völlig ohne Reiz ist. Dabei läßt er die durch Malthus oder Engels berühmte Soziale Frage weitgehend auf sich beruhen. Der Löwenanteil des Landes gehört eben den »Herren«, das war schon immer so. Sie machen auch die Politik. Soweit er nicht umhin kommt, Mitjäger, gipsys (»Zigeuner«) oder andere Mitmenschen zu erwähnen, verfängt sich Jefferies nie in der nächsten interessanten Frage, was sie ihm, außer Spießgesellen oder Konkurrenten, vielleicht noch bedeuten könnten. Für mein Empfinden bleiben seine eher holprig verfaßten Prosa-Oden auf »the morning on the hills, when hope is as wide as the world«, ziemlich hohle Gebilde. Kurz, weder als Natur- noch als Sozialphilosoph und schon gar nicht als Psychologe trifft der Autor auch nur einmal ins Schwarze. Von Thoreau ist er einen Atlantik entfernt – wahrscheinlich sogar von Gissing.

In seinem vier Jahre später veröffentlichten schmalen Werk *The Story of My Heart* (Geschichte meines Herzens) bemüht sich Jefferies, jene Hohlheit mit dem bekannten »kosmischen Bewußtsein« zu füllen, mit dem uns später noch, auf deutscher Seite, Leute wie Rudolf Steiner und Ernst Kreuder benebeln werden. Um das Maß voll zu machen, besitzt er auch noch die selbstironisch angestrichene Frechheit, das Werk im Untertitel als *My Autobiography* auszugeben. Über den Bauernbuben, Schuljungen, Dorfreporter und Londoner oder Swindoner Journalisten, der sich mit seinen ländlichen Skizzen nur mühsam über Wasser halten konnte, erfährt man in dieser inbrünstigen *Offenbarung des Jefferies* kein Komma. Stattdessen hören wir von seiner felsenfesten Überzeugung, die Weltgeschichte habe noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, hinter den Phänomen steckten ungeahnte Möglichkeiten, das Entdecken habe gerade erst begonnen. Was wünscht er denn zu entdecken? Eben das »kosmische Bewußtsein«. Es soll ihm derart weit ums Herz werden, daß ihn keine Hautpore mehr an die Ernüchterungen oder gar Erniedrigungen erinnern kann, die jener Bauernbub und Schuljunge vermutlich zu

erleiden hatte, wenn man den Andeutungen seines gleichfalls merkwürdigen Anwaltes Edward Thomas traut. Danach zog sich der wenig kräftige und wenig geliebte Knabe schon früh in das Schneckenhaus seiner vom Kuckucksruf und den Hummeln gewebten Träumereien zurück. Mit 20 wurde der Nachwuchs-Mystiker mit der Tochter eines benachbarten Bauern verlobt, die er mit 26 sogar geheiratet haben soll. Mehr ist dann von dieser Frau (Jessie Baden) nicht mehr zu erfahren. Der vollbärtige Gatte, laut Thomas ein angenehm schlichter, bescheidener Mitbürger, also immerhin kein alle Welt nervender Prediger, kränkelte und erlag mit 38 Jahren der übelsten Erscheinung seiner Zeit, der Tuberkulose. Zwei Jahre vorher, 1885, war sein drittes Kind an einer Gehirnhautentzündung gestorben. Dagegen soll die Mutter und Witwe noch über 70 geworden sein.

Mit welchen Geschmacksnerven Thomas der Prosa Jefferies, neben der unverzichtbaren Feierlichkeit, Schönheit und Glanz abgelesen hat, ist mir aufgrund meiner Einblicke völlig schleierhaft geblieben. Soweit ich sehe, liegt Jefferies auf deutsch lediglich mit einem Buch vor. Darin hat man die *Geschichte meines Herzens* mit dem Hauptteil seines sogenannten utopischen Romanes *After London oder Der Rückfall in die Barbarei* vereint.** Der zweite Text schildert ein nach großen, weiß der Teufel warum ausgebrochenen Feuersbrünsten verwildertes und gleichsam re-feudalisiertes England, von dem kein Mensch, geschweige denn ein Literaturfreund zu sagen wüßte, was es eigentlich soll. Für Jefferies ist es *die* Gelegenheit, einen selten fruchtlosen, abwegigen Sumpflandtext vor seiner kaum vorhandenen Leserschaft auszubreiten. Mit Geschichten, Handlungen, Konflikten im herkömmlichen Sinne hat Jefferies diesen Roman nicht im Ausmaß von auch nur einer Entenfeder befrachtet. Sollte es in London einen renommierten Literaturpreis für Langweile geben, hätte ihn Jefferies unbedingt verdient. Das würde sich doch prima mit der Bemerkung des Herausgebers Rathjen decken, Jefferies größte Bedeutung für die Literaturgeschichte liege womöglich gar nicht in seinen Schriften selbst, sondern in deren Wirkung auf den englischen Landschaftsschriftsteller, Literaturkritiker und Lyriker **Edward Thomas**.***

Wohlgemerkt: nicht in den Schriften selbst! Vielmehr werden literarische Werke, wie man aus Rathjens verräterischem Hinweis schließen darf, vor allem deshalb geschaffen, um eben in der Literaturgeschichte Bedeutung zu erringen oder um zumindest auf einen Literaturkritiker, Lyriker oder Herausgeber zu wirken.

∞ Verfaßt 2014

* bei *Smith, Elder, & Co., 15 Waterloo Place*

** Richard Jefferies, *Herz & Barbarei*. Mit einem Nachwort von Edward Thomas herausgegeben von Friedhelm Rathjen, *Edition ReJoyce* 2005

*** »Gefallen« 1917, mit 39 Jahren, gleich nach dem Übersetzen auf einem Schlachtfeld bei Arras, Nordfrankreich, wohl durch deutschen Brustschuß.

Kapitalismus

Am Seibtsch In der renommierten Monatszeitschrift *Merkur* (Ausgabe März 2000) nimmt der Göttinger Literaturprofessor Gustav Seibt eine Bücherumschau zum Thema »Kapitalismus als Lebensform« vor. Angeblich hat er auch das kurz zuvor erschienene *Schwarzbuch Kapitalismus* von Robert Kurz gelesen. Menschliche Kommunikation in gesellschaftlichen Institutionen durch eine paradoxe Kommunikation der Waren und ihrer Preise untereinander auf einem anonymen Markt zu ersetzen, stelle für Kurz den Sündenfall des Kapitalismus dar. In einer Revolte der Basis wolle Kurz die Abstraktionen der Moderne wieder rückgängig machen – was wohl nur mit einem Zusammenbruch aller überlokalen Strukturen einhergehen könne. »Allen Ernstes« gedenke Kurz, den stummen Preismechanismus durch die bewußte Selbstverständigung der Akteure zu ersetzen. »Die wüste Materialschlacht von Kurz‘ autodidaktisch zusammengeschustertem Werk ist bemerkenswert lediglich als Symptom: dafür, daß eine materialistische Fundamentalkritik am Kapitalismus offenbar nur noch um den Preis des Sektierertums zu haben ist. Daß die Anonymisierung der Wirtschaftsprozesse nicht nur Entfremdung und Ausbeutung bedeutet, sondern – ebenso wie die Arbeitsteilung – vermutlich die dauerhafteste Garantie für die individuellen Freiheiten der Moderne sein könnte, dieser Gedanke kommt Kurz nicht.«

Gediegenes Parkett unter den Füßen, dürfte Gustav Seibts Schreibtisch kaum auf ein Obdachlosenasyll, einen Fabrikhof oder gar eine Müllhalde am Rande Kalkuttas blicken. Seibt nimmt die klassische Werte des Privilegierten und des Eurozentrierten ein. Auch solche verbreiteten Phänomene wie Arbeits- und Sozialämter, Prostitution, Massenverblödung, Humanes Bomben, Videoüberwachung sind für Seibt Phantome. Das von ihm ein paar Absätze weiter angeführte »Entsetzen Webers angesichts der seelischen Verödung in der Berufserfüllung« ist ihm so fremd wie die Öde, die sich in der nächsten Fußgängerzone, in den Gewerbegebieten und in den Slums dieser Welt besichtigen läßt. Die Wirtschaftsprozesse sind eben zu anonym. Beeinflussungen zwischen unseren mobilen und stationären Automaten – die für das Seibtsche Freiheitsgefühl sorgen – und gewissen überseeischen Wirbelstürmen oder Hungersnöten auszumachen, scheitert am neoliberalen Nebel. Seibt hofft darauf, in einer Demokratie seien alle frei – und manche freier. Unsere

Millionenerben beispielsweise haben für ihre individuelle Freiheit nicht den Preis jener »Entfremdung und Ausbeutung« zu zahlen, die Professor Seibt recht lässig in Kauf nimmt, weil er sie ohnehin anderen aufgebürdet weiß. Zum Glück verbietet mir die *Gewaltfreie Kommunikation* nach der Schule Marshall Rosenbergs, dies eine Unverschämtheit zu nennen.

Kurz dagegen widmet sich all den peinlich häßlichen Zügen der »schönen Maschine« Kapitalismus (Adam Smith) ausführlich. Damit tut er im Grunde nichts anderes, als ständig auf dem von Seibt vermißten Gedanken herumzuhacken. Nebenbei läßt Kurz keinen Zweifel daran, nicht der Geborgenheit patriarchal-feudaler Strukturen nachzutrauern, wenn er den stummen Preismechanismus, wie schon angeführt, durch Absprachen zwischen den Akteuren ersetzt haben will. So etwas wagen sich unsere versklavten seibten Gehirne, die auch gerne in Parlamentsfraktionen von »Linksparteien« dümpeln, natürlich überhaupt nicht mehr vorzustellen. Wobei es in erster Linie tatsächlich nur aufs Vorstellen ankommt, aufs Darandenken – also nicht etwa darauf, ob dies alles »realistisch«, nämlich machbar sei. Leute wie Marx, Adorno, Kurz liefern Beschreibungen: dessen, was ist, und dessen, was wünschenswert ist. Sie sind kritische Theoretiker. Indem sie ihre Kritik konsequent zu Ende denken, setzen sie sich gern der Gefahr aus, von einem Gustav Seibt zum »Sektierer« gestempelt zu werden, empfinden sie dies doch im Zeitalter der Vermassung und Gleichschaltung eher als Auszeichnung.

Was Wunder, wenn Seibt ein autodidaktisches, also in eigener Regie vorgenommenes Studium ebenfalls für ein Vergehen wider den Zeitgeist und die sogenannte Globalisierung halten muß. Bei so etwas kann nur Flickschusterei herauskommen. Allerdings scheint Seibt den Wälzer, den er anpinkelt, lediglich überflogen zu haben. Er könnte sonst niemals behaupten, was die realen Folgen der frühliberalen Lehren a lá Smith, Kant, Bentham gewesen sein sollen, bleibe bei Kurz noch unklarer als bei den ähnlichen Zurechnungen an die Vordenker des Kommunismus. Es bleibt nicht unklar, wie ich nach wiederholter Lektüre der 800 Seiten feststellen kann. In dieser genealogischen Aufrollung liegt gerade eine Stärke der Kurzschen Analyse. Aber womöglich hat Seibt sie durchaus verfolgt, nur überstieg sie sein Sehvermögen? Dies scheint nämlich beim *Merkur* Tradition zu haben. 1980 legte Wolfgang Hädecke in der Jahresschrift *Scheidewege* eine ausgezeichnete Betrachtung des Buches *Die Perfektion der Technik* von Friedrich Georg Jünger vor. Damals war es Max Bense, der Jüngers überragende Untersuchung für den *Merkur* besprach – indem er sie verriß. Hädecke bemerkt dazu nur, Benses Kritik stelle ein Beispiel »hochintelligenter Blindheit« vor Jüngers Buch und den technischen Phänomenen dar.

Nebenbei empfiehlt es sich, die beiden genannten Werke von Kurz und Jünger parallel zu lesen, da sie einander ergänzen. Als Nichtmarxist unterschätzt Jünger die Entfremdung, die sich völlig unabhängig vom Grad der Technisierung und der Organisation aus der Wertform ergibt. Diese drischt der Vielfalt der Welt ihre sinnlichen Qualitäten aus, um dafür das quantitative Denken zu züchten, das heute die Welt so gut wie absolut beherrscht. Dafür unterschätzt Kurz die Entfremdung, die unabhängig von der Produktionsweise und den Eigentumsverhältnissen in jeder großangelegten Maschinerie lauert. Angenommen, Hessens Ministerpräsident Koch wirft der Autohalde namens *Opel Rüsselsheim* (2009) nicht nur 300 Millionen Euro in den Rachen, sondern übergibt sie irgendeiner rotgrünen Zelle zwecks Produktion von Solarmobilen – durch diesen neuen Anstrich wird dieselbe Maschinerie nicht über Nacht zu einem Streichelzoo. Warum nicht? Professor Seibt verrät uns den Grund:

Nachdem er Kurz abgefertigt hat, ist er nämlich so freundlich oder einfältig, ihm noch schnell ein paar Waffen in die Hand zu drücken. Mit Max Weber, Werner Sombart und Max Scheler – auf die sich Kurz nicht oder nur am Rande stützt – fährt er etliche lange Spalten auf, die durchweg in die Kurzsche Kerbe hauen. Wenn jene Autoren befinden, der Kapitalismus verdanke sich eher geistigen und religiösen Quellen als technischen Fortschritten oder auch als Besitzverhältnissen, so ist das ohne Zweifel bedenkenswert, ändert aber am Ergebnis nichts. Im Ergebnis nimmt die Schöne Maschine einen totalitären, selbstherrlichen Zug an, der sie unreformierbar macht. Darauf ziele die vielzitierte Rede vom »stahlharten Gehäuse« ab, referiert Seibt. »Hat es sich genügend entwickelt und ausgedehnt, kann es irgendwann auch ohne seine geistig-religiösen Voraussetzungen existieren – in den veräußerlichten Sachzwängen eines abstrakten Wirtschaftssystems, das einen nahezu naturgeschichtlichen Eigensinn entwickelt.« Seibt betont sogar, es handle sich um ein System, »das sich seine Menschen immer wieder formt«. Ihn selber natürlich nicht.

∞ Verfaßt 2000 / 2009

Wie ich *Brockhaus* entnehme, gibt es bei Colmar in den Vogesen die Ortschaft **Drei Ähren** (Les Trois Épis). Er empfiehlt sie als Sommerfrische und Wallfahrtsort. Ich muß aber zugeben, der ausgefallene Name genügt mir bereits. Er geht auf einen einheimischen Schmied zurück, der eben dort, am 3. Mai 1491, eine Marienerscheinung hatte. Die sogenannte Gottesmutter hätte in der Linken mit drei Gerstenähren gewunken, jedoch in der Rechten ein dickes Hagelkorn gewogen; fast hatte es der Schmied bereits an seinem

Schädel verspürt: Platzwunde! Nun wurde an besagter Stelle in Windeseile eine Kapelle errichtet, in der man bis heute fleißig opfern und beten kann. Die Klerikalen hatten nämlich versichert, die Erscheinung besage nichts anderes als: je frömmere wir sind, desto üppiger fallen unsere Ernten aus, wird doch Maria sie im besten Fall vor allen Unbilden schützen.

Wie es aussieht, wurde um 1825 in Deutschland irgendwie falsch geopfert und gebetet. Damals stöhnte die Bevölkerung über Jahre hinweg unter landwirtschaftlicher »Überproduktion«, um Hans Motteks Fachbegriff (Wirtschaftsgeschichte Band II) zu übernehmen. Gebietsweise sei das Getreide »auf dem Halm verfault«, weil es keiner mehr kaufen wollte. Unterdessen dürften in so und sovielen anderen Winkeln Europas massenhaft Leute verhungert sein. Beispielsweise in Irland. Aber wer hätte das den Bauern beziehungsweise Junkern schon bezahlt, das überschüssige Getreide nun als Geschenk nach Irland zu schicken? Mottek hält die Angelegenheit nicht für eine Marienerscheinung, vielmehr für ein typisches Symptom des äußerst krisenanfälligen Kapitalismus, der sich damals gerade etablierte. Glauben Sie aber nicht, die Bevölkerung hätte vorgeschlagen, dieses verrückte Wirtschaftssystem lieber nicht zu etablieren. Sie folgte vielmehr den Mahnungen der Klerikalen und der diese allmählich ersetzenden »Wirtschaftsweisen«, entweder inbrünstiger zu opfern und zu beten oder aber das x-te Reformmodell des Kapitalismus auszuprobieren.

Um 1930 litten in Europa Millionen Erwerbslose an Hunger und Elend. In den USA jedoch wurden zur gleichen Zeit »Millionen von Tonnen Kaffee ins Meer versenkt, Weizen und Schweine verbrannt, Orangen mit Petroleum übergossen, *um die Marktsituation zu erleichtern*«, schreibt Arthur Kostler in seinen Erinnerungen. Das hätte seine Empörung zu einer bis dahin nie erreichten Weißglut gebracht und ihn in die Kommunistische Partei getrieben. Aber eben nur ihn und ein paar Handvoll andere. Später erfreuten uns die berühmten EWG-Butter- und Gurkenberge. Das Volk erduldete sie und fotografierte sie. Um ehrlich zu sein, begreife ich bis heute nicht, warum sich ein so groteskes wie grausames Wirtschaftssystem wie der Kapitalismus schon mehrere hundert Jahre halten konnte. Das kann ja nicht nur an den Pfarrern und Ökonomieprofessoren liegen. Wobei ich vorsichtshalber sagen muß, *vor 1770* war auch nicht alles Gold, was glänzte. Liest man Sigmar Löfflers Waltershäuser Stadtgeschichte, kommt man aus dem Kopfschütteln kaum heraus. Im hiesigen (späteren) Amt Tenneberg gab es mindestens ab 1200 unablässig Händel aus Konkurrenzgründen. Die Bürger oder Bauern stritten sich untereinander; die Städter mit den Dörfern oder den Adelsnestern; der Burgvogt (Amtmann) mit dem Abt des Klosters Reinhardsbrunn, und so weiter. Es ging um Grenzen, Geld, Ehre. Man hatte eben

schon Privateigentum, wenn auch der Landesfürst und die Bischöfe entschieden den Löwenanteil davon besaßen. Wie sich versteht, verschlangen diese unablässigen Händel Unmengen an Zeit, Geld und nicht zuletzt Nerven. Volkswirtschaftlich betrachtet, war das ganze ein einziges Verlustgeschäft.

Nun will ich keineswegs behaupten, ohne Kapitalismus und Privateigentum ließe sich jeder Streit vermeiden. Findet er aber in egalitär gestimmten Gesellschaften auf der Folie von Gemeineigentum und gemeinsamer, nicht durch Klassen und Interessengruppen zersplitterten Werte und Verfahrensweisen statt, ist er sowohl in der Heftigkeit wie im Umfang viel begrenzter. Das sagen mir meine Erfahrungen in anarchistischen Kommunen, außerdem etliche Bücher, die ich im Hinblick auf meine eigenen utopischen Erzählungen studiert habe. Dabei wurden gerade auch in den jüngsten Jahrzehnten, seit 1968, zahlreiche Regeln oder Instrumente erfunden, die bei der Konfliktlösung sehr dienlich sind. Das schließt auch »primitive«, schon vor Zeiten erprobte Mittel ein wie etwa das Im-Kreis-Sitzen aller Beteiligten oder die Beiziehung von unbefangenen Dritten, wenn es um die Schlichtung eines Streites geht. In den Kirchen lief und läuft das bekanntlich anders. Der Pfarrer steht auf der Kanzel und erzählt den in die Bankreihen gepferchten Schafen, warum es hin und wieder zu bedauerlichen Mißernten und Mißbräuchen kommt. Auch an Kindern. Weil wir zu sündhaft leben! Also mehr opfern und mehr beten.

∞ Verfaßt 2023

Die kleine portugiesische Kreisstadt **Elvas** liegt auf einem Hügel unweit der Grenze zu Spanien. Ihr berühmter 7 ½ Kilometer langer, zum Teil vierstöckiger *Aqueduto de Amoreira*, 1498–1622 auf römischer Basis in zahlreichen Bögen erbaut, ist laut *Brockhaus* noch heute »in Funktion«. Es handelt sich natürlich um eine Wasserleitung – freilich eine künstliche. Im Flachland wäre sicherlich einige Mühe entfallen, aber die Stadtgründer wünschten eben eine mehr oder weniger uneinnehmbare Festung zu errichten. Da heißt es Brücken bauen und Fässer buckeln. Im nordhessischen Städtchen Wolfhagen hatten sie ein ähnliches Problem. Auch Wolfhagen, Burg voran, thront auf einem Hügel. Nach Görlichs Stadtgeschichte* stand der mittelalterlichen Siedlung innerhalb des Mauerrings überhaupt keine Quelle zur Verfügung. Irgendwann erschloß man eine vor dem Teichtor, doch dann hieß es, wie schon angedeutet, immer noch Wasserschleppen. Brach Feuer aus, winkte Wolfhagen die Hölle. Und es brach öfter aus. Nach und nach führte man Wasser aus der Umgegend in Leitungen heran, doch das alles war äußerst aufwendig, da ja zumindest streckenweise kein natürliches Gefälle zur Verfügung stand. Der heutige

Schlaumeier knurrt vielleicht: Einfach Pumpen nehmen! Die pflegen allerdings bis zur Stunde auch nicht vom Himmel zu fallen: man muß sie herstellen, einbauen, betreiben.

Der »Siedlungs-Masochismus«, den man der Menschheit im allgemeinen bescheinigen muß, trug also auch im Hinblick auf die Wasserversorgung gehörig zu unserer Belästigung bei. Besonnene Leute hätten sich niemals auf einem Bergrücken oder in einer Wüste niedergelassen. Aber die Leute waren von militärischen Rücksichten oder sogenannten Rentabilitätsbetrachtungen oder einfach vom Wilden Watz getrieben. Im besten Fall handelten sie planlos. Ich verwahre mich hier gegen die verbreitete Ansicht, die typischen Chaoten dieses Planeten seien die Anarchisten. Solche Chaoten haben wir vielmehr mit all den kleinen und großen Geschäftemachern am Hals. Die modernen Kapitalisten sind die Oberchaoten. Wie ich Motteks Wirtschaftsgeschichte Band II entnehme, war auch der Eisenbahnbau in Deutschland um 1850 keine planvolle Angelegenheit. Er lag zunächst überwiegend in privaten kapitalistischen Händen – und die verfahren selbstverständlich gemäß ihrer Standortinteressen und Gewinnerwartungen. Nur wenn Verlustgeschäfte drohten, wenn ihnen der Bahnbau also zu teuer oder »unrentabel« vorkam, riefen sie schon damals gern nach dem preußischen Staat. Und so ist es bis heute geblieben. Gewinnbringendes wird privatisiert, Unergiebiges sozialisiert.

∞ Verfaßt 2023

* Paul Görlich, *Wolfhagen. Geschichte einer nordhessischen Stadt*, Wolfhagen / Kassel 1980, S. 572–77

Man denkt zunächst: bei Herrn *Brockhaus* kommt die **Glühlampe** aber erstaunlich schlecht weg. Vielleicht hatte ihn ja ein Lobbyist der neuen, grotesken *Energiesparlampe* angepiekt. Ihr und weiteren modernsten Ausgeburten hatte die Glühlampe bekanntlich inzwischen staatlich verordnet (2012) zu weichen. *Brockhaus* erläutert (1989): Die Lichtausbeute bei Glühlampen ist lächerlich gering, um fünf Prozent; sie geben ansonsten Wärme ab, die für ein Treibhaus mit Ananasstauden ausreicht. Bei Sonderlampen läßt sich die Lichtausbeute vielleicht erhöhen, jedoch auf Kosten der Lebensdauer der Lampe. Diese betrage bei Allgebrauchslampen im Mittel 1.000 Stunden. Dann lobt *Brockhaus* allgemeiner das Streben der Industriellen »nach höchstmöglicher Lichtausbeute bei ausreichender Lebensdauer« – was freilich auf die und die technischen Probleme stoße. Er nennt sie auch. Dafür schweigt er konsequent von allen nichttechnischen, nämlich unmoralischen oder politischen Motiven, die bei der Produktion von Lichtquellen, nach allen Erfahrungen, durchaus ebenfalls im Spiel sein könnten.

Vielleicht ist es am einfachsten und eindringlichsten, die verwickelte Sachlage mit Hilfe des Berliner Erfinders **Dieter Binniger** (1938–91) zu umreißen. Man geht wohl kaum fehl, diesen Mann zu den zahlreichen Opfern der bekannten Wendung = Umkrempelung der DDR zu zählen. Er starb mit vermutlich 53 beim Absturz seines Privatflugzeuges. Der gelernte Uhrmacher und Elektroingenieur hatte zunächst mit auf der Mengenlehre fußenden Lichtzeichen-Uhren auf sich aufmerksam gemacht. Ein größeres Exemplar von diesen, die sogenannte »Berlin-Uhr«, steht noch heute vor dem *Europa-Center* in der Budapester Straße. Dann tüftelte Binniger in einer winzigen Kreuzberger Fabrik an einer haltbaren Glühlampe, weil die herkömmlichen Birnen, die er in seinen Uhren verwendete, wie üblich viel zu schnell kaputtgingen. Bekanntlich ist ja die Menschheit im ganzen schon seit knapp 100 Jahren Opfer eines kapitalistischen Glühlampen-Kartells, das sich auf eine Begrenzung der Haltbarkeit von 1.000 Stunden geeinigt hatte. Binniger jedoch erfand eine »Ewigkeitsglühlampe«, die (angeblich und möglicherweise um den Preis anderer Nachteile) fette 150.000 Stunden halten wollte oder sollte, das entspräche einer pausenlosen Brenndauer von 17 Jahren. Zufällig fiel sein Plan, sie auch selbst herzustellen, mit der schon erwähnten »Wende« zusammen. Am 27. Februar 1991, »einen Tag vor Auslauf der Angebotsfrist«, so Helmut Höge*, gab Binniger zusammen mit der Berliner *Commerzbank* ein Kaufangebot für eine Teilfabrik des Ex-DDR-Leuchtstoff-Kombinats *Narva* bei der berüchtigten *Treuhand* ab. Damit hatte er im krassesten Fall sein Todesurteil unterzeichnet.

Am 5. März von Berlin nach Döhren (nördlich von Helmstedt) unterwegs, wo er ein Ferienhaus hat, stürzt Binnigers einmotorige *Tobago B10* kurz vor dem Ziel ab. Angeblich fällt sie bei Döhren genau in den ehemaligen »Todesstreifen«. Neben dem designierten Industriellen kommen auch dessen Sohn Boris, wohl 23, und der Pilot Lothar Scholz in den Flammen ums Leben. Die unterschiedlichsten Quellen nennen diesen »Unfall« durchweg ungeklärt** oder mysteriös, aber nicht eine von ihnen schildert Einzelheiten. Es muß ja eine, wie fragwürdig auch immer durchgeführte amtliche Untersuchung gegeben haben. Augenzeugen waren anscheinend nicht vorhanden. Immerhin führen einige Quellen das nächste bedeutsame Datum an: den 1. April. An diesem Tag, knapp vier Wochen nach dem Absturz bei Döhren, wird in Düsseldorf der damalige *Treuhand*-Chef Detlev Rohwedder erschossen. Auch dieser Todesfall, offiziell der *RAF* in die Schuhe geschoben, ist ungeklärt. Rohwedder hatte sich gegen die brutale »Abwicklung« der DDR-Fabriken stark gemacht, dabei ausdrücklich, wenn ich nicht irre, auch der Ostberliner *Narva*, die verständlicherweise vor allem *Siemens/Osram* ein Dorn in der eigenen Glühbirne war. Nun aber wurde das Kombinat zügig weiter zerlegt oder

zweckentfremdet, soweit nicht gleich stillgelegt, und dadurch plattgemacht, wie die ganze DDR.

Gegen Ende seiner gründlichen und stoffreichen Studie zieht Höge unter Bezug auf zwei kritische Dokumentarfilme von Mayr/Gieselmann und Cosima Dannoritzer ein niederschmetterndes Fazit. Ich zitiere es kaum gekürzt. Danach stellten Mayr/Gieselmann klar: »Das Glühbirnenverbot war keine umweltpolitische Maßnahme, sondern eine rein profitorientierte der Elektroindustrie. Und die EU-Politiker sowie *Greenpeace* waren ihre verlogenen Erfüllungsgehilfen: Die Ersetzung der Glühbirne durch Energiesparlampen hat fatale gesundheitliche Konsequenzen für die Bevölkerung: Diese umgebogenen Leuchtstoffröhren verursachen Quecksilbervergiftung, kontaminieren die Umwelt, haben ein schlechtes Lichtspektrum und stören mit ihrem Flackern neurologische Prozesse. Der Film zeigt »die kartellartigen Machenschaften der großen Lampenhersteller,« heißt es in einer Rezension. / Diesen »Machenschaften« ist Cosima Dannoritzer [...] genealogisch nachgegangen: Mit der Glühbirne begann das, was man »planned obsolescence« (geplanten Verschleiß) nennt, indem ihre »Lebensdauer« sukzessive reduziert wurde [scheibchenweise verkürzt], um mehr davon zu verkaufen. Es folgten Nylonstrümpfe, Textilien usw. – bis hin zu Druckern von Epson und iPhones von Apple. Nach der Weltwirtschaftskrise 1929 wollte man in den USA sogar – analog zum weltweiten Elektrokartell (Phoebus) – jeden Unternehmer, dessen Waren zu lange halten, von Staats wegen mit einem Bußgeld bestrafen. Man begnügte sich dann jedoch mit immer kürzeren Produktzyklen – bis heute. Der Elektroschrott – vom Computer bis zur Energiesparlampe, der dabei anfällt, landet seit Jahren in Ghana als »Second Hand«-Ware – und vergiftet dort ganze Landstriche.<

Ich schließe mit Höges Klage, in der Postmoderne sei die »Suche nach sozialen Lösungen für technische Probleme« schon nahezu erstickt worden. Genau so ist es. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob es Höge schmecken würde, die Bevölkerung Richtung *Mollowina* zu bewegen. In dieser kleinen, freien Balkanrepublik hat man (um 1904) freiwillig auf elektrischen Strom verzichtet. Will einer abends noch lesen, zündet er eine Kerze an. Meistens zieht er es aber vor zu schlafen, weil er dann auch wieder früh, beim ersten Morgendämmer, aus dem Bett hüpfen kann. Also, mit einem derart rückschrittlichen und unbequemen Programm gelänge der rührigen Frau Wagenknecht wohl kaum der Sprung ins Tag und Nacht erleuchtete Regierungsviertel unserer Siemens- und Osram-Stadt an der Spree.

* Helmut Höge in seinem <https://blogs.taz.de/hausmeisterblog/2012/08/31/zum-vorubergehenden-gluehbirnenverbot/>, 31. August 2012

** So am 5. Juni 2012 selbst der Berliner *Tagesspiegel* (Sylvia Hallensleben: »Verteidigung der Glühbirne«)

Ich fürchte, *Brockhaus'* Ausführungen über **Inflation**, immerhin 3 ½ Seiten lang, werden ihrem Gegenstand insofern gerecht, als sie wahrlich »aufgeblasen«, dabei aber leider ziemlich fruchtlos sind. Es ist schon viel, wenn das Lexikon am Rande einräumt, meistens schädige die Geldentwertung »die ärmeren Teile der Bevölkerung«, könne auch zu »Einkommensumverteilungen«, ja sogar »Verteilungskonflikten« führen. Da wird selbst die politökonomische Niete Stefan Zweig deutlicher. Nichts habe das deutsche Volk so erbittert, haßwütig und hitlerreif gemacht wie die Inflation zwischen den beiden Weltkriegen, schreibt er in seinen Erinnerungen, wohl seinem wichtigsten Buch.* »Die Arbeitslosen standen zu Tausenden herum und ballten die Fäuste gegen die Schieber und Ausländer in den Luxusautomobilen, die einen ganzen Straßenzug aufkauften wie eine Zündholzschachtel; jeder, der nur lesen und schreiben konnte, handelte und spekulierte, verdiente und hatte dabei das geheime Gefühl, daß sie alle sich betrogen und betrogen wurden von einer verborgenen Hand, die dieses Chaos sehr wissentlich inszenierte, um den Staat von seinen Schulden und Verpflichtungen zu befreien.«

Die Namen der verborgenen Hand, Oskar Tauschwert, und dessen Enkel, Konrad Kapitalismus, läßt natürlich auch *Brockhaus* nicht fallen. So kann er den Eindruck erwecken, inflationäre Phänomene kämen schon seit der Altsteinzeit unberechenbar und letztlich unvermeidbar wie Regen und Schnee im April über uns. Zweig erwähnt immerhin den »Großverdiener« Hugo Stinnes. Es war ja keineswegs nur der Staat, der sich (um 1922) gesundstieß. Es war vor allem das von ihm gehätschelte Monpolkapital. Schließlich konnten die Fabrikanten auf ihre »Hardware« und ihr »Know-How« bauen, die Erwerbslosen und Kleinbürger dagegen nicht. Sie verloren ihre Ersparnisse, während die Kapitalisten erfreut ihre Schulden schrumpfen sahen, Spekulationsgewinne einstrichen und »die Reallöhne senkten«, wie lange nicht mehr. Für Marxisten wie Hans Mottek** sind Inflationen ein teils mit Absicht ergriffenes, teils zumindest höchst willkommenes Mittel, Kriegsverluste und kapitalistische Krisenfolgen auf die werktätigen Massen abzuwälzen. Ich glaube, darin haben sie recht. Somit können wir uns bereits auf die Zeit nach dem rotgelbgrünen Krieg gegen Rußland freuen. Falls wir ihn überleben.

An der Postmoderne fällt allerdings der grundsätzliche Hang zur Aufblähung auf. Der Computer *erlöst* uns nicht etwa von der Bürokratie, er vergrößert sie. Die Häuser werden nicht etwa weniger, vielmehr höher und großkotziger. Das Versprechen von

Wundern wird zu einer alltäglichen, klassenlosen Gepflogenheit, der sich niemand mehr entziehen kann. Das entwertet selbstverständlich die Wunder; sie platzen gerade so wie die Spekulationsblasen am laufenden Meter. Daran kann man sich gewöhnen. Gleichwohl sind die GewinnerInnen der ganzen abgeschmackten Veranstaltung die immerselben Superleute, denn die haben das Kapital und den Durchblick. Kürzlich meldeten die Medien, der Bau des Bahn-Wahn-Projektes *Stuttgart 21* werde um ungefähr 1,7 Milliarden teurer als nach der vorausgegangenen Fehleinschätzung angenommen. Damit käme er auf rund 11 Milliarden. Dabei hat sich die Bahn auch noch einen »Risikopuffer« von 500 Millionen, also einer halben Milliarde, vorbehalten. Ursprünglich (1995) hatte man mit 2,5 Milliarden Gesamtkosten gerechnet.*** Das wären bereits deftige Steigerungsraten, wenn man nur mit Tausendern in DM zu rechnen hätte. Aber Milliarden? Versuchen Sie einmal, sich eine Milliarde Euro vorzustellen, und möglichst mit allen Konsequenzen. Ein langwieriges und mühsames Geschäft. Bis Sie das bewerkstelligt haben, hat die *Panzerknacker Betonbau AG* schon wieder ein paar Millionen abgesahnt.

∞ Verfaßt 2023

* Stefan Zweig, *Die Welt von gestern*, 1944, hier Fischer-TB 1989, S. 357–61

** Hans Mottek, *Wirtschaftsgeschichte* Band III, 3. Auflage Ostberlin 1977, bes. S. 236, 243, 245

*** <https://www.swr.de/swraktuell/baden-wuerttemberg/stuttgart/stuttgart-21-soll-ueber-11-milliarden-kosten-100.html>, 20. Dezember 2023

Der **Nähmaschine** widmet *Brockhaus* (mit Abbildungen) anderthalb Spalten. Um 1850 auf den Markt gekommen, wanderte die Nähmaschine vorzüglich in die neuen städtischen Schneiderwerkstätten und Konfektionsfabriken, die bald wie Pilze aus dem Boden sprossen. Das steht bei Mottek. Selbst so mancher Bauer vom Dorf habe sich damals verleiten lassen, seine Kleider nicht mehr eigenhändig zu nähen: er kaufte sie. Zeit ist Geld. Wünschte er seine Fenstervorhänge zu erneuern oder zu ändern, gab er sie weg: in eine Schneiderwerkstatt, die eben schon eine Nähmaschine besaß. Allerdings mußte er das Geld erst einmal verdienen. Just dazu benötigte er eben mehr Zeit.

Als die Nähmaschinen, dank der »Rationalisierung«, preiswerter wurden, zogen sie hier und dort auch in die Haushalte des Kleinen Mannes ein. Meine Großmutter, eine Lehrersgattin, besaß eine *Singer*, die am Schwungrad angeworfen und mit dem Fußtrittbrett in Gang gehalten werden mußte. Helene säumte ihre Gardinen sozusagen eigenhändig und eigenfüßig. Die Beliebtheit der Nähmaschine in DDR-Haushalten streifte ich bereits unter Gugelot.

Laut *Brockhaus* war das erste Haushaltsgerät, das elektrifiziert wurde, die Nähmaschine. Wie sich versteht, liefen auch die Nähmaschinen, die ich als Polsterer zu benutzen hatte, mit Strom. Aber ich haßte sie. Der Vorschub klemmte, die Nadel brach, die Fadenspule verwandelte sich in Sekunden in einen Dschungel, in dem Tarzan vor lauter Lianen steckengeblieben und erdrosselt worden wäre. Zum Glück hatte mein letzter Chef, ein vielbegabter Raumausstatter, eine eigene Nähstube mit zwei Kolleginnen, die mir mehrmals wöchentlich aus der Patsche halfen.

Ich nähte immer am liebsten mit der Hand. Das muß der Polsterer ja an seinem Werkstück ohnehin oft tun. Hat meine Hose heute einen daumenlangen Riß, schließe ich auch diesen, notfalls durch Aufsetzen eines Flickens, mit der Hand. Das geht natürlich nicht in Windeseile. Aber wenn ich eins im Überfluß habe, dann Zeit.

∞ Verfaßt 2024

Ich persönlich bin immer erleichtert, wenn mir ein Antiquariat bedauernd mitteilt: **Schutzumschlag** fehlt. *Brockhaus* läßt in dieser Hinsicht mit dem abschließenden Hinweis aufhorchen, der sogenannte Schutzumschlag sei um 1904 durch den findigen Verlegerkopf Langewiesche aufgekommen. Die Bücher kamen also (bei Gutenberg) nicht auf Anhieb mit dem ausklappbaren Tummelfeld für Jugendstil-ÜberredungskünstlerInnen aller Art, darunter manche echte Klappendichter, auf die Welt. Erst im Jugendstil waren massenhafte Arbeitsplatzbeschaffungs- und Ehrgeizbefriedigungsmaßnahmen erforderlich. Eine Tarnung dieser Maßnahmen war schnell zur Hand: die Langewiesches erinnerten inbrünstig an das bewährte Sprichwort »Doppelt hält besser« und wiesen außerdem auf die gewachsenen Sicherheitsbedürfnisse der Massen hin. Deshalb hatten die Massen ja in Afrika oder Fernost deutsche »Schutzgebiete« eingerichtet. Nebenbei beanspruchten sie jetzt ebenfalls solche aparten »Schonbezüge« für ihre Sofas und Sessel, die sich bis dahin nur Gräfinnen und Fabrikantengattinnen leisten konnten. Als Polsterer schnitt ich einst selber welche für die Villen an der Hessischen Bergstraße zu. Sie waren nicht selten noch kostbarer als die Polstermöbel, die sie schützten oder auf die sie schlitzohrig neugierig machen sollten. Wahrscheinlich gehören hier auch schon die biedermeierlichen *Krinolinen* (Reifröcke) hin. Für schlichte Gemüter ist die umfassende Tendenz zur Anhäufung von Überflüssigkeiten und zur Aufblähung ganzer Volks- und Weltwirtschaften im Zuge der allgemeinen Kapitalisierung jedenfalls unverkennbar. Auf Pingos haben die Bücher keine Schutzumschläge, weil sie ohne solche griffiger sind. Druck- und Dunkelstellen hält man für normal. Nennenswerte Verschleißerscheinungen kommen

nicht vor, weil man für die Einbände ausschließlich beste Leinwände oder Lederhäute nimmt. Einmal bestellte ein Kommunarde im Ausland ein sogenanntes *Paperback*. Als er es auspackte, fehlte der übliche Schutzumschlag. Dafür war es, wie man später in Erfahrung brachte, »in Klarsichtfolie eingeschweißt«. Da machte die ganze Kommune große Augen.

∞ Verfaßt 2018

Siehe auch → Adenauer (Versicherungen) → Anarchismus, Tugan (Arbeiterklasse) → DDR, Gugelot (Warendesign) → Fortschritt, Dampfmaschine (»Industrialisierung«) → Voelkner (Landwirtschaft)

Kapp, Gottfried (1897–1938) und Luise. Vermutlich sagt Ihnen der Name Luise Kapp, geborene Windmüller, so wenig wie der von Gottfried Kapp. Die beiden heirateten 1927. Neuerdings lese ich seit Wochen in einem Band mit Briefen Gottfrieds an Luise, veröffentlicht 1963 in Dülmen. Ich kannte bis dahin lediglich Gottfried Kapps Roman *Das Loch im Wasser* von 1929. Ein reizvoller Titel, wie ich finde, aber das Buch konnte mich nicht so richtig packen. Kapp, geboren 1897, stammte aus einer Mönchengladbacher Arbeiterfamilie, wurde jedoch Literat. Er neigte zu der Schwärmerei, die man von Legionen romantisch, mystisch, »spirituell« veranlagter Menschen her kennt beziehungsweise nicht kennt. Denn was diese Leute eigentlich wollen, bleibt stets nebulös. Insofern endet Kapps junger Romanheld angemessen: er geht ins Meer. Er schwimmt in die Nordsee hinaus; er wird immer kleiner – bis man ihn nicht mehr sieht. Vielleicht hat er jenes **Loch im Wasser** gefunden.

Hält man sich an die Briefe, könnte der niederrheinische, später südhessische Erzähler, der bis heute nicht sonderlich viel Anerkennung fand, ein humorvoller und überwiegend angenehmer Mensch gewesen sein. Er schreibt Briefe am laufenden Meter, klammert sogar Philosophisches und Politisches weitgehend aus, und dennoch sind sie nie langweilig. Was mir freilich mißfällt, ist die Rolle, die die Empfängerin dieser unterhaltensamen Briefe offensichtlich zu spielen hat. Diese Rolle ist weder neu noch witzig. Auch die 1898 geborene Luise scheint im wesentlichen die klassische Muse *und* Hauseselin gewesen zu sein. Sie kocht, bügelt, flickt, putzt, und tippen tut sie selbstverständlich ebenfalls. Nebenbei ist sie wohl auch als Buchbinderin tätig gewesen. Nach Kapps frühem Tod kümmert sie sich hingebungsvoll um sein Werk und schreibt außerdem ein ganzes Buch über ihn. Die Liebe zwischen den beiden muß groß gewesen sein. Kapp hat ein Füllhorn an

Kosenamen für Luise. Allerdings auch eine streckenweise geradezu rüde Ironie. An Luises Stelle hätte mich diese Ironie ohne Zweifel gekränkt.

2001 legte Doris Sessinghaus-Reisch eine überfällige Monografie über Luises Gatten vor. Sicherlich eine verdienstvolle Tat, wenn auch nach Schema und Stil einer typischen Diplomarbeit vollbracht. Meines Erachtens geht aus dem biografischen Abschnitt der Arbeit nicht klar hervor, warum der junge Niederrheiner Kapp um 1916, nach seiner Relegation vom Odenkirchener/Linnicher Lehrerseminar, dem Schicksal des Kanonenfutters, also dem Ersten Weltkrieg entging. Immerhin betont die Autorin jedoch, Kapp sei damals nicht der allgemeinen Kriegsbegeisterung und Vaterlandsliebe verfallen, daher Außenseiter gewesen (S. 54). Auf Wanderschaft in Bayern unterwegs, sei er zu einem Bayreuther Infanterie-Regiment eingezogen worden. Dort sei er aber »nicht lange« geblieben, sondern »zur Wiederherstellung der Gesundheit in ein Erholungsheim in Franken überwiesen« worden (56). Sein Leiden wird nicht benannt. Vermutlich war es just der Mangel an Kriegsbegeisterung und Vaterlandsliebe. Mit anderen Worten, ich nehme an, er verstand es, sich zu drücken.

Die nächste Enttäuschung: Über Kapps Gattin Luise, »Tochter aus einer großbürgerlichen jüdischen [Lippstädter] Familie«, ist von Sessinghaus-Reisch so gut wie nichts zu erfahren. Kapp hatte sich in Lippstadt dem kurzlebigen Versuch, das Abitur nachzumachen, dann aber lieber dem Schreiben sowie dem dortigen Fußballverein *Borussia* gewidmet, der ihm sogar eine Wohnung zur Verfügung gestellt habe. Mit diesem Club habe er am 1. Mai 1921 »die Meisterschaft der A-Klasse« errungen, vermutlich der westfälischen, denn die an diesem Spieltag mit 2:5 gegen Lippstadt unterlegene Mannschaft kam aus Ahlen (bei Warendorf, Münsterland). Mögen im übrigen Fußballexperten feststellen, wie hoch dieser Abstecher des abgebrochenen Lehrers und zukünftigen Schriftstellers (vor allem Erzähler) in den Leistungssport zu werten sei. Kapp soll sich damals sogar bemüht haben, aufgrund von Drähten nach Rumänien, Fußballtrainer auf dem Balkan zu werden (57). Somit kann er kein so schlapper Junge gewesen sein. Der Vater war Facharbeiter in einer Maschinenfabrik. Man wohnte, am Niederrhein, im eigenen Haus. Das einzige mir bekannte Bildnis – schmale Lippen, hohe Stirn, die Brillengläser rund – zeigt Fußballer Kapp mit eher weichen Zügen.

Nach der Heirat (1927) lebt das Ehepaar Kapp zunächst in Berlin, dann eine Zeitlang auf Capri, Italien. Kapp versucht sich bereits als Freier Schriftsteller über Wasser zu halten. Trotz der wohlhabenden Schwiegereltern scheint Kapp ums Brot zu kämpfen zu haben. 1934 kann er immerhin mit finanzieller Hilfe der Schwiegermutter im Städtchen Kronberg am Taunus, nahe der in Frankfurt lebenden Schwägerin, ein »kleines Haus«

erbauen. Glanzstücke des Häuschens seien eine Bibliothek und ein Klavier gewesen, »an dem Kapp oft und gerne saß« (61). Möglicherweise ging Kapps Blick vom Klavierschemel aus ins Hessische Ried bis nach Darmstadt, wo Kollege Ernst Kreuder mit Gattin Irene in der ehemaligen *Kaisermühle* (angeblich) der berüchtigten »Inneren Emigration« nachging. An Kreuder, der nur einige Jahre jünger war, erinnert mich Kapps Leben und Wirken in mancherlei Hinsicht immer mal wieder. Daß sich die beiden einmal getroffen hätten, wüßte ich nicht, aber es ist keineswegs unwahrscheinlich.

Den »gleichgeschalteten Kultur-Institutionen« der Nazis blieb Kapp, wie es aussieht, fern. Er habe deshalb auch alle Hoffnungen auf Broterwerb in Presse und Rundfunk begraben müssen, schreibt Sessinghaus-Reisch (61, 68). Ferner sei es der »Jüdin« Luise schon nicht mehr möglich gewesen, einkaufen zu gehen, »dies übernahm Gottfried«. Doch im September 1937 zerschlägt sich auch der Ausreisewunsch des Paares, weil Kapps Antrag auf Reisepaß abgewiesen wird. Das Paar wird zunehmend schikaniert. Am 10. November 1938 (»Reichskristallnacht«!) setzte es zunächst Prügel und Zertrümmerung im Hause Kapp mit abschließender Verhaftung für mehrere Tage. Schon eine gute Woche nach diesem faschistischen Überfall werden die Eheleute erneut zu Hause belästigt und, nach Beschlagnahmung »verdächtiger«, nämlich »staatsfeindlicher« Texte Kapps, auch erneut verhaftet. Man sperrt sie getrennt im Frankfurter Gerichtsgefängnis ein. Am 21. November wird Gottfried Kapp im Haus der *Gestapo* dem Verhör unterzogen, das ihm, 41 Jahre alt, das Leben kosten sollte. In einer Zuschrift an die Frankfurter *Neue Presse* im Jahr 1963, die Sessinghaus-Reisch anführt, behauptet der ehemalige *Gestapo*-Beamte Heinrich Baab, auf dem Weg zu seinem Dienstzimmer habe er damals verfolgt, wie Kapp von Kriminal-Obersekretär Gabbusch und Kriminal-Sekretär Fengler prügelnd durch den Flur des Polizeigefängnisses getrieben und auf eine Bank unter einem Fenster geworfen worden sei, worauf sie den Häftling vorübergehend allein gelassen hätten. Nach wenigen Minuten habe Baab von seinem Dienstzimmer aus Aufregung vom Flur her vernommen. Man erklärte ihm wohl, Kapp sei aus dem Flurfenster gesprungen. Baab behauptet, er sei wie andere auf den Hof geeilt und habe dort noch den letzten Atemzug des Schriftstellers erlebt. Fengler sei die Angelegenheit sichtlich unangenehm gewesen. Gabbusch und Kriminal-Assistent Wildhirt hätten Späße gemacht, während sich Kriminal-Rat Grosse jeden Kommentar verkniffen habe (63 u. 212).

Die offizielle Version der *Gestapo* belief sich offenbar auf »Selbstmord im Polizeigefängnis« (213). Kapp war also selber schuld ... Ob im Nachhinein jemand versuchte, den Vorfall aufzuklären und zum Beispiel die Genannten, falls noch am Leben, ihrerseits gezielt in Sachen Kapp verhören zu lassen, bleibt bei Sessinghaus-Reisch unklar.

Leserbriefschreiber Heinrich Baab, geb. 1908, damals wohl Sekretär bei der Frankfurter *Gestapo*, später Chef des dortigen »Judenreferats«, war natürlich mehr als befangen. Nach verschiedenen Internetquellen hatte er zahlreiche Morde an Mitbürgern auf dem Gewissen und saß von 1947–73 im Gefängnis. Kriminalrat (ab 1940) und SS-»Sturmabführer« Ernst Grosse kam, vor Einstellung der Ermittlungen 1952, wegen seines faschistischen Wirkens mit wenigen Jahren Haft davon. Kriminalinspektor Hans Gabbusch wurde in der SBZ/DDR verurteilt und bis 1956 eingesperrt; ein Jahr darauf starb er in Westberlin. Kriminalsekretär Fengler hieß mit Vornamen wahrscheinlich Gotthold oder Gottlieb. Ein Kriminalassistent Wildhirt ist im Internet überhaupt nicht bekannt.

Was die Darstellung durch Baab betrifft, den es von allen genannten Faschisten nach dem Krieg am härtesten traf, ist Anschwärzung und Rachsucht sicherlich nicht ganz auszuschließen. Im Grunde dürften die Einzelheiten und Tatanteile allerdings unerheblich sein. Kapp wurde wegen der Solidarität mit seiner jüdischen Frau und wegen seiner antimilitaristischen und antifaschistischen Haltung eindeutig verfolgt, gequält und in den Tod getrieben. Hier läge immerhin ein auffallender Unterschied zum Schicksal Ernst Kreuders oder gar Horst Langes vor. Allen gemeinsam ist dafür ein streckenweise schmerzhaftes Pathos der romantisch-mystischen, also der unbestimmten Art. Sie verbreiten Nebel über Bodenständigkeit, Seelengröße, sittsamen Lebenswandel und erhebende Kunstwerke. Dabei hat Kreuder Kapp einen gewissen antiautoritären Zug voraus; jener pflegte Amtspersonen und große UmgestalterInnen der Menschheit, Fabrikherren und pflügende Bauern eingeschlossen, nicht, wie dieser, mit Ehrfurcht zu bedecken. Kapp war ohne Zweifel »Einzelgänger«, wie Sessinghaus-Reisch schreibt; er war auch sicherlich ein mutiger, scherzhafter und hilfsbereiter Zeitgenosse; aber zum Anarchisten hätte er nicht getaugt. Er war ein etwas fruchtloser Grübelkopf.

In stilistischer und dramaturgischer Hinsicht stand er den genannten Kollegen keineswegs nach. Das bezeugt unter anderem sein meist als sein »Hauptwerk« gehandelter Roman *Peter van Laac*, den er 1931 vollenden, aber zu Lebzeiten nie (im ganzen) veröffentlichen konnte. Er ist stark autobiografisch gefärbt. Entsprechend spielt er hauptsächlich am Niederrhein. Aber auch in diesem Text ist Kapp der Frage nach Militärdienst und Kriegsteilnahme (der Hauptfigur Peter) ausgewichen, wenn mich mein Gedächtnis nicht im Stich läßt. Ferner zählt Kapps schon erwähnte Ämterliebe zum Fundament des Romans. Der unstete und grüblerisch veranlagte Peter wird nämlich »Sekretär«, will heißen rechte Hand und Wahlkampfhelfer des wohlhabenden Sozialreformers und zukünftigen Brüggendoncker Oberbürgermeisters Dr. Nieder. Zuletzt wird er sogar selber Stadtoberhaupt, wenn auch nur des von beiden Männern geschaffenen

Brüggendoncker Vororts »Heidsee«. Man rät wohl nicht sehr daneben mit der Vermutung, Kapp habe diese Gartenstadt mit Fabriken, Siedlungshäusern und Heilstätten an das bekannte Reformprojekt *Hellerau* bei Dresden angelehnt. In Heidsee sind alle Einrichtungen zunächst Gemein-, dann Stadtbesitz. Bis zur Verknöcherung staatsbürokratischer Natur fehlte wahrscheinlich nicht mehr viel, aber vorher endet der Roman. Er endet, nach manchem Wälzen von Schuldgefühlen der Hauptfiguren, versöhnlich, zudem hoffnungsfroh. Das schließt »natürlich« Peters Ehebund mit Nieders Tochter Eugenie ein. Ein furchtbarer weiblicher Vorname war Kapp nicht eingefallen.

∞ Verfaßt um 2015

*Lieber KO, mein Neffe M. hat eine Meise. Er wollte schon immer »Dichter« werden, und nun hat ihm ein Jenaer Trödler einen völlig überkauften, an sich schlichten, kleinen Tisch aus Tannenholz angedreht, an dem angeblich **Goethes** Schreiber John etliche berühmte Werke des Herrn diktierenden Geheimrates aufgezeichnet hat. Indem er jetzt nur noch an diesem lächerlichen Tisch* auf seinen Laptop einhackt, erhofft sich M. natürlich, in wenigen Jahren ebenfalls nur noch Werke von Goetheschem Kaliber hervorzubringen. Es handelt sich sozusagen um stark verkürzte Wilhelm Meisters Lehrjahre. Muß ich meinen Neffen jetzt dem Psychiatrischen Dienst melden? Ergebenst Ihr Engelbert Schuch, Apolda.*

Lieber Herr S., melden Sie lieber Goethe. Und alle seine professoralen SpeichelleckerInnen. Melden sie aber auch Gottfried Kapp, obwohl er mir eigentlich recht sympathisch ist. Der rheinländisch-südhessische Schriftsteller (1897–1938) rühmte Goethe und insbesondere dessen angeblichen *Meister*-Roman über den Klee, wie dem Band mit *Briefen* Kapps zu entnehmen ist. Dabei handelt es sich doch beim *Wilhelm Meister* ohne Zweifel um einen betulichen, schulmeisterlichen, »artigen« Schmarren, der mich jede Wette zu Tode gelangweilt hätte, wenn ich ihn damals, nachdem ich Kapps Empfehlung gefolgt war, nicht wütend und mutig nach ungefähr 100 Seiten Richtung Zimmerofen gefeuert hätte. Es wird mir immer rätselhaft bleiben, wie die jeweils einflußreichen und tonangebenden Sprachrohre des Geisteslebens es schaffen, breitesten Massen, wider alle Vernunft, Phänomene beziehungsweise Hirngespinnste wie Goethe, Einstein, Urknall und Klimawandel als abküssenswerte Meilensteine unseres kulturellen Werdens zu verkaufen. Eine enge Freundin von mir behauptet allerdings, es sei keineswegs rätselhaft. Es habe vor allem etwas mit dem *Mehrheitsdenken* zu tun. Der Mensch unterwerfe sich gern, und je mächtiger das ihn beherrschende »Narrativ« sei, umso

sicherer wähne er sich. Nebenbei sei Mitlaufen natürlich auch viel bequemer als Gegen-den-Strom-Schwimmen.

∞ Verfaßt 2023, für die Blog-Rubrik *Kummerkastenonkel*

* https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Johann_Joseph_Schmeller_-_Goethe_seinem_Schreiber_John_diktierend,_1831.jpg

Kassel

Der Weinberg, der sich unweit des Rathauses über der Karlsaue erhebt, ist beste Kasseler Wohnlage. Umgeben von einem hübschen Park, standen hier vor dem Zweiten Weltkrieg zwei prachtvolle Villen des heimischen **Henschel**-Clans. Das heißt, die jüngere Villa ließ Oskar Henschel bereits 1932 abreißen, weil sie, kaum verkäuflich, dafür seiner Ansicht nach zu hoch besteuert, leerstand.* Schließlich konnte er die ehemalige Residenz seiner Stiefmutter nicht zur Suppenküche für die Leute erniedrigen, die er jüngst im Rahmen des bedauerlichen kapitalistischen Krisenzyklus‘ in seiner Fabrik hatte entlassen müssen. Die andere Villa dagegen machte wenig später Bekanntschaft mit britischen Bomben. Ja, so ein böser Schicksalsschlag!

Es war am 22. Oktober 1943 gewesen. Damals flogen britische Jäger einen massiven Angriff, der Kassel zu fast 80 Prozent in Schutt und Asche legte. 418.000 Bomben gingen auf die Stadt nieder. Wie Zeitzeuge Willi Belz in seinen Erinnerungen erwähnt, stand selbst der Asphalt der Straßen in Flammen, sodaß etliche Schutzsuchende in Fackeln verwandelt wurden. Im Ergebnis waren knapp 10.000 EinwohnerInnen tot, gut 10.000 verwundet, rund 150.000 (von 230.000) obdachlos. Die Stadt glich einer Steinwüste. Auf einem zeitgenössischen Foto unternimmt ein offener Pkw eine Besichtigungsfahrt durch die Ruinen. Neben dem Höheren SS- und Polizeiführer Josias Erbprinz zu Waldeck und Pyrmont, der im nahen Barockstädtchen Arolsen noch heute ein hohes Ansehen genießt, ist Herr Dr. Joseph Goebbels, Reichsminister für »Volksaufklärung«, zu sehen. Doch aufgeklärt hatten eher die Briten. Seit Monaten war durch Noten an die Hitlerregierung und durch abgeworfene Flugblätter bekannt gewesen, welche Städte von den Briten als zum Kampfgebiet gehörig betrachtet wurden.

Wenn auch Kassel Haß und Bomber auf sich zog, war die Familie Henschel nicht gerade unbeteiligt daran. Neben einem Militärflugplatz in Rothwesten und den Waldauer *Fieseler*-Werken, die mit über 5.000 Beschäftigten Flugzeuge bauten, barg Kassel das traditionsreiche Unternehmen *Henschel & Sohn*. 1777 von Georg Henschel als Geschütz-

und Glockengießerei gegründet, mauserte sich das Unternehmen bis zum Oktober 1943 zu einer großangelegten Panzerschmiede mit rund 3.000 Beschäftigten. 1976 war es noch wertvoll genug, um vom Thyssen-Konzern geschluckt zu werden. Diese Übernahme erwähnt *Brockhaus* noch mit Mühe und Not – von den Kriegen und Rüstungsgewinnen dagegen ist keine Rede.

In Moskau wurden soeben ein paar nagelneue Maschinenpistolen getestet. Vier Attentäter drangen am Freitagabend (22. März) in eine Konzerthalle ein, um auf die nichtsahnenden BesucherInnen das Feuer zu eröffnen. Zurück blieben rund 150 Tote, darunter auch Kinder, und mehrere Hundert Verletzte. Jetzt suchen die Behörden die Attentäter, nicht etwa die Waffenproduzenten.

∞ Verfaßt 2024

* <https://www.hna.de/kassel/abriss-henschel-villa-krise-795050.html>, 7. Juni 2010

Der fette *Brockhaus*-Eintrag über **Panzer** verströmt (1991) ungefähr soviel Zweifel an seinem Gegenstand, wie der gegenwärtige »Bundesverteidigungsminister« Boris Pistorius an sich selber: null. Nach einem kurzen Vorspann über Schilde, Ritterrüstungen, Kettenhemden und dergleichen Antiquitäten geht es flott zu den stählernen Ungetümen moderner Kriegsführung, also den eigentlichen Panzern, von denen jetzt wieder jeder deutsche Knabe, aber auch jedes deutsche Mädel träumen soll. Eine vergleichsweise riesige Abbildung zeigt den Kampfpanzer *Leopard 2* in einer sogenannten Phantomzeichnung. Der wohlwollende Kritiker könnte die Farbgebung immerhin für einen Versuch der Abschreckung halten: Hauptsächlich ekelhafte braun-grüne Tarnfarben, ansonsten ein ekelhaftes Rotbraun, das bereits das geronnene Blut vorwegnimmt.

Erfreulicherweise belehrt mich *Brockhaus*, die bekanntesten Kampfpanzer des Zweiten Weltkrieges seien voran die *Panther* und *Tiger* gewesen. Dazu entnehme ich dem Internet: beide wurden zufällig in der Stadt meiner antiautoritären Jugend gebaut, nämlich bei *Henschel* in Kassel. Die *Welt* geht ins Einzelne.* Der »stärkste deutsche Kampfpanzer im Zweiten Weltkrieg« sei *Tiger 2* gewesen. Im Herbst 1943 führt *Henschel* sein Muster für *Tiger 2* (auch »Königstiger« genannt) dem Führer vor – *Henschel* bekommt den Auftrag (gegen Konkurrent *Porsche*). Es baut auch *Tiger 1* weiter. Von *Tiger 2* wurden allerdings lediglich knapp 500 gebaut, weil das Vieh zu schwer war.

Tja, der Luftangriff der Alliierten auf Kassel im Oktober 1943 war gleichfalls ziemlich schwer, wie es in vielen Quellen heißt. »Kaum ein Stein blieb auf dem anderen«, schreibt die *Hessenschau* dazu kürzlich gedichtreif.** Meine Großmutter Helene überlebte

ihn sogar, war sie doch rechtzeitig zu Verwandten nach Kleinalmerode im Kaufunger Wald geflohen. Dafür ereilte sie ein sogenannter Nervenzusammenbruch. Ihr Gatte Heinrich bemühte sich unterdessen als Hauptmann einer Brückenbaukolonne auf dem Balkan um einen halbwegs ehrenvollen Rückzug, falls ich Familiennachrichten trauen darf. Ihr ältester Sohn Gerhold »fiel« im nächsten Jahr in Italien – ins Soldatengrab. Er war noch keine 20.

1964 ging *Henschel* an *Rheinstahl* beziehungsweise *Thyssen* über. Man hatte sich auch um den von *Brockhaus* abgebildeten *Leopard 2* beworben, doch dieser Auftrag landete (1978) bei *Krauss-Maffei*. Inzwischen scheint alles eine Banane beziehungsweise Granate zu sein, nämlich *Rheinmetall*. Diese Firma gilt zur Stunde als größter deutscher Rüstungskonzern. Aber deutsch ist daran nicht mehr so viel. Zwei Drittel der Aktien gehören »institutionellen Anlegern«, voran aus den USA. *BlackRock* ist selbstverständlich ebenfalls dabei. Ja, es hat sogar dieser Tage gerade wieder zugeschlagen.***

Es wird Zeit, daß im Berliner Bundeskanzleramt endlich das *BSW* ans Ruder kommt. Es wird unverzüglich die Umtaufe der deutschen Kampfpanzer durchsetzen, damit die vom Aussterben bedrohten Raubkatzen dieses Planeten nicht länger verleumdet werden. Die Panzer werden unter Wagenknecht nach Fischen benannt, etwa Kabeljau, Hering, Heilbutt und dergleichen Meer.

∞ Verfaßt 2024

* <https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article129869643/Der-riesige-deutsche-Koenigstiger-war-ein-Irrweg.html>, 7. Juli 2014

** <https://www.hessenschau.de/panorama/bombenangriff-1943-eine-nacht-die-kassel-veraendert-hat-v1,erinnerung-kasseler-bombennacht-100.html>, 22. Oktober 2023

*** <https://www.kettner-edelmetalle.de/news/zufalle-gibts-blackrock-erhoht-rheinmetall-anteile-dann-kommt-grossauftrag-21-06-2024>, 21. Juni 2024

Siehe auch → Achtundsechzig, Ritas *RUD* (Tannenwäldchen) → Bildende Kunst, Lyncker (Documenta u.a.) → Fähre (Fulda) → Faschismus, Fieseler (Werkschef) → Spitznamen (Ephesus & Kupille) → Im Anhang *Der Sturz des Herkules* (in Kassel)

Kelly, Petra (1947–92), *grüne* Kämpferin für Frieden. Ein ziemlich frischer Gedenk-artikel von mir hieß »Der General und die Grüne«. Der doppelte Tod von **Gert Bastian** und Petra Kelly war gerade 30 Jahre alt. Er hatte im Herbst 1992 nicht nur in der damaligen deutschen Bundeshauptstadt wie eine Bombe eingeschlagen, zumal ja ein General a.D.

beteiligt war. Die beiden PolitikerInnen hatten trotz eines beträchtlichen Altersunterschiedes von gut 24 Jahren gemeinsam ein zweigeschossiges Reihenhaus in Bonn-Tannenbusch bewohnt. Sie starb mit 44, er mit 69. Bastian war schon im Zweiten Weltkrieg Offizier gewesen, brachte es dann bei der Bundeswehr bis zum Generalmajor, ehe er 1980 seinen Hut nahm. Er hatte sich nämlich inzwischen zum Atom- und Kriegsgegner gewandelt und tat sich deshalb mit den *Grünen* und eben auch mit deren »charismatischer« Galionsfigur Kelly zusammen. Offiziell blieb er mit seiner Gattin Charlotte verheiratet und besuchte sie sogar öfter in München. Sie hatten zwei Kinder. Bastian saß nun, wie Kelly, im Bundestag (er bis 1987, sie bis 1990) und folgte der Galionsfigur ansonsten auf Schritt und Tritt. Ob er sie dabei eher stützte oder ihr eher wie eine Kanonenkugel am Bein hing, ist umstritten. Manche verunglimpfen ihn als Kellys unentbehrlichen Fürsorger und Trottel, an dem sie ihre Launen auslassen konnte. Sie habe ihn auch durchaus mit anderen Männern betrogen. Jedenfalls waren zunehmende, teils lautstarke Streitigkeiten zwischen den beiden zu bemerken, aus welchem Grund auch immer.

Kelly, studierte Politologin, muß eine schillernde kleine Person gewesen sein, obwohl ihrem feinen, schmalen Gesicht zumeist eine besorgniserregende Blässe bescheinigt wird. Das würde sich mit ihrem märtyrerhaften Zug decken: es gab kein Leid in der Welt, das vor ihren dunklen Argusaugen sicher war. Das Gründungsmitglied der *Grünen* (1980) galt als mitreißend, fordernd, arbeitswütig und stets abgehetzt. Kelly wetterte gegen Krieg, aber auch gegen Abtreibung. Sie war für Tibet, für die Kurden, für alle möglichen IndianerInnen. Ungefähr ab 1990 traten die *Grünen* allerdings die umgekehrte Wandlung des Gert Bastian an: zurück zum Krieg. Aber soweit ich sehe, zogen sich er und Kelly weniger deshalb von der politischen Bühne in das Reihenhäuschen zurück. Kelly war vielen Mitstreitern zu eigensinnig und unkooperativ. Sie liebte den Rummel der Medien um ihre Person zu sehr. Trotz ihrer eher »fundamentalistischen« grünen Positionen befürwortete sie, schon damals, bezahlte Berufspolitik. Entsprechend boykottierte sie das »Rotationsprinzip« (den regelmäßigen Ämterwechsel) und den »Ökofond« ihrer Partei. Verständlicherweise trugen die Anfeindungen nicht gerade zu ihrer Gesundheit bei. Laut Biografin Saskia Richter von Kind auf nierenkrank, wirkte sie inzwischen ausgelaugt und durchhängstigt. Bei der Polizei hielt man sie für gefährdet. Als Schulkind hatte sie einen aus den USA stammenden Stiefvater bekommen. Erstaunlicherweise war John Edward Kelly auch schon hoher Offizier gewesen, ein Oberst. Nun, vermutlich am 1. Oktober 1992, schießt ihr betagter General und Gefährte sie, der amtlichen Version zufolge, bei einem Nachmittagsschläfchen in die Schläfe. Anschließend

richtet Bastian seine Pistole (von schräg oben) gegen die eigene Stirn. Es dauert merkwürdigerweise fast drei Wochen, bis die beiden vermißt und entdeckt werden. Umso rascher hat sich der Staatsanwalt sein Bild gemacht: Bastian habe beide Schüsse abgegeben, entweder im Einvernehmen mit Kelly oder in der Überzeugung, ohne ihn sei sie verloren. Damit liege ein »erweiterter Suizid« vor. Für ein »Fremdverschulden« gebe es keine Anhaltspunkte.***

Etliche BeobachterInnen sehen das anders. Mal halten sie Bastian für den Mörder seiner Gefährtin; mal glauben sie, Dritte hätten das Paar umgebracht. Beide Annahmen sind keineswegs an den Haaren herbeigezogen, weil es wieder einmal Ungereimtheiten gibt. Warum wurden die Leichen so spät gefunden? Um eine Obduktion zu unterlaufen? Die gab es immerhin noch. Was Kelly angeht, habe die Obduktion keine Hinweise auf eine ernsthafte Krankheit erbracht. Im übrigen fanden sich weder Abschiedsbriefe noch Testamente noch sonstige Erklärungen der Verstorbenen. Zwar surrte im Erdgeschoß eine elektrische Schreibmaschine, doch sie enthielt auf der Walze nur einen belanglosen Geschäftsbrief, der mitten in einem Satz und sogar einem Wort abgebrochen worden war. Von ihm her schloß die Kripo auf das mutmaßliche Todestagsdatum, 1. Oktober. Sie hatte Bastian, den Autor des Geschäftsbriefes, im Flur des Obergeschosses hingestreckt gefunden, Kelly dagegen auf ihrem Bett. Die Alarmanlage des Hauses war abgeschaltet. Weiter geben eine lediglich angelehnte Balkontür und ein umgestürztes Bücherregal (im oberen Flur) zu denken. Bastian könnte es jedoch nach dem Schuß in die eigene Stirn im Fallen mitgerissen haben. Schmauchspuren von der Tatwaffe will die Kripo nur an seinen Händen bemerkt haben. Solche Spuren lassen sich vermutlich auch vortäuschen, falls sie einer benötigt.

Wer ein Mordmotiv Dritter suchte, könnte es wohl im Antimilitarismus und in den entsprechenden Enthüllungen (Waffengeschäfte) des Paares finden – obwohl mir die Mundtotmachung oder Vergeltung zu jener Zeit des Privatisierens ein wenig spät erschiene. Manche Quellen* führen den Verdacht an, Kelly sei seit Jahren, von CIA und von neofaschistischer Seite her, einem Psychoterror ausgesetzt gewesen. Davon sprach wohl auch Kelly selber wiederholt. Möglicherweise suchten diese Kräfte den bereits angedeuteten Deformierungsprozeß der *Grünen* zu befördern, der diese »underdogs« binnen weniger Jahre von der Anpinkerei des Imperialismus‘ in die Geschäftsführung des Imperialismus‘ katapultierte. Andererseits war das Paar zumindest teilweise durchaus im Sinne westlicher Strategen tätig, man denke etwa an Tibet. Hier schillert es also ebenfalls.

Entgegen dem Bild des Staatsanwaltes bezweifeln viele Freunde oder Kollegen von Kelly, ihr Tod könne ihr Wunsch gewesen sein. Lukas Beckmann: in Petras Unterlagen

fanden sich Hinweise darauf um keinen Deut, und ihr Terminkalender vor voll. Angeblich hatte sie sogar eine Professur in den USA in Aussicht. 2007 bezweifelt auch Saskia Richter, die 2010 noch eine Kelly-Biografie vorlegen sollte, im *Spiegel* einen Todeswunsch der abgedankten Politikerin: »Sie hatte Pläne, und als der Schuss fiel, schlief sie.« Nach manchen Quellen ist auch das bekannte, in diesem Fall durchaus naheliegende Motiv Eifersucht nicht ausgeschlossen. Marina Friedt behauptet 2017 im *Spiegel*, Kelly habe zuletzt eine Liebschaft mit einem tibetischen Arzt unterhalten. Vielleicht sah der Ex-General deshalb rot.

Eine recht einleuchtende Theorie zum Tathergang vertrat und vertritt der Arzt und Schriftsteller Till Bastian. Das ist der Sohn. Der *Focus*-Autorin Beate Strobel gegenüber malt er seinen Erzeuger 2017** keineswegs als den humorlosen Schleifer, den man bei einem altgedienten Militär erwarten könnte. Obwohl in schnelle Autos und Waffen vernarrt, sei er eher verspielt und tolerant, vielleicht auch gleichgültig gewesen. Er sei jenseits der Familie seinem Leben nachgegangen, dabei viele Frauengeschichten. Kelly habe Bastian die nach wie vor engen Fäden zu seiner Gattin immer sehr übel genommen. Mich überraschten die Schüsse nicht, sagt der Sohn. Er habe seinen Vater damals sofort für den Täter gehalten. Im folgenden Jahr, 1993, schreibt er in einem Artikel für das Wochenblatt *Zeit* (Nr. 37): »Ich glaube, daß mein Vater – der an schwerer Gefäßverkalkung auch der Herzkranzgefäße litt – an jenem Donnerstagmorgen von einem heftigen Angina-pectoris-Anfall, einem Infarkt oder einer Lungenembolie heimgesucht wurde; im Gefühl des kommenden Todes glaubte er vielleicht, Frau Kelly, die oft beteuert hatte, nicht ohne ihn leben zu können, nicht allein lassen zu dürfen, sondern mit in den Tod nehmen zu sollen, und erschoss erst sie und dann sich. Es wäre dies eine soldatische Art gewalttätiger Fürsorge gewesen, wie sie sehr gut zu meinem Vater gepaßt hätte.«

Auf meine briefliche Nachfrage teilt mir Till Bastian freundlicherweise mit, er habe damals mit dem Gerichtsmediziner telefoniert. Mit dessen Befund einer »hochgradigen Arteriosklerose« bei dem Vater sei Bastians Hypothese »gut vereinbar«, habe ihm der Mann versichert. Nebenbei habe sich in der Briefftasche des Vaters ein Zeitungsartikel gefunden: *Was tun bei Herzinfarkt?* Sowas trage man ja nicht ohne Grund mit sich herum. Was Kelly angeht, sei sie ihm, dem Arzt, zuletzt »sehr ängstlich und hypochondrisch« vorgekommen. Sein Vater habe eine seelische Erkrankung bei der Gefährtin befürchtet. Von »Verfolgungswahn« habe er, der Sohn, allerdings weder etwas bemerkt noch auch nur gehört.

Für Ulrike Winkelmann*** läßt sich der Doppeltod, »wenn überhaupt«, wohl am ehsten »aus der zerstörerischen Abhängigkeit der beiden voneinander« erklären. Das

scheint ja auch der Sohn so zu sehen. Winkelmann gegenüber nennt er die Beziehung »eine Falle«.

∞ Verfaßt 2022

* etwa die Webseite <https://www.arbeiterfotografie.com/politische-morde/index-1992-10-01-petra-kelly-gert-bastian.html>, o. J.

** Beate Strobel, 25. November 2017: https://www.focus.de/kultur/medien/mein-vater-ich-hatte-eine-stinkwut-auf-meinen-vater_id_7890282.html (anscheinend aufgrund eines Gesprächs mit Till Bastian)

*** Ulrike Winkelmann, 1. Oktober 2017: <https://www.deutschlandfunk.de/tod-von-petra-kelly-und-gert-bastian-zwei-leichen-viele-100.html>

Kinder, Kindheit

Mukesh Die Maisonne scheint: günstig für radelnde RentnerInnen und für sogenannte deutsche Landwirte. Vorm nächsten Dorf fährt einer mit seinem Schlepper, dessen Mäh-Vorsatz breiter als die Waltershäuser Hauptstraße ist, auf seiner ausgedehnten Heuwiese hin und her. Möglicherweise langweilt er sich, ganz im Gegensatz zu dem Storch, der ihm bei geringstem Sicherheitsabstand wie ein Leibwächter folgt. Das sind schon achtungseinflößende Dolche, die diese Störche mit sich führen.

Das Dorf weist an einem Hang eine hübsche, schlichte, aus hellem Sandstein errichtete Barockkirche auf, die ich ganz gern besuche. Sie bewacht den Friedhof. Etwas nachlässig gekleidete Leute wie ich riechen doch leicht nach Blumendieb. Von meiner Stammbank aus kann ich die mächtigen Linden bewundern, die im Rücken der Kirche stehen. Das Grab von C. habe ich lediglich im Augenwinkel. Sie pflanzten der 16jährigen einen rötlich schimmernden Grabstein auf den Kopf, den die Turmfalken und Dohlen von rechts wegen täglich einmal bekoten mußten. Auf einer Seite zeigt der ausgesparte Stein die Skulptur eines kleinen Mädchens. Um das Maß des Kitsches voll zu machen, blickt dieses Kind auf das Feldblumensträußchen in seiner Hand. Die 16jährige, Realschülerin in Waltershausen, frönte wohl mehr dem Eishockeysport als dem Kranzwinden. Eines Abends kam sie, nach einem Spiel in Erfurt, im Wagen ihrer etwas älteren Freundin und FahrerIn bei Gotha von der Straße ab und landete vor einem Baum. Es stand damals in der Lokalzeitung. Die FahrerIn überlebte. Der Reporter war immerhin pietätvoll genug, um die Frage, wie das mit solchen Schuldgefühlen möglich sein soll, lieber nicht anzuschneiden.

Kürzlich las ich Berichte über Kinderarbeit in Indien. Die warten da gar nicht, bis die Kinder im Führerscheinalter sind. Millionen von ihnen haben sich bei der Fronarbeit

auf Äckern, an Teppichknüpfstühlen, in Steinbrüchen Krankheiten, Demütigungen und Traumata zu holen, die für ein Erwachsenenleben im Siechtum gut sind, falls sie überhaupt über 30 kommen. Das ging mir recht nahe, und so verfaßte ich das Lied *Muskesh*. Die Musik nahm ich von meinem Schlackendörfer-Lied *Requiem für ein Gebirgstal*, das es nicht in Christian Nagels Auswahl für unsere Platte *Leon* schaffte. Die Platte wird zur Stunde – wie ich hoffe – von Pianist Nagel und Schlagzeuger und Produzent Christoph Boldt im Hochschwarzwald »abgemischt«. Radeln wäre sicherlich vergnüglicher. Man hockt bei schönstem Sonnenschein mit Deckeln auf den Ohren am Computer und vergleicht die Versionen der aufgenommenen Spuren oder ganzen Stücke solange, bis sie einem buchstäblich zum Hals heraushängen. Andererseits möchte ich anmerken, → Warten ist auch nicht immer das reinste Vergnügen. Auf diese Platte warte ich im Grunde schon seit rund sieben Jahren, und besonders zermürbend seit vielen Wochen. Ich kann ja nichts dazutun, weil ich nicht am Schwarzwald, vielmehr am Thüringer Wald lebe.

Man könnte mir schmeicheln, immerhin hätte ich die 28 Stücke der Platte beigesteuert. Ja, das stimmt. Aber ich glaube inzwischen schon fast, meine Geduld und Beharrlichkeit in organisatorischer Hinsicht stellten, über sieben Jahre hinweg, die größere Leistung dar. Es bedarf eines dicken Fells, das ich von Hause aus keineswegs vorweisen kann. Aus den Körben, die ich mir bei der Suche nach einem Arrangeur und Projektleiter einhandelte, könnte ich mir eine Trutzburg bauen.

∞ Verfaßt im Mai 2023

Streift *Brockhaus Mattium*, den »Hauptort der in Nordhessen wohnenden germanischen Chatten«, stellt er beiläufig meine Immunität gegen Patriotismus auf die Probe. Ich darf mir somit keinen Ausfall gegen den römischen Feldherrn Germanicus erlauben, der Mattium im Jahr 15 n.Chr. verwüstet haben soll. Wo es genau lag, weiß man übrigens immer noch nicht. Wie es aussieht, überwand Germanicus von Süden her Lahn und Eder, um den frechen chattischen »Bauernkriegern«, die schon in der Wetterau aufgetaucht waren, eins auf die Rübe zu geben. Lange Zeit nahm man als deren Hauptquartier die Altenburg bei Niedenstein an; das soll jedoch inzwischen widerlegt sein. Als ziemlich sicher gilt eigentlich nur, daß die fragliche Festung, Kultstätte, möglicherweise auch ganze lokale Besiedelung »Mattium« in der Gegend lag, die in einer *Wikipedia*-Karte umrissen wird.* Man sieht vielleicht, es handelt sich um nichts Geringeres als die Gegend meiner Kindheit, die ich just im nördlichen Winkel zwischen Eder und Fulda verbrachte.

Eben hat ein Edelpatriot sogar den nahe bei Gudensberg gelegenen Odenberg für Mattium in die Waagschale geworfen.** Im Städtchen Gudensberg saß ich meine Grundschulzeit ab. Ich jagte Molche im Goldbach, beschimpfte unsere schwarze Schäferhündin Anka und möglicherweise auch hin und wieder meinen Vater Rudi – aber nur aus gehöriger Entfernung. Angeblich war er zu hartherzig, vor allem gegen meine Mutter Hannelore. Bald nach der Ehescheidung gab Rudi sein Rundfunk- und Fernsehgeschäft am Untermarkt auf und zog nach Niedenstein, wo er sich ein recht stattliches, modernes Haus am Hang erbaut hatte. Von der Terrasse aus hatte man rechterhand prompt den bewaldeten Hügel »Altenburg« im Blick. Dort waren Überreste einer mutmaßlich chattischen Ringwallanlage freigelegt worden. Daß Rudi einmal auf der Altenburg herumstapfte und -stöberte, ist eher unwahrscheinlich. Ich glaube, die Natur ließ ihn ähnlich kalt wie die Geschichtswissenschaft.

Einen Vater schlecht zu machen, an den man kaum noch eigene Erinnerungen, ansonsten lediglich befangene Urteile Dritter hat, dürfte unzulässig sein. Eine Tante behauptete einmal, nachdem mir wegen irgendwas der Kragen geplatzt war: »Das hast du bestimmt von Rudi!« Sie meinte den Jähzorn. Und wenn schon! Ein Vater kann ja wohl so wenig für seine Anlagen wie dessen Sohn. Man darf ihm deshalb nicht vorhalten, er hätte dem Sohn diese oder jene ungünstige Neigung eingepflanzt. Was ich allerdings schon seit etlichen Jahren verwerflich finde, ist sein hartnäckiger Wunsch, überhaupt zu pflanzen. Rudi hatte gerade die Schlächtereier des Zweiten Weltkrieges überstanden. Jedenfalls sage ich, wer auf diesen Planeten heute noch Sprößlinge setzt, muß entweder so hartherzig wie angeblich Rudi oder so dumm wie Wahlschafe und ihre Leidhammel sein. Kürzlich hat mir sogar ein jüngerer Brieffreund, der eigentlich als kluger, rand- und widerständiger Kopf gilt, beiläufig gestanden, er habe gerade eine Familie gegründet; Mutter und Söhnchen seien wohlauf. Ich war entsetzt. Was hat denn dieses Söhnchen noch an Gesundheit, Freude und Zukunft zu erwarten? So gut wie nichts. Beziehungsweise ganz überwiegend Qual. Das habe ich dem Brieffreund aber wohlweislich nicht gesagt. Er weiß es schließlich selber. Doch er setzt sich brutal über sein Wissen hinweg, weil auch in ihm der irrationale »Vaterwunsch« keimt. Der Wunsch nach dem Eigenen. Nur darf der Abkömmling keinen eigenen Kopf haben.

∞ Verfaßt 2024

* <https://de.wikipedia.org/wiki/Mattium#/media/Datei:Mattium2.svg>

** Helmut Saehrendt, »Argumente für den Odenberg«, 2024, 20 Seiten, Beschreibung <https://www.grin.com/document/1470264>

Laut *Brockhaus* wurde das Münchener **Oktoberfest** im Jahr 1984 zum 150. Mal gefeiert. Damaliger Bierumsatz: rund fünf Millionen Liter. Etwas früher gab es auf diesem »größten Volksfest der Erde« auch ein paar Leichen zu sehen. Das erwähnt das Lexikon aber aus ästhetischen Gründen lieber nicht. Der Anschlag auf unschuldige BesucherInnen des Oktoberfestes von 1980 wird unter den schwersten Terrorakten der deutschen Nachkriegsgeschichte geführt. Neben zahlreichen, zum Teil schwer verletzten Opfern hinterließ er 13 Tote, darunter die Geschwister **Ignaz (6) und Ilona (8) Platzer** als die jüngsten der Zufallsopfer. Auch den Attentäter Gundolf Köhler (21), nach offizieller Version zwar »Rechtsextremist«, jedoch als solcher »Einzeltäter«, erwischte es. Etliche BeobachterInnen halten eine Verstrickung faschistischer Gruppen und überdies staatlicher Geheimdienste in den Anschlag für wahrscheinlich.* Jedenfalls sind die beiden Kinder tot. Den Gram von ihren Eltern, Lehrern, Freunden möchte ich nicht erlebt haben.

Um es einmal deutlich zu sagen: Entschlüsse sich jemand dazu, *mich* aus bestimmten Gründen umzubringen, fände ich das zwar ziemlich unangenehm, aber auch verständlich. Er hat eben, aus diesen oder jenen »niederen« Motiven, seine Wut auf mich. Aber so? Irgendwo eine Bombe hochgehen zu lassen, die irgendwen trifft?

Nicht völlig anders liegen die Dinge übrigens im jüngsten Gazakrieg. Anfang April meldete *dpa* für das erste halbe Jahr allein 13.800 tote Kinder, dazu noch zahlreiche verstümmelte oder sonstwie verletzte.** Im Gazastreifen gibt es eben vergleichsweise viele Kinder, und da bleiben solche Kollateralschäden nicht aus. Man muß dazu allerdings sagen: es handelt sich (überwiegend) um palästinensische Kinder, und da unten tobt gerade kein Volksfest, vielmehr ein Krieg. Im Krieg sind Todesopfer üblich und erlaubt. Und solange es nichtdeutsche Unschuldige trifft, weinen wir keine Krokodilstränen.

∞ Verfaßt 2024

* Birgit Lutz-Temsch, <https://www.sueddeutsche.de/muenchen/schmerzende-erinnerungen-am-montag-jaehrt-sich-das-oktoberfest-attentat-1.757631>, wohl 22. September 2005

** <https://www.zeit.de/news/2024-04/04/sechs-monate-gaza-krieg-mehr-als-13-800-tote-kinder>

Siehe auch → Bevölkerungsfrage, Pöhsnick (aussterben) + Skiunfall (Gebärstreik) → Bildung, Renard → Corona, Schauernmärchen (Kinderwagen) → Ehre, Pergaud (Kinderbande) → Erziehung → Schule

Kirche

Der aus Bayern stammende Organist und Komponist **Hugo Distler** (1908–42) wird zumeist als wichtiger Erneuerer der evangelischen Kirchenmusik seiner Zeit, zudem rastlos tätiger und mitreißender Mann gerühmt. Nun ja. 1940 schuf er für das Chorliederbuch der Wehrmacht unter anderem das Werk für Männerchor *Morgen marschieren wir in Feindesland*. Im selben Jahr wurde Distler, schon seit 1933 Mitglied der NSDAP, Professor an der Berliner Staatlichen Musikhochschule. Im April 1942 übernahm er außerdem die Leitung des Berliner Staats- und Domchors und bezog, da er mit seiner Familie (drei kleine Kinder) ein Haus in Strausberg bewohnte, eine Dienstwohnung in der Nähe des Doms. Allerdings muß er im Apparat nicht nur Gönner gehabt haben. Fünfmal hatte er den Gestellungsbefehl der Wehrmacht abwenden können, doch am 14. Oktober 1942 kam die sechste Aufforderung. Am 1. November 1942 begab sich der 34jährige Professor nach dem Gottesdienst im Dom zu seiner Dienstwohnung in der Bauhofstraße und brachte sich um.

Wie, läßt sich der sogenannten *Offiziellen Homepage Hugo Distler* (Stand November 2016) nicht entnehmen. Einige andere Quellen sprechen davon, Distler habe, vermutlich in seiner Küche, »den Gashahn aufgedreht«. Gottseidank ist nirgends zu lesen, das ganze Wohnhaus oder der ganze Dom seien in die Luft geflogen. Es mißlang mir übrigens festzustellen, ob die *Offizielle Homepage* von Distler persönlich oder dem Berliner Senator für Kultur und Erbauung genehmigt worden ist. Was die Motive für Distlers Selbstmord angeht, vermutet Nick Strimple (2002) laut englischer *Wikipedia*, mehr als staatliche Repression habe dem Komponisten der eigene Gewissensdruck zugesetzt – und die Befürchtung, auf Dauer sei es nicht möglich, zugleich den Nazis und Gott zu dienen. Vielleicht ist dem kalifornischen Dirigenten und Autor nicht bekannt, daß es anderen durchaus möglich war, beispielsweise den Bischöfen Theophil Wurm und Otto Dibelius.

Andere, offiziellere Quellen verweisen dagegen stets auf Distlers starke Lebens- und Versagensängste, die dem »unehelich« Geborenen von Kind auf zugesetzt hätten. Nach Jürgen Buch* leistete sogar das Übliche, nämlich eine Liebschaft, einen nicht unmaßgeblichen Beitrag zu Distlers Verzweiflung. Er war diese Liebschaft in Stuttgart parallel zu seiner Ehe eingegangen, hatte dann aber mit der Berufung nach Berlin dem (Strausberger) Haussegen zuliebe auf sie verzichtet. Distlers Tochter und Biografin Barbara Distler-Harth sei der Ansicht, mit diesem Verzicht habe ihr Vater »den Todeskern in sich gelegt«. Damit sind sowohl Gott wie der Faschismus fein heraus: es war Hugos freier Wille.

Klepper, Jochen (1903–42) und Familie. Vor 80 Jahren geschah in Berlin ein selten beleuchteter Dreifach-Selbstmord. Aber bekanntlich sind Gottes Wege sowieso unerforschlich. Ursprünglich evangelischer Theologe, hatte sich Jochen Klepper nicht, wie sein Erzeuger, aufs Pfarramt, vielmehr auf Freie Schriftstellerei verlegt. Das faschistische Schreibverbot ereilte ihn erst 1937, wurde zudem erst 1942 in Kraft gesetzt. Man hatte Klepper inzwischen, nach rund einjährigem Kriegsdienst, als »wehrunwürdig« eingestuft und zuletzt die ganze Familie mit Deportation bedroht, weil seine (13 Jahre ältere) Ehefrau Johanna und deren jüngere Tochter Renate Stein, wohl 18 Jahre alt, »jüdisch« waren. Im Dezember des Jahres entschlossen sie sich deshalb (angeblich) gemeinsam, in den Tod zu gehen: Schlaftabletten und Gas. An die Wohnungstür hatten sie vorsorglich ein Warnschild geklebt. Die ältere Tochter Brigitte entging diesem Familientod, weil man ihr noch die Ausreise gestattet hatte. Klepper war 39.

Entgegen manchen schöngefärbten Quellen war der glühende Christ Klepper keinesfalls »Widerstandskämpfer«, ja noch nicht einmal Demokrat. Ohne seine »falsche« Ehe hätte er im »Dritten Reich« kaum Ärger gehabt. Klepper war monarchistisch, also autoritär gestimmt. Neben einem angeblich bedeutenden Tagebuch wird oft sein zweibändiges Werk *Der Vater. Roman des Soldatenkönigs* (Friedrich Wilhelm I. von Preußen, um 1700) gelobt. Klepper hatte selber einen übermächtigen Vater, entschuldigte ihn aber, wie er alles entschuldigte, mit »Gottes Wille«. Die Arnsberger Freie Publizistin Ursula Homann, geboren 1930, drei Kinder, verhehlt dies alles (auf ihrer Webseite*) nicht, scheint es freilich auch nicht für sonderlich betrüblich zu halten. Selbst bei ihr finde ich kein Aufmerken angesichts der Tatsache, daß wir in Kleppers Fall vor einem Dreifach-Selbstmord stehen. Seine ungefähr 18jährige Stieftochter Renate, über die man leider im gesamten Internet buchstäblich nichts erfährt, starb ja ebenfalls – freiwillig? Von den lebensbedrohlichen Aussichten erzwungen? Oder vielleicht doch in erster Linie von ihren Eltern? Möglicherweise wird diese heikle Frage in der vergleichsweise umfangreichen Literatur über Klepper erörtert; ich fürchte freilich, eher nicht.

Wird Kleppers innige Liebe zu seinen Kindern beschworen, gerate ich jedenfalls ins Grübeln. 1933 erzielte er als Journalist und Schriftsteller die erste größere Aufmerksamkeit mit seinem gern als »frech« ausgegebenen Roman *Der Kahn der fröhlichen Leute*, 1950 sogar verfilmt (Regie Hans Heinrich). Der Roman ist im zeittypischen »coolen« Ton der »Neuen Sachlichkeit« geschrieben, der wahrscheinlich, in seiner Kurzangebundenheit, mitverantwortlich für den Mangel an Anschaulichkeit und Buchklima ist. Nun, das fand

man damals geil. Man nahm es dem Autor vermutlich auch nicht übel, daß er sich für diesen Roman aus dem Dunstkreis der zeitgenössischen Oderschiffahrt als Theologe oder sendungsbewußter Laienchrist vollständig in Nebel gehüllt hatte. Die Religion hat nicht den geringsten Anteil an der angeblichen Fröhlichkeit des gesamten Romanpersonals. Die ungefähr 12jährige, blonde Wilhelmine Butenhof, Vollwaise und »Schiffseignerin« eines altersschwachen Frachtkahns, darf sogar ungerügt den Konfirmandenunterricht, ja sogar die Konfirmation selber schwänzen. Dafür macht sich Klepper einmal unverhohlen über die »frommen Leute in Köben« lustig, »die in den Nachmittagsgottesdienst gingen statt in den Schifferzirkus« (S. 111).**

Nun mag man die Abwesenheit der Religion in der Tat verschmerzen können, aber leider spielt auch die Soziale Frage nicht die geringste Rolle in dem Werk. Ob Fischer, Bauer oder Bäcker; Gutsherr, Tuchfabrikant oder Reichsminister, man hat die jeweils zugemessene Bürde halbwegs redlich – und eben fröhlich zu tragen. Prahlerei ist erlaubt, sogar förderlich. Dem Schiffsjungen ist der Traum von der Kapitänsmütze unbenommen. Es ist ein völlig unkritisches, dazu wenig einfühlsames Buch. Mit Wilhelmine mutet uns Klepper ein Waisenkind zu, das in einem geschlagenen Jahr für keine Minute seine Eltern oder sonst eine Geborgenheit vermißt. Aber verloben muß sich Wilhelmine, am Schluß. Zwei Hochzeiten krönen das Werk. Bis dahin hat das Waisenkind auch das Spielen selten vermißt, denn Klepper hat ihm schließlich die erwähnte Rolle der »Schiffseignerin« verordnet, der eingebildeten Chefin, die bald ein Dutzend Leute zu ernähren glaubt. Dieser an der Oder zwischen Breslau und Stettin aufgefädelt, eigentlich bemerkenswerte Grundeinfall erweist sich dummerweise als Krampfadler. Vielleicht hätte Klepper aus seiner Wilhelmine doch lieber die Flußpiratin und Rachefurie machen sollen, von der sie anfangs, nach dem Tod ihrer Eltern und der Übernahme des mürben Kahns unter Aufsicht eines Vormunds, wenigstens einmal träumen darf (S. 38). Aber das wäre, mit Günter Eich aus Lebus an der Oder gesprochen, Sand im Getriebe gewesen. Klepper stammte aus dem nahen Oderstädtchen Beuthen, dieselbe Gegend. Kurz, das Buch ist schlecht. Das hindert jedoch zahlreiche Verlage nicht daran, es bis zur Stunde immer wieder neu aufzulegen.

Erstaunlich differenziert und gründlich äußerte sich vor knapp 10 Jahren*** der damalige Regensburger Prälat Bernhard Felmborg in einem Vortrag über Klepper. Der Pastorensohn habe leider von Jugend an – wo er häufig an Asthma, Migräne, Schlafstörungen litt und auch schon Selbstmordgedanken hegte – eine befremdliche Neigung zu Gehorsam, Masochismus, Märtyrertum gezeigt. Durch die Heirat kam es zum Bruch mit dem autoritären und antisemitisch gestimmten Vater. Die Frau war vermögend. 1938 wird die Familie wegen den städtebaulichen Plänen der Nazis aus ihrem Haus gesetzt.

Gleichwohl dachte Klepper offenbar nie an Flucht. Er habe im Gegenteil wiederholt Ergebenheit und Abwarten dem schließlich von Gott gewollten NS-Staat gegenüber angemahnt. Auch zuletzt habe er verschiedene ungesetzliche Möglichkeiten, seine Stieftochter Renate zu retten, gehorsam ausgeschlagen. Für Klepper sei alles Prüfung durch Gott gewesen.

Bedauerlicherweise traf es dann auch Vortragsredner Felmberg hart. Er stieg 2020 zum Militärbischof auf und mutierte bald zum Ukraine-Fan. Hoffentlich hat er damit nicht den Keim zum eigenen Selbstmord gelegt.

∞ Verfaßt 2022

* Aufsätze »Das Leid der Welt zur Sprache bringen / Leben und Werk von Jochen Klepper« und »Religiöse Fundierung«, beide o. J.:

<https://ursulahomann.de/DasLeidDerWeltZurSpracheBringenLebenUndWerkVonJochenKlepper/komplett.html> und

<https://ursulahomann.de/JochenKleppersRomanDerVaterDieRomanbiografieDesSoldatenkoenigsAlsZeitan/sage/kap002.html>

** Seitenangaben nach der Ullstein-Ausgabe Ffm 1984

*** <https://www.ekd.de/27209.htm>, 17. Januar 2013

Neben den Lebkuchen, die sie dort »Printen« nennen, scheint die Großstadt **Aachen** an der Wurm vornehmlich durch den Umstand herauszuragen, Sitz eines Bischofs zu sein. Das täuscht aber den nicht, der dank *Brockhaus* viele andere Städte kennt, die keineswegs mit dem Buchstaben A anfangen. Auch von denen unterschlägt das Universallexikon den Umstand, Bischofssitz zu sein, nie. Ich nenne nur die Hafenstädte Limerick, Irland, und Uruguaiana, Brasilien, wegen der hübschen Namen. Gott sei Dank kam ich nie auf den Gedanken, sämtliche Bischofssitze dieses Planeten zu zählen – gegen diese Kette wäre ein Rosenkranz bloß ein Stecknadelkopf. Somit ist klar, *Brockhaus* nimmt die Kirche ungemein wichtig. Das mag sogar dem gewaltigen schädlichen Einfluß entsprechen, den sie über viel zu viele Jahrhunderte hinweg ohne Zweifel besessen hat – nur, wie sieht es heute aus? Die paar Schäfchen zu zählen, die heute noch in die sogenannten Gottesdienste trotten, wäre wirklich eine leichte Übung. Aber gerade diesem Absinken in die Bedeutungslosigkeit möchte *Brockhaus* vielleicht entgegenwirken, indem er die Bischofssitze als genauso allgegenwärtig hinstellt wie die denkmalgeschützten Kirchtürme, die wir überall sehen und fotografieren müssen. Ich wäre allerdings auch nicht verblüfft, wenn schnöde Sammlungen mit dem Hut auf verschiedenen Bischofskonferenzen und Kirchentagen der entscheidende Beweggrund für die Mannheimer Lexikonredaktion gewesen wären, den

Klerus tüchtig zu hätscheln. In diesem Fall wären die Kollekten aus dem Hut geradewegs in den *Brockhaus*-Schoß gepurzelt. Den naheliegenden Einwand, da habe doch wahrscheinlich nur die übliche »Macht der Gewohnheit« gewirkt, lasse ich aber gerne gelten. Sie ist für alle Redaktionen, die sich als »unabhängig« und gar »kritisch« ausgeben, eine Seuche, die unsere kleinen Corona-Viren mindestens im Ausmaß des Aachener Doms in den Schatten stellt. Höhe Westturm um 75 Meter.

∞ Verfaßt 2023

Hans Böhm († 1476), auch *Pauker/Pfeifer von Niklashausen* genannt, war nicht etwa der Erfinder der bekannten, mit etlichen Klappen bewehrten Böhm-Querflöte, vielmehr ein fränkisch-schwäbischer Viehhirte, Musiker, Prediger, Massenagitator. Niklashausen liegt im schönen Taubertal. Der Agitator hatte in wenigen Monaten Zehntausende von armen Schluckern begeistert und zu seinen Anhängern gewonnen, weil er gegen die Habgier der Fürsten und Pfaffen wetterte und eine Ausbreitung von Gemeineigentum und überhaupt Gleichheit forderte – fast ein frühkommunistisches Programm. Immerhin 16.000 seiner AnhängerInnen sollen im Juli 1476 sogar nach Würzburg gewallfahrtet sein, um beim Fürstbischof die Freilassung des jungen, als »Schwärmer« getarnten Agitators zu erwirken. Der Herrscher ließ sie zunächst trösten, dann jedoch beim Abzug blutig verjagen. Ihr Leitstern, Böhm, wurde wenige Tage später als Ketzer verbrannt. Er war bestenfalls 25 Jahre alt.

Über Böhm, von dem wir wenig wissen, ist schon viel geschrieben worden. Einen guten Überblick scheint mir der Artikel über ihn in der deutschen *Wikipedia* zu geben. Sollte man aber nicht noch ein paar Takte zu den Bischöfen sagen? Sogar *Brockhaus* verheimlicht nicht, daß den Böhm »der Bischof von Würzburg« auf dem Gewissen hat. Allerdings dürfte dieser gar kein Gewissen gehabt haben. Was *Brockhaus* etwas früher in seinem Eintrag über die Bischöfe mitteilt, kann ich jedenfalls nur erbärmlich nennen. Darin geht er mit keinem Komma auf die haarsträubende Machtfülle zumindest der Bischöfe unseres Mittelalters ein. Dagegen werden diese meist Wohlgenährten in einem lesenswerten Konferenzbericht* von 2018 unmißverständlich als »entscheidende Herrschaftsträger« bezeichnet. Bleibt man da etwa an Bischof Benno von Osnabrück (um 1050) hängen, nimmt man erstaunt zur Kenntnis: »Zur Erweiterung seines Einflusses und der Macht seines Bistums avancierte er zum wohl erfolgreichsten Urkundenfälscher des gesamten europäischen Mittelalters.« Ähnlich habe ich mir von Hans Mottek im ersten Band seiner Wirtschaftsgeschichte mit Genugtuung versichern lassen, damals seien, neben

Königsthronen, auch *Bischofssitze* käuflich gewesen. Deshalb also führt *Brockhaus* sie immer brav an. Schließlich trachtet er danach, sein 24bändiges Universallexikon ebenfalls gut zu verkaufen. Mottek erwähnt den Oberschurken Albrecht von Brandenburg (um 1500), der sich zwecks Erwerbung des Mainzer Erzbischofsitzes von den Augsburger Fuggern 21.000 Dukaten lieh. 1518 wurde er zusätzlich Kardinal. Als besonders gottesfürchtigen Betrüger hebt der DDR-Historiker daneben den Abt von Kempten (um 1400) heraus, der auch vor einem Meineid nicht zurückgeschreckt sei. Möglicherweise war dies auf Friedrich von Laubenberg gemünzt, der für seine Prasserei und seine Rechts-händel bekannt war. Der Papst hatte ihn sogar zum Fürstabt von Kempten erhoben. Er starb 1434.

Böhms Mörder, der Fürstbischof von Würzburg, hieß übrigens Rudolf II. von Scherenberg, gestorben 1495. Leider kann man dem schmallippigen Satansbraten nichts mehr abschneiden, eine Mützenecke zum Beispiel. Er wurde, trotz eines Steinleidens, steinalt, über 90.

∞ Verfaßt 2019

* <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/fdkn-126777>

Den bekannten evangelischen Theologen und Berliner Bischof **Otto Dibelius** (1880–1967) gibt *Brockhaus* geradezu als Widerstandskämpfer, ja sogar als antiautoritären Rebellen aus. Er habe »die Eigenständigkeit der Kirche dem national-sozialistischen und dem kommunistischen Herrschaftsanspruch gegenüber« vertreten. »Wegen seiner kritischen Stellungnahme zum Problem der ‚Obrigkeit‘ in totalitären Staaten heftig angegriffen, wurde ihm seit 1960 die Ausübung seiner bischöflichen Aufgaben im Ostteil seiner Diözese verwehrt.« Fertig. Vom Wirken Dibelius‘ unter Hitler haben wir lediglich erfahren: 1933 »aus politischen Gründen« als Generalsuperintendent der Kurmark amtsenthoben und »danach führend in der Bekenntenen Kirche« tätig. In Wahrheit hatte Dibelius den Machtwechsel ausdrücklich begrüßt. In der Potsdamer Nikoleikirche hatte er am 21. März 1933 zum Wohlgefallen Hermann Görings gepredigt. Er hatte nie verhehlt, das Judentum und die Sozialdemokratie zu verabscheuen. Wenn die Nazis gleichwohl die Kirche und damit auch Dibelius‘ hohes Amt einkassierten (Entlassung im September 1933), war es natürlich ärgerlich für ihn. Ein Anbiederungsversuch hatte die neuen braunen Kirchenchefs nicht erweicht. Zur Mitarbeit in der Bekenntenen Kirche rang sich Dibelius meines Wissens erst im nächsten Sommer durch. Ab 1937 soll er mehrmals Haft erlitten haben. Gegen die Judenverfolgung predigte er nie, obwohl ihm gewisse Vorgänge in

gewissen KZs, laut verschiedenen Quellen, keineswegs unbekannt waren. Dem Staat mußte gehorcht werden, wie es schon Luther wollte. Nach dem Krieg erfreute sich Dibelius einer einzigartigen Ämter- und Machtfülle. Er stieg bis zum »Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland« auf. Der Theologe Thomas Klatt nennt ihn 2017 schon in der Überschrift seines Porträts* den »erfolgreichen Opportunisten«. Mit der Obrigkeit seines Parteifreundes Konrad Adenauer, Militär eingeschlossen, hatte Dibelius nie Probleme. Der Berliner Historiker und TU-Professor Manfred Gailus habe ihn deshalb als echten »Kalte-Kriegs-Bischof« bezeichnet. So also muß man die verklausulierte Schlußbemerkung des *Brockhaus*-Eintrages verstehen: Ostberlin sperrte den Bischof in Nato-Uniform.

∞ Verfaßt 2019

* Thomas Klatt, »Der erfolgreiche Opportunist: Otto Dibelius«, 15. Mai 2017:

<https://www.evangelisch.de/inhalte/142177/15-05-2017/ekd-ratsvorsitzender-otto-dibelius-antisemit-predigt-zu-hitlers-machtergreifung-vor-dem-bundestag>

Kürzlich habe ich den bemerkenswerten elsässischen Wallfahrtsort *Drei Ähren* vorgestellt, wo ein Schmied eine Marienerscheinung hatte. Aber dank *Brockhaus* kann ich das schon wieder übertrumpfen. In **Fátima**, einem Städtchen in Mittelporugal, hatten sage und schreibe drei Kinder im Jahr 1917 »jeweils am 13. der Monate Mai bis Oktober Marienerscheinungen, die 1930 von der katholischen Kirche für glaubwürdig erklärt wurden«. Das hätte die UNESCO (gegründet 1945) kaum besser einfädeln können. Flugs wurden die einschlägigen Kirchen, Hotels und Kassenhäuschen errichtet – inzwischen pilgern mindestens vier Millionen Leute jährlich zu dieser »gut geölten Maschine des weltweiten Wallfahrtstourismus«, wie Tilo Wagner für den *Deutschlandfunk* 2017, also zum 100. Jahrestag der Erscheinungen mitteilt. Jene drei kleinen Pioniere sollen übrigens schlichte Hirtenkinder gewesen sein.* Zwar räumt der Sender ein, auch in Portugal hätten sich die katholischen Kirchen im Laufe der Postmoderne eigentlich in rasender Geschwindigkeit entvölkert, zumal von der Jugend. Gleichwohl dürfe keiner es wagen, in Fátima ketzerische Töne von sich zu geben. »Den Glauben und die Marienerscheinung in Frage zu stellen, wird hier nicht als persönliche Meinung akzeptiert, sondern als eine direkte Bedrohung für die lokale Wirtschaft betrachtet.« Kritik an Rüstungsgeschäften ist nur deshalb noch schlimmer, weil sie die *globale* Wirtschaft torpediert.

∞ Verfaßt 2023

* <https://de.wikipedia.org/wiki/F%C3%A1tima#/media/Datei:ChildrensofFatima.jpg>

Die keineswegs winzige bayerische Kreisstadt **Freising** (zwischen Landshut und München) wäre für den *Brockhaus*-Verlag ein idealer Firmensitz gewesen. Einst *Castrum Frigisinga* genannt (»nach dem Personennamen Frigis«), glänzte sie noch im frühen Mittelalter mit einer Herzogspfalz. Dann jedoch kam der Wanderbischof Korbinian vorbei – und binnen weniger Jahrzehnte mauserte sich Freising (um 800) zu einer ausgesprochen geistlichen Stadt, mit Bischofssitz, Domschule, Kloster, Brauerei und allem, was sonst noch an PR-Instrumenten für die Volksverdummung vonnöten ist.

Der erste Bischof war selbstverständlich Korbinian. Über diesen gibt es eine hübsche Legende, die sich prompt im Siegel, dann auch im Wappen der Stadt niederschlug. Auf einer Reise nach Rom sei der fromme Mann von einem Bären überfallen worden. Das Tier zerfetzte Korbinians Lastpferd; dieser selber war ihm vielleicht zu zäh. In der Tat war nun Korbinians heilige Überzeugungskraft gefragt. Denn er dachte natürlich nicht im Traume daran, sich sein Gepäck selber aufzubürden. Also herrschte er den schmatzenden Bären an: Greife dir sofort mein Reisegepäck und lade es dir auf den Buckel! Wir müssen nach Rom. Der Bär gehorchte aufs Wort, und seitdem sieht man ihn, im Wappen, als gedemütigtes Lasttier.

Allerdings wurde an dem Wappen schon wiederholt herumgedoktert, zuletzt 2023. Die oberpostmodernen Mütter und Väter der Stadt versichern dazu, jetzt könne der Bär »mit einer überarbeiteten Körperhaltung Optimismus und Zuversicht für die Zukunft« vermitteln. Bis dahin wirkte er zu gebeutelt. Dabei geht es dem bayerischen Volk doch schon seit Jahrhunderten wunderbar! Vor allem den Bischöfen und einer gewissen Frau Susanne Klatten. Das ist die bekannte *BMW*-Kühlergrillfigur, 2018 reichste emanzipierte Dame Deutschlands. Sicherlich hat Klatten auch die Erstattung der Kosten für das jüngste, nebenbei den Bär frisierende Freisinger *Corporate Design Manual* übernommen. Die KünstlerInnen selber* nennen leider keine Zahl. Vielleicht hat der Münchener Tierpark Hellabrunn einen investigativen Ameisenbär, der die Schlußabrechnung aus einem Gummibaumtopf im Rathaus wühlt.

∞ Verfaßt 2024

*<https://www.designtagebuch.de/stadt-freising-erhaelt-einheitliches-corporate-design/>, 27. März 2023

Siehe auch → Religion

Kivi, Aleksis (1834–72), südfinnischer Schriftsteller, verkannt. Ein Spezial-Lexikon über die Spezies der Verkannten dürfte ähnlich umfangreich wie mein 24bändiger *Brockhaus* ausfallen. Kivi steht immerhin schon drin. Vielleicht ist mir zunächst die Frage gestattet, durch was sie alle, die Verkannten, eigentlich verbunden werden. Die Antwort liegt auf der Hand: durch Zufall. Das Alphabet täuscht nur. Man wird nicht einen Fall der Verkennung oder aber der Anerkennung vorbringen können, der nach so etwas wie zwingender Notwendigkeit verlaufen wäre. Das schließt Namen von etlichen Berühmtheiten ein, die ich für Windbeutel halte, wobei ich mich allerdings hüten werde, sie an dieser Stelle zu nennen. Erfolg und Mißerfolg hängen *immer* von Dutzenden von Faktoren ab, die der Betreffende nicht oder kaum zu beeinflussen vermag, die kulturpolitischen Umstände, seinen Gesundheitszustand und selbst das Wetter eingeschlossen. Dieser schwankenden Lage, bei der ein Künstler wie auf einem Fluß zu turnen hat, der genauso viele Eisschollen wie Strudel bietet, entspricht natürlich der Umstand, daß noch niemand den Meßpegel für *künstlerische*, insbesondere *literarische Qualität* erfunden hat. Auch deren Beurteilung hängt von vielen zufälligen Bedingungen ab, unter denen die Voreingenommenheit oder die Faulheit des Kritikers nicht die seltenste darstellt.

Das einzige, worauf in diesem Bereich Verlaß ist, sind die betroffenen Künstler-Innen selber. Sie fühlen sich *immer* verkannt. Woran liegt das? Selbstverständlich an jener befangenen Selbstliebe, die vom Automobil bis zur Vaterlands- und Kindesliebe vor nichts Halt macht. Was uns gehört, unser Eigenes, ist immer das Schönste und Wichtigste. Das beliebte Argument zur Rechtfertigung dieser Selbstüberschätzung, nämlich man wünsche die Anerkennung billigerweise als Entschädigung für die große Mühe, das viele Wissen und die lange Zeit, die man in das betreffende Kunstwerk gesteckt habe, darf getrost in der Pfeife geraucht werden. In die Stadt X. zum Beispiel habe ich nicht einen Backstein gesteckt. Aber ich wurde in ihr geboren, ich wuchs in ihr auf, ich verliebte mich in ihr zum ersten Male, ich kenne alle ihre lauschigen Winkel wie meine Westentaschen, ich durfte in ihr die Uraufführung meines ersten Theaterstückes erleben und so weiter – und deshalb ist sie *immer* die schönste und wichtigste Stadt auf der Welt.

Nehmen wir Weimar. Im September 1987 war dort eine Ausstellung über Aleksis Kivi zu sehen. Ich will mich darauf beschränken, den berühmten Mann mit einigen Worten des zu unrecht wenig bekannten DDR-Schriftstellers Armin Müller vorzustellen, gestorben 2005. Müller lebte in Weimar. Er schreibt* über den Schneidersohn, der sich schon früh auf Bücher geworfen hatte: »Als Kivi, Anfang Dreißig, seine *Sieben Brüder* zum Druck

geben wollte, winkten die Verlage ab, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Roman im Selbstverlag herauszubringen. Doch das sollte ihm nichts helfen. Der berühmteste Kritiker des Landes verriß das Buch, und Kivi, ein sensibler, kränklicher Mann, zerbrach daran. Er war erst achtunddreißig, als er 1872 in einer Nervenheilanstalt starb. / Zehn Jahre später fand sein Buch die verdiente Anerkennung. Seitdem gilt Kivi als der bedeutendste Dichter Finnlands, der Roman ist in zwanzig Sprachen übersetzt, und der Geburtstag seines Autors wird als Nationalfeiertag begangen. / W. H. erzählt diese Geschichte auf der Wahlversammlung des Schriftstellerverbandes in Weimar, und mancher der Anwesenden hört sie sichtlich gern. Die potentiellen Kivis unter uns scheinen in der Mehrzahl zu sein.« – Laut Petri Liukkonen** hatte man bei dem verschuldeten und zunehmend verwirrten Schriftsteller Kivi »Schizophrenie« diagnostiziert. Sein Bruder Albert habe ihn aus der erwähnten Nervenheilanstalt losgeeist und ihn für sein letztes Lebensjahr in ein gemietetes oder gekauftes Häuschen in Tuusula am Tuusulanjärvi-See (bei Helsinki) verfrachtet, wohl dem Heimatort ihrer Mutter. Das selbstbewußte letzte Wort des 38jährigen Verkannten gibt Liukkonen mit »minä elän!« wieder: Ich lebe!

Einmal abgeschweift, führe ich auch noch Wien an. Niemand kennt **Antonín Smital** – auch ich nicht. Für den österreichischen Schriftsteller und Journalisten Stefan Großmann war er »ein slawisches Talent«, das seine wöchentlichen »dichterischen Skizzen« in Victor Adlers Wiener *Arbeiterzeitung* mit »Oblomow« zeichnete. Auch Peter Altenberg habe damals, um 1895, große Stücke auf Smital gegeben. Doch eines schlechten Tages, das war 1897, habe man just aus der *Arbeiterzeitung* erfahren, Smital sei tot. Niemand habe sich um den Nachlaß des ungefähr 34jährigen tschechisch-deutschen Schriftstellers gekümmert, der sich auch als Übersetzer (Božena Němcová) versuchte. »Nie ist auch nur eine einzige Sammlung der kleinen Novellen Smitals erschienen, die ihn berechtigt hätten, sich neben Anton Tschechow zu stellen«, schreibt Großmann in seinen 1930 veröffentlichten Erinnerungen *Ich war begeistert*. Für ihn zählt Smital zu den vielen Beweisen dafür, wie töricht der Glaube sei, jedes wirkliche Talent finde auch die Beachtung, die es verdiene. »Ruhm ist Zufall und noch dazu ein unhaltbarer. Ruhm ist außerdem eine Angelegenheit des Willens. Gerade die Edelsten wollen nicht.« Oder die Götter waren nicht gewillt, wie ich schon gelegentlich bemerkte, ihnen einen *starken* Willen mitzugeben.

Für »die vielen Kivis unter uns« ist es natürlich tröstlich, wenn auch Großmann sich fragt, welche Unmengen an Talenten oder Genies, an zukünftigen Shakespeares oder Tschechows wohl allein deshalb verkümmern mußten, weil die Ungunst der Stunde oder Lebensunmut sie am Aufblühen hinderten. Dasselbe fragte sich 1985 der zeitweilige

P.E.N.-Vorsitzende Martin Gregor-Dellin in seinem Buch *Was ist Größe?* Man muß aber heute zu bedenken geben, daß an dieser Verkümmern nicht nur Gene, Milieus und Austilger wie der finnische Kritiker August Ahlqvist oder wie Johannes Brahms schuld sind (Fall → Rott). Sondern es gibt inzwischen, entsprechend sowohl zur Übervölkerung dieses Planeten wie zur grundsätzlichen Überschätzung des Kunstschaffens, einfach zu viele Talente. Unter »marktwirtschaftlichen« Bedingungen ist unmöglich Platz für sie alle. Das Netz ist voll. Da kommen nur die ruppigsten Exemplare oder die Eintagsfliegen durch.

Eine jüngste Internet-Suche zwingt mich zu einer Ergänzung zu Smital.

Möglicherweise hat er mindestens zwei Bücher veröffentlicht, nämlich 1888 das »Galizische Sittenbild« *Die Familie Kobinjan* und 1894 den Roman *Von Herzen – mit Schmerzen*. Das steht in einem zeitgenössischen Lexikon (Franz Brümmer, *Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart*, Bd. 6, 6. Aufl. Leipzig 1913, S. 450) – aber auch nur dort. Brümmer hat überdies ein paar spärliche biografische Angaben zu bieten. Danach war Smital Landwirtssohn aus dem mährischen Dorf Pollein. Als Gymnasiast von schwacher Gesundheit, befaßte er sich in einigen Jahren neben dem Feldbau »privatim« mit Philologie und Geschichte. Besonderes Vergnügen hätten ihm vogelkundliche Studien bereitet. Schließlich aus familiären Gründen zur Erwerbstätigkeit gezwungen, habe er sich zunächst in Prag, dann in Wien schriftstellerisch betätigt. Dort sei er in die Redaktion des *Neuen Wiener Tagblatts* eingetreten. Damit endet Brümmers Schilderung. Ferner scheint es einen deutlich jüngeren, 1991 erschienenen, ungefähr fünf Seiten langen Porträt-Artikel über Smital von František Špurný zu geben. Eine Webseite*** nennt als Titel: »Zapomenutý česko-německý spisovatel Antonín Smital« (Der vergessene tschechisch-deutsche Schriftsteller Antonín Smital, 1863–97).

∞ Verfaßt 2018

* Armin Müller, Tagebuch *Ich sag dir den Sommer ins Ohr*, Rudolstadt 1989, S. 283

** Petri Liukkonen in seinem *Authors' Calendar*, Stand 2018: <https://authorscalendar.info/akivi.htm>

*** <https://biblio.hiu.cas.cz/records/b231a41b-6e53-4620-8484-a247db911b9c?back=https%3A%2F%2Fbiblio.hiu.cas.cz%2Frecords%2F36b151d-d9b9-420c-9424-a64d8d27ba40%3Flocale%3Dde&group=b231a41b-6e53-4620-8484-a247db911b9c>

Klima

Risse im Hockeystick Wer denkt noch an alle Einbrüche unterhalb der Kragenweite *Watergate*? Das jüngste Ding ist schon nach wenigen Wochen Schnee von gestern. Ende November 2009 brachen KetzerInnen, die an den überall beschworenen Klimawandel nicht glauben, in den Server der Universität von East Anglia im britischen Norwich ein, wobei sie über 1.000 Mails und etliche andere Dokumente von maßgeblichen Klimaforschern erbeuteten, die am *Climate Research Unit (CRU)* dieser Hochschule arbeiten und dem UNO-Klimarat IPCC regelmäßig die wissenschaftliche Absolution erteilen. Ein russischer Server veröffentlicht die Beute. Die Hochschulleitung bestätigt den Einbruch. Die Webseite *Alles Schall & Rauch (ASR)* bringt Auszüge aus den Dokumenten – sie überführen die KlimareligionsführerInnen eindeutig des Betrugs. Danach sind emsig Daten gefälscht worden, um eine jüngste Erwärmung des Erdklimas zu »beweisen«, die es gar nicht gibt.

CRU-Chef Phil Jones, selber in den Dokumenten belastet, dementiert ihre Echtheit nicht; vielmehr tritt er am 2. Dezember von seinem Posten zurück. Offenbar haben die HackerInnen (oder Gewährsleute) ins richtige Wespennest gestochen. Wolfgang Pomrehn, »Klimaspezialist« verschiedener angeblich kritischer Blätter, giftet am 22. November in *Telepolis* zurück, weil ihr die Argumente ausgingen, sei »die Lobby der Dinosaurier-Industrien und ihre Fangemeinde« jetzt schon auf Diebstähle angewiesen. Nicht die großen VerbergerInnen, die kleinen Wallraffs sind also die Schweine. Pomrehn rückt die nicht staatlich oder privatwirtschaftlich legitimierten DatenräuberInnen in die Nähe von Rassisten und anderen Aufhetzern. Sein einziges eigenes Argument ist fadenscheinig; selbst recherchiert hat er nichts.

Am 23. Februar 2010 wartet *ASR* mit einem Film auf, der die fragwürdigen Methoden des angelsächsischen »Hockey-Teams« von Finnland aus beleuchtet. Die knapp 30minütige Dokumentation *Ilmastogate* des öffentlich-rechtlichen finnischen Fernsehsenders *YLE* vom Jahresende 2009 ist hier mit deutschen Untertiteln versehen. Sie stützt sich wiederholt auf den »gehackten« Email-Verkehr der Fälscherbande, läßt aber auch zahlreiche ein- und ausheimische »seriöse« KlimaskeptikerInnen zu Wort kommen, darunter den kanadischen Statistiker Steve McIntyre. Der Bitte der FilmemacherInnen um Auskünfte oder Gespräche schenken weder Jones noch die *CRU*-Pressestelle Gehör. Das Resümee ihres Beitrags ist trotz behutsamer Formulierungen für das Hockey-Team vernichtend. Ein Dogma wurde in die Welt gesetzt und mit Zähnen und Klauen verteidigt. Auf diesem niemals korrekt abgesicherten Dogma fußt ein beträchtlicher Teil gegenwärtiger Weltpolitik.

Ich will die Argumentation der »KlimaskeptikerInnen« kurz zusammenfassen. Es hat auf Erden schon immer Kalt- und Warmzeiten gegeben. Die Rolle des keineswegs giftigen Gases CO₂ beim modernen Treibhauseffekt und der möglichen Erderwärmung ist verschwindend gering. Hauptverursacher der Klimaschwankungen dürfte die unterschiedliche Aktivität der Sonne sein, auf der Tag für Tag ungeheuerliche Prozesse stattfinden. Damit verglichen stellt unser industrielles Wirken auf Erden ein Basteln im Hobbykeller dar. Die Methoden sowohl der rückwärts-gewandten wie der zeitgenössischen Temperaturmessung, beispielsweise über Baumringe und Meßstationen der CRU, sind unter Klimawissenschaftlern durchaus umstritten. Ich nenne nur das Problem »urbaner Wärmeinseln«, die deutlich andere, nämlich höhere Werte als ländliche Meßstationen liefern. Für das Abschmelzen der Gletscher, gar der Polkappen gibt es so wenig handfeste Beweise wie für den Anstieg des Meeresspiegels – keine. Selbst wenn die letzteren schmelzen, könnten sie laut einem physikalischen Grundgesetz gleichwohl niemals den Meeresspiegel anheben. Senken Sie einen Eiswürfel in Ihr fast randvolles Glas Glühwein, und Sie werden das Gesetz nach einigen Minuten bestätigt finden: das Glas läuft nicht über.

Das globale Klima selbst verhält sich leider nicht so simpel. Es stellt ein überaus komplexes Phänomen dar, das mit Computern nicht erfaßbar ist. Wird von hundert Faktoren nur ein Faktor verändert, ergibt sich sofort ein anderes Gesamtbild. Für Manipulationen öffnet sich hier ein riesiges Feld. Wie die gehackten Emails belegen, war die Crew um den Briten Phil Jones und dessen Busenfreund Michael Mann aus den USA natürlich darauf bedacht, nie an Manns schon berühmter »Hockeystick«-Grafik zu rütteln. Danach beschreiben die langfristigen Kurven irdischer Temperaturen einen Hockeyschläger, dessen »Schaufel« just in den jüngsten Jahrzehnten nach oben zeigt, also einen jähen Anstieg vorgaukelt.

Eigentlich hätte ich schon 1999 die Stirn runzeln müssen. Laut meinem Privatarchiv stellte damals Christian Pfister in der kleinen FAZ-Serie *Jahrhundertwetter* einige historische Wetterextreme vor. Die heißesten und trockensten Jahre des Jahrtausends seien 1473 und 1540 gewesen. Andererseits kamen in der Zwischenzeit grimmigste Eiswinter vor. Das Jahr 1473 schildert Pfister recht farbig. Um Basel blühten die Kirschbäume Anfang März. Das Getreide wurde Anfang Juni gemäht. »Im August wurde ein feuriger Wein gelesen. Gnadenlos brannte die Sonne. Am 30. Juni fiel für neun lange Wochen der letzte Regen. Dürre breitete sich aus. Die Brunnen versiegten, das Vieh verschmachtete, das unreife Obst fiel zu Boden. Bäume warfen schließlich ihre Blätter ab, so daß sie unbelaubt dastanden wie mitten im Winter. Böhmerwald, Thüringer Wald,

Schwarzwald und andere Wälder standen in Flammen. Rauch lag in der Luft. In höchster Not wurde Ende August in Frankfurt am Main eine Prozession um Regen angesetzt. Als im Herbst das ersehnte Naß vom Himmel strömte, sproß das Gras wie im Frühjahr, die Bäume belaubten sich wieder, ja, manche blühten sogar ein zweites Mal.«

Gegen so etwas waren die letzten zwei oder drei Sommer in Deutschland Schläge ins Wasser. Im jüngsten fror ich geradezu. Noch im Juli heizte ich deshalb in meiner Gartenhütte mehrmals morgens ein. Im August gab es in Westthüringen lediglich einen wirklich drückend heißen Tag mit 33 Grad und abschließendem Gewitter. Dagegen zeigt sich der gegenwärtige Winter ausgesprochen streng. Doch das mediale Trommelfeuer der befremdlichen Einheitsfront aus Straße und Gipfelkonferenz, Bürgerinitiative und Staat, Arm und Reich, *Frankfurter Allgemeine* und *Junger Welt*, Graswurzeln und Ex-FDJ-Funktionärin Angela Merkel gefriert bis zur Stunde nicht, wobei die ergebnislose Posse des »Klimagipfels« in Kopenhagen vom Dezember 2009 ein Geld verschlingt, mit dem man die angeblich vom Untergang bedrohten knapp 1.200 Inseln der Malediven hydraulisch aus dem Indischen Ozean heben könnte.

Hier drängt sich natürlich die Frage auf: wozu dieser ganze Aufwand, mit dem die »Klimalüge« lanciert und verteidigt wird? Um den Planeten zu retten? Nein, die Profite – wie immer. Zunächst kommt die Ächtung des CO₂-Ausstoßes der Atomenergiebranche zugute, die seit einigen Jahren wieder Morgenluft wittert. Die Gewinnspannen von Betreibern hochsubventionierter Kernreaktoren sind riesig. Was Wunder, wenn die Energiebosse bei den Laufzeiten um jeden Tag kämpfen. Neue AKWs sprießen weltweit schon wieder wie Pilze – zur Freude von *Siemens & Co.* Weiter beschwingt jene Ächtung den lukrativen Emissionshandel, dem sich unter anderem die Ölkonzerne widmen. Auch Klimaschutzvorkämpfer Al Gore soll damit eine Menge Geld verdienen. Allein für seine flammenden Vorträge streicht er um 50.000 Dollar ein – pro Auftritt. Der geplante Boom für Elektroautos wiederum – unter Insidern *Nachtspeicheröfen auf Rädern* – wird selbstverständlich den Stromgiganten zugute kommen.

Aber vergessen wir die angeblich wertfreie Wissenschaft nicht. Wer heute über den »Klimawandel« forscht, sitzt in einer Goldgrube, denn die »Fördergelder« prasseln genau auf ihn. Tut er es nicht, ziehen sie an ihm vorbei: Milliarden ade. Daneben gebar die Religionsstiftung »Klimawandel« Hunderttausende von gut dotierten Arbeitsplätzen für KlimaschützerInnen, die sich zudem im Brennpunkt »öffentlichen Interesses« sonnen können. Das hat beiläufig den Vorteil, uns und das Kapital der Sorge um alles Elend der Welt zu entheben, das mit drohenden Warm- oder Eiszeiten nicht das geringste zu tun hat. Ferner sehen sich gigantische Wasserbauprojekte in Südkorea, Türkei, Brasilien

begünstigt, die bereits clever als Klimaschutzmaßnahmen ausgegeben werden. Schließlich reiben sich auch die FinanzministerInnen aller so gut wie bankrotten Staaten ihre Hände, läßt sich doch eine derart »konkrete« Ursache des »Klimawandels« wie der CO²-Ausstoß wunderbar einfach mit Steuern belegen.

Dagegen kommt ein Pomrehn wahrscheinlich kaum über sein Zeilenhonorar hinaus – was hätte er also davon, am Mythos »Klimawandel« festzuhalten? Er bekäme sein Zeilenhonorar auch für Texte, die den Lärmschutz ankurbeln. Nur hätte er dann falsch gelegen! Der finnische Fernsehfilm krönt seine Entlarvung mit einem Jones-Zitat aus den gehackten Emails, das sinngemäß besagt, der Herr Institutsleiter wünsche sich die Klimaerwärmung brennend, damit alle Welt sehe, sie hätten recht gehabt. Hierin erblicke ich das persönliche Hauptmotiv der Hockeystick-Fetischisten. Sie und alle, die ihnen die Pucks und die Aufputzpillen hinterhertragen, müssen erbittert an der einmal eingeschlagenen Marschroute festhalten, damit sie ihr sprichwörtliches *Gesicht nicht verlieren*.

Ich neige immer mehr zu der Ansicht, dieses Motiv sei erheblich fundamentaler als landläufig angenommen wird. Meinungen, Moden, Trends kommen oft sehr zufällig zustande; jedenfalls entspringen sie nur selten ausschließlich der naheliegendsten Profitquelle. Sind sie aber erst einmal zur verbreiteten Überzeugung oder gar zur Weltreligion erhoben worden, fordern sie ihre Daseinsberechtigung so massiv, daß auch ihre VerkündigerInnen gerne recht behielten. Das macht grundsätzlich alle Unheilspropheten so unangenehm, wie Alain wiederholt bemerkte. In Bremerhaven gibt es seit Sommer 2009 sogar ein Museum, das sich speziell dem »Klimawandel« widmet. Das *Klimahaus 8 Grad Ost* hat 100 Millionen Euro gekostet. Wer wollte eine eherne Instanz wie ein Museum kleinlaut wieder schließen? Kürzlich las ich die dicke Darwin-Biografie von Desmond/Moore zum zweiten Mal. Dabei fiel mir gerade dieser Zug an dem gutbetuchten, verbindungsreichen Evolutions-Theoretiker aus dem 19. Jahrhundert auf: »seine Furcht vor Ablehnung und Prestigeverlust«, wie es auf Seite 620 der *Rowohlt*-Ausgabe heißt. Darwin kränkelte zeitlebens, und genauso lang verfolgte ihn die Angst, sich in die Nessel zu setzen oder, schlimmer noch, als Außenseiter zu gelten. Entsprechend frohlockte er bei jedem »Beweis«, der seine Annahmen unterstützte, und grämte sich über gegenteiliges Material.

Am 18. Februar 2010 ist die Lage des Eishockeyteams so brenzlig geworden, daß Ausputzer Pomrehn von der kommunistischen Tageszeitung *Junge Welt* eine halbe Seite bekommt, damit er – gegen die »Desinformationskampagne« von »Boulevard-Journalisten, Industrielobbyisten und Verschwörungstheoretikern« – in die vermeintliche

Offensive gehen kann. Offenbar läßt sich jene »Kampagne« nicht mehr ignorieren. Nicht etwa, daß er Jones Eingeständnis erwähnte, die mittelalterlichen Warmzeiten könne es gegeben haben, während für die letzten 15 Jahre gar keine »signifikante« Erderwärmung nachweisbar sei. Das sagte Jones laut *Daily Mail* vom 14. Februar in einem *BBC*-Interview. Oder daß er wenigstens jene »Vertrauenskrise der Klimaforschung« erwähnte, die sich laut *Spiegel* vom 25. Januar seit Wochen »vertieft«. »Zunächst ging es um die unerlaubte Veröffentlichung von E-Mails aus den Archiven der University of East Anglia, die die Klimawissenschaftler in Mißkredit brachten. Jetzt gibt es Wirbel um Fehler in den offiziellen IPCC-Berichten und Verdacht auf Interessenkonflikte. Im Mittelpunkt der Krise steht der Uno-Klimarat, der Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC), und dessen Vorsitzender Dr. Rajendra Pachauri.«

Nichts davon bei Pomrehn. Für ihn hacken die VerschwörungstheoretikerInnen (vom *Spiegel*) auf nur *einem* Fehler herum, der sich in dem 1.000 Seiten starken Klimabericht des IPCC von 2007 gefunden habe: das Abschmelzen der Himalaya-Gletscher betreffend. Sie hecheln die Erdoberfläche nach unsachgemäß aufgestellten Meßstationen ab und blasen »das Abzocken von Forschungsgeldern« zum Hauptmotiv der angeblichen VerschwörerInnen auf. Im Verein mit der *Global Climate Coalition* aus Automobil-, Öl-, Chemie- und Kohlekonzernen versuchen sie der Öffentlichkeit hartnäckig weiszumachen, unter Wissenschaftlern gebe es einen ernsthaften Streit über die Bedeutung der Treibhausgase. »Aber wie wenig an diesem angeblichen Streit dran ist, zeigt schon die Tatsache, daß Fachpublikationen, die den drohenden Klimawandel grundsätzlich in Frage stellen, mit der Lupe zu suchen sind.«

Leider gilt das auch für Fachpublikationen, die den Kapitalismus, den Afghanistankrieg oder den Segen der Privatisierung von Eisenbahnen und Wasserwerken grundsätzlich in Frage stellen. Man kann sie mit der Lupe suchen. Die Pomrehns dagegen sind klug genug, stets auf die Mehrheit zu setzen, weil sie auf diese Weise – als der Stärkere – stets im Recht bleiben. Da kann man sich nur mit Montaigne trösten, der in seinem vor gut 400 Jahren verfaßten Essay *Von den Hinkenden* die unselige Sitte beklagt, als den »besten Prüfstein der Wahrheit die Menge der Gläubigen« zu erachten – »in einem Gewimmel, in dem die Zahl der Narren die der Weisen um ein so Vielfaches übertrifft.«

∞ Veröffentlicht 2010 in Nr. 153 der saarländischen Zeitschrift *Die Brücke*. Mehrere andere »linke« Blätter hatten den Beitrag verschmäht, wobei sie nicht mit fadenscheinigen Gründen oder Schweigen sparten.

Nachruf auf die Malediven Der jüngste Winter, der gerade ausklingt, war zumindest in Deutschland erfreulich mild. Ende Januar soll es wegen Schnee und Straßenglätte gehäuft zu Autounfällen gekommen sein. Am Thüringer Wald hatten wir ebenfalls nur im Januar Schnee, wenn ich mich recht erinnere, und dabei nie klirrenden Frost. Vielleicht klappt es ja doch noch mit dem »Klimawandel«. Selbst in Großbritannien hat man wieder Hoffnung geschöpft, obwohl es dort im Vorjahr noch kurz vor Ostern zu einem »Kälteinbruch« einschließlich »Schneeverwehungen« gekommen war, wie ich einer *t-online*-Meldung vom 24. März 2013 entnehme. Weiter weg sieht es freilich ungünstig aus. Die USA erlebten in diesem jüngsten Winter »mehrere kräftige Kälteeinbrüche«, falls *Wikipedia* zu trauen ist. *Deutschlandradiokultur.de* behauptete am 31. Januar 2014, Kiews SchülerInnen hätten kältefrei. So konnten sie trotz »mehr als 20 Grad minus« auf den bekannten *Maidan* pilgern, um die angebliche Revolution zu befeuern. »Im ganzen Land fordert der Frost Opfer. Stromausfälle werden gemeldet, Autofahrten werden zur Gefahr ...« Sonst stellen sie keine Gefahr dar. Eine Schlagzeile der *Süddeutschen.de* am 4. Februar 2014 lautete: »Sotschi vor Olympia – Blauer Himmel, reichlich Schnee«. Sotschi liegt wie Jalta am Schwarzen Meer. Eine Freundin von mir hat Anfang Februar beruflich in Kaliningrad (früher: Königsberg) zu tun und teilt mir per Email mit, sie gehe dort wie auf Eiern, weil der Schnee auf den Straßen vereist sei. Doch genug der Klage! Vielmehr frage ich Sie: Darf das alles wahr sein?

Am 20. März 2000, vor genau 14 Jahren, war im britischen *Independent* ein Artikel von Charles Onians mit der Überschrift *Snowfalls are now just a thing of the past* erschienen. Der Autor führte unter anderem den bekannten »Klimaexperten« Dr. David Viner vom Klimaforschungsinstitut *CRU* der Universität von East Anglia ins Feld. In den kommenden Jahren werde Schneefall »ein sehr seltenes aufregendes Ereignis« werden, versicherte Viner und fügte bildkräftig und zu Herzen gehend hinzu: »Kinder werden einfach nicht mehr wissen, was Schnee ist.«

Beliebt war damals auch die Sorge um das Überleben des Urlaubsparadieses Malediven im Indischen Ozean, das KlimakatastrophenmahnerInnen wie Wolfgang Pomrehn so gern in umweltfreundlichen Maschinen anfliegen, nachdem sie sich ihren Urlaub durch flammende Artikel in »linken« Blättern wie *Contraste*, *Freitag*, *Graswurzelrevolution*, *Junge Welt*, *Neues Deutschland*, *Ossietzky*, *Scharflinks*, *Telepolis*, *WOZ* redlich verdient haben. Aufgrund eines durch unseren brutalen CO²-Ausstoß bewirkten beträchtlichen Anhubes des Meeresspiegels drohten die Malediven, die im Schnitt nur einen Meter über demselben lägen (wie auch meine Lieblingsenzyklopädie *Wikipedia* jammert), noch in diesem Jahrhundert zu versinken, klagten viele

MahnerInnen. Zwar schieben sie diese spezielle Sorge neuerdings nicht mehr so in den Vordergrund, aber ansonsten lassen sie, soweit ich es beobachten kann, in ihrem Kampf gegen den »Klimawandel« nicht locker.

Bei dieser Hitze stellen Journalistinnen wie Laura Frommberg fast eine Labsal dar. Am 26. Oktober 2012 meldet sie auf der Webseite *aerotelegraph.com*, auf dem Baa Atoll der Malediven sei ein neuer Flughafen eröffnet worden. »Der Dharavandhoo Airport ist der neunte Flughafen für den asiatischen Staat, der aus fast 2.000 Inseln besteht. Er ist ein reiner Inlandsflughafen, der dazu beitragen soll, dass Touristen aber auch Einwohner schneller als mit dem Boot zwischen den Inseln reisen können. Zwei internationale Flughäfen gibt es bisher auf den Inseln, den Malé International Airport und den Gan International Airport.« Von vorsorglichem Hochbau wegen gewaltiger Hochwassergefahr im ganzen Artikel kein Komma.

Solveig Michelsen warnt auf der Webseite *marcopolo.de* (mit copyright-Angabe *mairdumont 2013*) vor einigen gefährlichen Landebahnen in der Welt. »Auch Maledivenurlauber erwartete ein erstes Abenteuer, wenn der Pilot das ins Meer eingebettete Rollfeld des Malé International Airports anfliegen muss. Nach zahlreichen Erweiterungen ist die Landebahn mit 3.200 Metern nun zwar fast genauso lang wie die Insel selbst, doch sie ragt weit ins Meer hinein und gibt einem das Gefühl, auf einem Flugzeugträger zu landen.« Auf dem beigegebenen Foto wirkt die ständig erweiterte Rollbahn allerdings nicht annähernd so hoch wie ein Flugzeugträger, ganz im Gegenteil. Nicht anders äußert sich übrigens K. Seitz am 23. April 2013 auf *t-online.de*.

Damit zu einem Fachmann, falls mich die »skeptische« Webseite *eike-klima-energie.eu* nicht übers Ohr haut. Auf ihr findet sich ein Gespräch* mit »Prof. em. Dr.« Nils-Axel Mörner aus dem Jahr 2010. Der schwedische Ozeanograf, laut Redaktion einer der weltweit führenden Experten auf seinem Gebiet, war unter anderem von 2000 bis 2009 Leiter des *Maledives Sea Level Projects*. Ich empfehle seine Ausführungen. Mörner nennt die hartnäckigen Warnungen vor einem drastischen Anstieg des Meeresspiegels und den entsprechenden Gefahren insbesondere für Inselstaaten wie Malediven, Tuvalu, Vanuatu »blanken Unsinn« und begründet das auch. Warum sich jene Inselstaaten dann trotzdem davor ängstigten? Mörners Antwort: »In Wahrheit haben sie keine Angst vor einer künftigen Überflutung. Vielmehr haben sie Angst davor, die finanziellen Mittel zu verlieren, die sie als Entschädigung für die vorhergesagte Überflutung bekommen können.«

Ich muß mich zum Weiterschreiben zwingen, denn mein Überdruß am Thema allgemein, dazu an meinem schlechten Englisch im besonderen, ist groß. Wahrscheinlich

könnte man mit der geistigen und finanziellen Energie, die uns der Streit ums Klima schon gekostet hat, ganz Australien innerhalb von Sekunden um drei Meter anheben, vom Hunger Afrikas einmal zu schweigen. Wie es aussieht, bin ich mit Garth Paltridge durch reinen Zufall auf einen weiteren Fachmann gestoßen. Obwohl er offensichtlich kein Antikapitalist ist, dürften seine Ausführungen im Sinne eines Kampfes gegen den Untergang der Aufklärung durchaus von Interesse sein. Paltridge ist emeritierter Professor der University of Tasmania, wo er von 1990 bis 2002 das Institute of Antarctic and Southern Oceans Studies leitete, und Autor eines 2009 erschienenen Buches mit dem Titel *The Climate Caper: Facts and Fallacies of Global Warming*. Ich versuche einen Essay von ihm zusammenzufassen, der in der diesjährigen Januar-Februar-Ausgabe (2014) des australischen Magazins *Quadrant* zu lesen ist.**

Vor rund 40 Jahren unternahm die meteorologische Weltorganisation der UN die ersten Schritte zur Etablierung eines weltweiten Klimaprogramms. Unter anderem benannte sie auf einer Konferenz in Stockholm verschiedene Probleme, die zunächst zu lösen seien, ehe an verlässliche Klimaprognosen zu denken sei. Das Hauptaugenmerk galt dabei der noch unwägbaren Rolle der Wolken und der Ozeane, die beide erheblichen Einfluß auf das irdische Klima haben. An diesen Unklarheiten, so Paltridge, hat sich in den folgenden Jahren im wesentlichen nichts geändert: sie bestehen nach wie vor.

Paltridge erläutert im einzelnen, warum es schwierig, ja fahrlässig ist, in Computer-Modellen mit dem zukünftigen Verhalten der Wolken und der Ozeane zu rechnen. Wie es dann jedoch, vor diesem Hintergrund, eine Mehrheit seiner Kollegen fertigbrächte, mit der Hand auf dem Herzen zu beteuern, für die beobachtete Erwärmung auf der Erde sei mit 95prozentiger Wahrscheinlichkeit der menschlich verursachte CO²-Ausstoß verantwortlich?

Die angebliche Erwärmung selber zweifelt Paltridge offenbar nicht an, wie auch die englische *Wikipedia* bestätigt. Er hält sie für wahrscheinlich, obwohl sich jüngst die Berichte und Eingeständnisse über eine schon rund 15jährige »Pause« in derselben häufen, wie er selber einräumt. Er macht sich lediglich über die Versuche einiger Mainstream-Kollegen lustig, die nun fehlende »Hitze« beispielsweise in den Tiefen der Ozeane zu verstecken: diese hätten die Erwärmung »absorbiert«.

Aufgrund der Ungewißheiten und Fahrlässigkeiten in den gängigen Prognosen glaubt Paltridge jedoch, die Erwärmung werde weitaus glimpflicher ausgehen, als jene Kollegen uns weismachten. Er fürchtet, das »wissenschaftliche Establishment« sei vor Jahrzehnten in die Falle getappt, das Klimaproblem um den Preis der Ignorierung der Unwägbarkeiten in der Forschungsarbeit maßlos zu dramatisieren – und nun komme sie

nicht mehr heraus. Damals sprangen die WissenschaftlerInnen auf den Zug der neuen Umweltbewegung, weil sie erkannten, wie gut sich auf diese Weise Gelder locker machen und Prestige gewinnen ließe. Bald gefielen sie sich auch selber in dieser Rolle der MahnerInnen vorm drohenden Weltuntergang, die von einer spesenträchtigen Gipfelkonferenz zur anderen gondeln und bereitwillig Interviews geben. Und sie halten an ihrem fragwürdigen Kurs aus politischen, finanziellen und moralischen Gründen fest, die Paltridge durchaus sieht: Sie gehorchen dem einmal gesetzten, jetzt hoffähigen »Trend«, und sie wollen ihre Gelder und ihre Gesichter nicht verlieren. Dadurch drohten sie freilich den guten Ruf »der Wissenschaft« zu zerstören.

Paltridge fürchtet, das Engagement zur »Abschwächung der globalen Erwärmung« könne sich als teuerster Fehler herausstellen, den sich die Wissenschaft in der bisherigen Menschheitsgeschichte jemals geleistet habe. Gegenwärtig flößen den weltweit tätigen Fonds gegen den Klimawandel bereits Tag für Tag eine Milliarde Dollar zu.

Dabei liegen, so schließt Paltridge, die Chancen sowohl auf Beweise *für* wie auf Beweise *gegen* die Annahme eines in den kommenden 100 Jahren eintretenden Klimawandels mit verheerenden Folgen aufgrund der eingangs gezeigten Meßprobleme und Ungewißheiten »praktisch bei Null«. Ich wiederhole: virtually nil, praktisch bei Null. Doch auch dieses Eingeständnis wage in seiner Zunft so gut wie niemand. Zu seiner Verwunderung seien noch nicht einmal nennenswerte kritische Stimmen zum jüngsten Report des [zumeist so genannten, selbsternannten »Weltklimarats«] IPCC zu vernehmen. Wo sei nur die Skepsis geblieben, die angeblich den Lebensnerv jeder Wissenschaft ausmacht? Vermutlich bleibe sie aus, weil sie sich erfahrungsgemäß sehr schnell in ein Karrierehindernis verwandele.

∞ Verfaßt 2014, leicht gekürzt. Dafür wird mir durch weitere kritische Quellen zusätzlich klar, daß die Erde keine Scheibe und der Meeresspiegel folglich keine hydraulisch anhebbare planetenbreite Fläche ist. Er unterliegt schon immer, gerade so wie das Klima überhaupt, sowohl historischen wie regionalen Schwankungen. Werden uns somit aus Hochrechnungen oder Prognosen gefilterte globale »Durchschnittswerte« vorgesetzt, sind sie ungefähr so tröstlich wie Mittelwerte irdischer Zweibeiner-Körpergrößen für verkrüppelte Menschen wie G. C. Lichtenberg oder Randolph Bourne. Im übrigen behaupten einige Autoren, wo der Meeresspiegel tatsächlich ansteige, wüchsen in der Regel auch, wohl dank der Korallenriffe, die Atolle mit. Die Landmassen nähmen zu.

* <https://eike-klima-energie.eu/2010/02/08/was-ist-dran-am-globalen-anstieg-des-meeresspiegels/>

** <https://quadrant.org.au/magazine/uncategorized/fundamental-uncertainties-climate-change/>. Falls gesperrt, siehe ersatzweise <https://judithcurry.com/2014/01/08/the-fundamental-uncertainties-of-climate-change/>.

Im jüngsten thüringer sogenannten **Sommer** hatte mein Zimmerofen keine drei Wochen Verschnauf- und Erkaltpause. Der Sommer war mir zu kühl. Das will ich jedoch nicht als Beleg fürs Ausbleiben des angeblichen Klimawandels verstanden wissen. Noch ist mein Gedächtnis gut genug, um mir manchen verregneten Sommer meiner Kindheit vor Augen zu führen. Besonders übel schlugen die Götter einmal im reizenden Dörfchen Ührde bei Osterode am Harz zu, wo damals oft die Sommerlager der Jungschar und der Jungenschaft des CVJM-Kassel stattfanden. Unsere weißen Rundzelte und schwarzen Kothlen bevölkerten den ehemaligen Pfarrgarten unterhalb der kleinen Dorfkirche. Im besagten Unglückssommer schwammen sie auf dem leicht abschüssigen Gelände fast weg, weil es nahezu ununterbrochen regnete. Gott sei Dank (oder wem) gab es auch ein festes Gebäude, wohl früher Pfarr- oder Schulhaus. Im Erdgeschoß lagen unsere Eß-, Versamlungs- und Waschräume, während Boß Konrad F., der Jugendsekretär des christlichen Vereins, und die von ihm angeheuerten Köchinnen unter dem Dach übernachten durften. Die Seelsorge und die Verköstigung waren also immerhin gerettet. Das hieß nicht, wir hätten nicht beim Kartoffelschälen und Abwaschen helfen müssen.

Was der Voraustrupp, der die Zelte aufzuschlagen pflegte, in jenem kühlen Sommer vergessen hatte einzupacken, das waren *Wärmflaschen* für unsere Daunenschlafsäcke. Ich habe mich einmal schlaue gemacht. Um 1800 wurde in Mitteleuropa, zwecks Anwärmen der Betten in ungeheizten Schlafzimmern, die langstielige, mit Deckel versehene Bettpfanne (für glühende Holzkohle) allmählich von der Wärmflasche (heißes Wasser) abgelöst. Es soll freilich schon um 1550 Wärmflaschen aus Zinn gegeben haben. Noch früher schlug man heiße Steine in Tücher ein. Vor allem ab 1920 kam die flache Wärmflasche aus Gummi auf, die einen seitlichen Einfüllstutzen aufwies. In meiner Kindheit war das meist rot gefärbte Gummi geriffelt oder genarbt. Die gefüllte Flasche ähnelte einem nur unzulänglich geglätteten Erdbeer-Wackelpudding oder lud zum Spiel mit einem roten Wiesel ein. Die Lieblingswärmflasche des Erwachsenen war sicherlich der oder die Geliebte, aber diese Variante hat viele Tücken.

Vielleicht war der jüngste Sommer günstig für den Gefleckten Aronstab. Eben erblickte ich ein Rudel dieser merkwürdigen Blütenpflanze zwischen Gebüsch an einem Graben des Waltershäuser Rieds. Sie liebt Schatten und Nässe. Um diese Zeit, Mitte September, blüht sie natürlich nicht mehr, springt einem vielmehr mit ihren hellroten, in diesem Fall teils kniehohen Fruchtständen ins Auge. Sie erinnern an plakative Maiskolben mit allerdings aufgeblasenen Körnern, vom Botaniker Beeren genannt. Sehen Sie eventuell https://de.wikipedia.org/wiki/Gefleckter_Aronstab#/media/Datei:Arum_maculatum_003.JPG. Die

Beeren zu pflücken und ins Müsli zu werfen, empfiehlt sich aber nicht, da sie giftig sind. Der Schöpfer hat hier wieder alle Mittel eingesetzt: die im Frühsommer erscheinenden segelförmigen, weißen Blüten sind Bestandteil einer durchtriebenen Insektenfalle. Insbesondere kleine Fliegen rutschen, von Aasgeruch angelockt, in die Tiefe der Blüte und sind für Stunden oder Tage gefangen, weil eine haarige Reuse ihr Entkommen verhindert. Die erschläfft dann jedoch, sodaß die »BesucherInnen« wieder verschwinden – und dabei die Gefängniswirtin bestäuben dürfen. Lohn gibts nicht. Warum einfach, wenn es auch umständlich geht, scheint das Motto des Schöpfers gewesen zu sein.

Wäre ich vielleicht besser nach Portugal gefahren? Lieber nicht. Am 3. September 2025 gab es in der hügeligen Stadt Lissabon einen sogenannten Standseilbahnunfall mit 16 Toten und noch mehr Verletzten. Der bergab fahrende Unglückswagen hatte sich vom bremsenden Zugseil gerissen und entgleiste. Der Name dieser Transportart kommt mir übrigens auch etwas unglücklich vor. Er scheint auf dem Gegensatz zu in der Luft hängenden Wagen oder Kabinen zu fußen, wie mir ein Roboter erläutert. Die Wagen »stehen« auf der Erde, daher Standseilbahn. Die Zug- oder Tragseile sind anscheinend stets aus Draht.

Gelegentlich versagen sie also. Vielleicht hätte man eine indianische Methode übernehmen sollen, die ich mir neulich aus einem nicht sehr umwerfenden Werk einer DDR-Ethnologin herausschrieb. Ein Tsimshian-Knabe (US-Nordwestküste) sei einmal so kühn gewesen, einen Stern auszulachen. Zur Strafe wurde er in den Himmel entführt und dort im Rauchabzugsloch der Hütte des geschmähten Sterns angebunden. Er hatte noch Glück, weil ihn nach einiger Zeit sein Vater befreite – »und mit ihm auf einer Brücke wieder zur Erde hinabstieg, die von einer Kette in den Himmel geschossener Pfeile gebildet war«. Das nenne ich genial. Alle näheren Angaben verweigert die sozialistische Ethnologin oder der indianische Geschichtenerzähler allerdings. Dadurch wird der Glaube eines Mitteleuropäers doch auf eine harte Probe gestellt. Was gäbe es denn an einem Stern auszulachen? Lieber am Himmel festgenagelt als auf diesem verrückten Planeten herumzutorkeln. Was ich mir noch vorstellen könnte, wäre eine Schmähung oder Verfluchung durch den Knaben, weil der Stern nicht im Traum daran denkt, dem irdischen Beobachter auch nur einen Funken zu gönnen, der ihn, den Menschen, dem folternden Rätsel des Universums wenigstens um ein paar Zentimeter näher brächte. Das rüttelt aber nicht an der wunderbaren Kette aus in den Himmel geschossenen Pfeilen, die ohne Zweifel jedem Drahtseil vorzuziehen ist.

Als ich mir kürzlich die Schuhe zuband, geriet ich über ein Phänomen ins Grübeln, dem sich womöglich noch nie ein Essayist gewidmet hat: Ich meine den **Knoten**. Bei unsren Schnürsenkeln tritt er zumeist mit zwei Schleifen auf. Als Polsterer sind mir auch Zugknoten, Doppelbohne, Weberknoten geläufig. Doch selbst wenn Sie lediglich zwei oder drei Krawattenknoten beherrschen sollten, werden Sie bereits nach flüchtiger Durchmusterung unseres Alltags zugeben, daß der Knoten zu den genialen Erfindungen der Menschheit zählt.

Ersparen Sie sich den Griff zu Ihrem umfangreichen Nachschlagewerk: Es wird Ihnen weder den Erfinder noch die Geschichte des Knotens enthüllen. Handelt es sich bei dem Wort Entwicklungsgeschichte nicht bereits um eine Tautologie? Stellt eine Entwicklung das Gegenteil einer Verwicklung dar? Jedenfalls hat der Knoten etwas mit Verknüpfung zu tun. Und Dinge, die lediglich miteinander verknüpft sind, lassen sich leicht wieder lösen. Das Gegenteil der Verknüpfung stellt die Verklumpung dar. Das Verklumpen ist die Lieblingsbeschäftigung der Moderne. Zu diesen Thesen kam ich, als ich auf meine Schnürsenkel starrte. Nun will ich hoffen, das letzte Verdikt falle nicht auf mich selber zurück.

Suchen wir ein Museum auf, das rekonstruierte Szenen aus der Jungsteinzeit zu bieten hat, springen uns die Knoten geradezu ins Gesicht. Nur mit Hilfe zweier Knoten kann eine Sehne die Enden einer biegsamen Rute so wirksam verbinden, daß sich mit der auf diese Weise geschaffenen Waffe todbringende Pfeile aussenden lassen. Baumstämme werden an Tauen fortgeschleift. Sprossen sind mit Holmen zu Leitern, Sparren mit Balken zu Dachstühlen verzurrt. Das Prinzip des *Verzurrens* scheint so verbreitet wie alt zu sein. Schon Feuerstein und Speerschaft, später Schneide und Axtstiel waren auf diese Weise verbunden.

Allerdings zeigen die Äxte mehr. Durch ein Loch im Kopf der Schneide wird der Axtstiel gesteckt, worauf die beiden zusätzlich miteinander verzurrt werden. Vielleicht hatte man das Prinzip des *Ineinandersteckens* bereits angewandt, als an den Knoten noch gar nicht zu denken war? Man hatte Höhlen gegraben, Schächte ausgehoben, Pfähle eingerammt. Betrachten wir erneut das Germanische Langhaus aus der Jungsteinzeit, ist auch das Ineinanderstecken allgegenwärtig. Balken werden ausgekehlt, damit sie miteinander verzahnt werden können. Löcher in den Hauswänden nehmen tragende Balken auf. In Gestalt von Fenstern und Türen ermöglichen sie es sogar dem Drinnen und dem Draußen, sich miteinander zu verbinden. Im Grunde wurden wir, das läßt sich nicht

länger übersehen, nach dieser Weise des Ineinandersteckens bereits gezeugt. Allerdings gilt sie in Sachen Vermehrung inzwischen als veraltet.

Mustern wir die Tür des Germanischen Langhauses, stehen wir vor einem frühen Wunder des Ineinandersteckens. Die Tür wurde aus einem Brett von Handgelenkstärke und Schulterbreite gewonnen. Da sich dieses Brett schlecht mit der Wand verknoten ließ, verfielen unsere Urahnen darauf, in der Senkrechten zwei Zapfen stehen zu lassen, damit sich die Tür in den entsprechenden Vertiefungen von Boden- und Deckenbalken drehen konnte. Statt sie anzunageln, lagerten sie ihre Tür. Was sich hier sogleich mitdreht, sind Töpferscheiben, Wagenräder, Windmühlen. All diese Beweglichkeit verdankt sich dem Prinzip des Ineinandersteckens. Und auch von allen ineinandergesteckten Dingen gilt der Satz, sie seien leicht wieder zu lösen.

Bald ließen die Langhaus-ErbauerInnen beim Zurichten der Tür einen Buckel stehen, der dann wieder ausgehöhlt wurde, sodaß sich ein dicker Knüppel zunächst durch den Buckel, schließlich ins Türpfostenloch führen ließ. Damit hatten sie einen neuen Zapfen erfunden, den sie Riegel nannten. Auch Knöpfe sind Riegel. Ich ver- oder entriegele mein Hemd. Der Reißverschluß mag eine knifflige Weiterentwicklung darstellen, doch gerade er macht das Ineinanderstecken als Dreh- und Angelpunkt der Kultur augenfällig: Zähne schieben sich in Lücken, Zahnbuckel in Zahnmulden; die beiden Zahnreihen gleiten durch die Kanäle des Schiebers – zwei Eisenbahnzügen ähnlich, die sich, aus Osten und Westen kommend, desselben Tunnels bedienen müssen, und am Ausgang des Tunnels haben sie sich zum Nordexpress vereinigt.

Damit droht uns allerdings eine Falle. Aus unseren Hochgeschwindigkeitszügen, die Fenster und Türen zu Antiquitäten machen, können wir kaum noch aussteigen. Wer in Frankfurt/Main gepennt hat, muß bis Kassel warten. Bald werden wir nur noch in einem Transrapid oder einem Jumbojet leben – in diese eingeschweißt wie unsere Blumensträuße und Bücher in Klarsichtfolie.

Vielleicht haben wir, was die Ent- und Verwicklungsgeschichte der Menschheit betrifft, eine erste bedeutsame Zäsur in der Befreiung des Zapfens zu sehen. Ein Schlüssel ist ja kein Riegel mehr; vielmehr ein schlüpfriger Geselle. Ich kann ihn mit mir führen, unter der Fußmatte verstecken oder in den nächsten Gully werfen. Der Schlüssel eifert unseren Wurfspießen, Pfeilen, Nägeln nach; nur ist er weniger brutal. Einen Dübel aus Kunststoff möchte ich als einen Nagel auffassen, der einer Schraube als Futteral dient, womit der Nagel sozusagen verdoppelt wäre. Doch ich sehe zudem einen Strahlenkranz, der verhindern soll, daß der Dübel wieder aus der Wand fällt, die ich im Augenblick betrachte. So weist der Dübel weit über sich hinaus. Wir sehen ein großes Schiff, das

etliche Flugzeuge trägt: ein Überdübel. Die Flugzeuge führen nämlich wiederum kleine Raketen mit sich, die ihrerseits noch einmal Bömbchen zu verstreuen haben. »Sie empfangen ein Überraschungsei der westlichen Tauschwertgemeinschaft.« Denn neunzig Prozent aller Waffen werden von eben dieser in die Welt gesetzt. Auch die Waffen von Schurkenstaaten, Terroristen und Bösewichtern aller Art.

Halten wir uns ans Schloß, läßt sich erstaunlicherweise noch um 1900 kein nennenswerter Fortschritt erblicken. Das sogenannte Sicherheitsschloß beruht auf dem Fallriegelprinzip, das vor mehreren tausend Jahren in Ägypten erfunden worden ist. Ein verschieden gekerbter Schlüssel drückt unterschiedlich lange Stifte gegen ihre Federung. Die Trennlinie wird frei, der Zylinder kann gedreht werden: damit schnappt der Riegel zurück, der mit ihm verbunden ist, und die Tür läßt sich öffnen.

Streng genommen handelt es sich beim »Sicherheitsschloß« um eine Tautologie, also um einen weißen Schimmel. Und die Tautologie, zu der die Menschheit spätestens seit 1900 in sehr starkem Maße neigt, ist ebenfalls eine Form der Verbindung. Hier liegt die Befürchtung nahe, die eingangs beklagte Tendenz zur Verklumpung werde sich in der allgemeinen Tautologisierung vollenden. Dann werden Eigennutz und Solidarität, Krieg und Frieden, Mann und Frau, Sein und Sollen, Wirklichkeit und Fiktion sich decken. Mit jeder Grenze, die fällt, jeder Unterscheidung, die hinfällig wird, rücken wir dem Nichts näher.

Zum Einbau unserer Schlösser und Schloßfallen dienen uns Schrauben. Stellen Holzschrauben oder Maschinenschrauben (solche mit Muttern) nicht großartige Erfindungen dar – ideale Vermittlerinnen? Hätten wir bei der Schraube nicht besser Halt gemacht in unserem Fortschritt? Wir würden bis heute und bis in alle Tage in bewegter Harmonie leben, also in der besten aller Welten. Denn die Schraube verbindet schonend. Sie vermittelt, ohne festzulegen, was bedeutet, sie schafft keine Tatsachen, die neue Tatsachen erzwingen. Wenn wir wollen, hält sie die Tischplatte mit den Tischbeinen oder die Pleuelstange mit der Kurbelwelle zusammen. Wollen wir nicht, lösen wir sie.

Hier drängt sich der Übergang zum *Verschmelzen* auf, denn eine Pleuelstange ist keine Zaunlatte. Soweit ich sehe, begannen die Menschen bereits mit dem Verschmelzen, als sie noch verzurrten statt verschraubten. Kupfer mit Zinn, das ergab vor rund 4.000 Jahren die Bronzezeit. Hinzu kam das Verleimen, etwa bei der Papierherstellung im alten China. Selbst der Beton hat recht lange Wurzeln: Kurz nach Christi Geburt, unter Kaiser Hadrian, wird in Rom das Pantheon errichtet. Da die römischen Maurer bereits Zement einsetzen, können sie das Bauwerk mit einer Kuppel von mehr als 40 Metern Durchmesser krönen. In philosophischer Hinsicht müssen die Römer allerdings schon im Hintertreffen

gewesen sein. Ein Dach – so hätte jedenfalls Diogenes in seiner Tonne geknurr – von dem ich nicht weiß, wie ich es unter Umständen wieder abbauen könnte? Fügen wir hinzu: ein gigantischer Berg aus Gebilden, die sich gegen ihre Wiederverwertung sträuben? Neben Millionen Kartoffelkisten aus Plastik stecken in diesem Berg ein paar hundert Kernkraftwerke; Marokko baut auch noch schnell zwei.

Ich gestatte mir einen Exkurs zur Feder. Ob Spiral- oder Blattfeder, sie vermittelt ja ebenfalls. Durch Abfedern werden irgendwelche Gebilde – seien sie verzurrt, ineinandergesteckte, verschmolzene – flexibler gemacht, wodurch sich ihre Anpassungsfähigkeit, somit ihre Lebensdauer erhöht. Weiter steht noch aus, das Verkeilen einzuordnen. Im Germanischen Langhaus etwa am Fuß eines Pfostens eingetrieben, sorgt ein Keil dafür, daß der Pfosten besser gegen einen Deckenbalken drückt. Solche Keile lassen sich notfalls wieder entfernen. Das Verkeilen stellt somit eine Abart des Ineinandersteckens dar. Dies wird im Grunde auch von zwei Menschen unterstrichen, die sich gar zu heftig lieben. An ihnen sehen wir überdies das Verklammern als weitere Unterart. Ob Heft- und Wäscheklammer oder Schraubzwinde und Schraubstock: es handelt sich um Weisen des Ineinandersteckens. Was nur verklammert ist, läßt sich durchaus wieder lösen.

Solange das Verknoten oder Ineinanderstecken von Gliedmaßen oder Organen noch populär ist, kommen wir kaum umhin, unseren Körper – ein Bündel aus Sinnen, Säften, Leidenschaften – für die Quelle unserer Verbindungsweisen zu halten, das Verschmelzen eingeschlossen. Der Drang zum Verzurren, Verklammern, Durchdringen, ja selbst zur Auflösung steckt im menschlichen Leib. Ihm eifert unser Geist bloß nach. Dabei schlägt er offensichtlich über die Stränge. In der Natur nämlich zeigt sich all das Beschriebene bestenfalls andeutungsweise; ein Fuchsbau ist kein Bergwerk.

Wer vom Verbinden handelt, muß auch vom Trennen sprechen. Nicht immer wird durch eine Trennung etwas rückgängig gemacht. Bei sämtlichen verzurrt oder ineinandergesteckten Gebilden ist dies jedoch der Fall; sie können verhältnismäßig einfach wieder in ihre Bestandteile zerlegt werden – etwa der Handwagen, den mein Großvater Heinrich zu seinem Schrebergarten zog, oder seine aus Holz errichtete Gartenlaube. Bei einer Gartenmauer wird es bereits kritisch. Sie ist kaum unbeschadet »rückgängig« zu machen; wir bekämen die Backsteine mehr oder weniger verunstaltet zurück, vom betrüben Zustand des Mörtels ganz zu schweigen.

Selbst beim Polstern – eigentlich ein eher luftiges Geschäft – geht die Tendenz aufs Verschmelzen und Verklumpen. Charles Darwin dürfte als Fachmann für Ent- oder Verwicklung allgemein bekannt sein. Von seinen Biografen Desmond/Moore erfährt man zudem, er habe in seinem Arbeitszimmer über einen roßhaargepolsterten Armlehnstuhl

verfügt. Das waren gediegene Zeiten. Ermüdetes und verstaubtes Roßhaar kann auseinandergezupft, gesäubert, gekräuselt und wiederverwendet werden. Inzwischen wird überwiegend mit Schaumstoff gepolstert, der oft auch noch verklebt wird. Ein modernes Sofa vom Fließband läßt sich nach einigen Jahren bloß wegwerfen. Ähnliches gilt für das Verhältnis von mechanischer und elektronischer Schreibmaschine oder von Hollerithmaschine und Computer.

Wird heute ein Verwaltungsgebäude aus den 60er Jahren abgerissen, sehen wir keine Kuhfüße (Nagelzieher) oder Schraubenschlüssel am Werk, vielmehr Preßlufthammer, Trennscheiben, Schweißbrenner, Rammböcke, Bagger, Planierraupen. So trägt unser Wüten zur Aufstockung des Müllbergs bei. Neuerdings steht ihm allerdings eine gigantische Abdeckerei zur Seite, griffen wir doch in unserer Verschmelzungssucht aufs Organische über. Die Wiederverwertung der verseuchten Mastbullen schmeckt keinem mehr; aber ungleich schwieriger noch dürfte sich der Versuch gestalten, die säuselnde Tomate oder das etwas unglücklich geklonte fünfbeinige Schaf wieder rückgängig zu machen. Es wird nicht mehr zu Verteilungs-, vielmehr zu Beseitigungskämpfen kommen. Wir dürfen gespannt sein, wer eher zur Bombe greift, wir oder das Schaf mit seinem fünften Bein.

Um es in einem Satz zu sagen: Die angeblich höchste Kulturstufe, die ihre Verbindungen maßgeblich durch Verschmelzen erzielt, kann diese nur aufwendig, brutal, gleichgültig lösen. Von der Lösung einer Aufgabe ist darin natürlich nichts mehr zu entdecken. Anders dagegen, solange sich unsere Kombinationen im Rahmen des Verzurrens und Ineinandersteckens halten. Dann bleibt die Welt überschaubar. Nicht angenehm oder unangenehm, wohlgemerkt, sondern nur in Ordnung.

Der Grund liegt längst auf der Hand. Bei solchen kulturellen Gebilden wie Äxten, Langhäusern, Pferdefuhrwerken, selbst Sippen und Stämmen handelt es sich um Kombinationen, die noch in den Teilen zu erkennen sind, aus denen sie sich zusammensetzen. Ist also etwas faul, weiß ich, an welcher Stelle ich zu bohren oder auszuwechseln habe. Beides ist bei mehr oder weniger verschmolzenen Gebilden nicht mehr möglich. Daraus erklärt sich nebenbei, warum die Ganzheitsapostel gleich nach den Steuerberatern zu den größten Nutznießern der Moderne aufsteigen konnten; sie flankieren die *Globalisierung*. Als Beispiele für verschmolzene Gebilde nenne ich zuletzt: Tornado (das Kampfflugzeug), Mikrowelle, Europäische Union, Chipkarte, Daimler-Chrysler, Aspirin – eingenommen nach einem Galaabend mit sieben Tenören, fünfzig Artisten aller verwandten Sparten und pausenlos trommelnden Videoclips. Sie sind so unerkennbar wie unbeherrschbar aufgrund ihres hohen Verklumpungsgrades.

Stellt sich noch die beflissene Frage, ob wir vielleicht den rechtzeitigen Absprung verpaßt haben. Es sieht ja alles danach aus. Nur: wer so etwas verkündet, tut es ersichtlich im Nachhinein. Der Absprung wäre gar nicht möglich gewesen. Wer unmittelbar davorsteht, erkennt – um ein harmloses Beispiel zu wählen – eine Schmelzrinne, in der blutroter Stahl fließt, nicht als historische Zäsur. Dabei sehe ich durchaus, daß dieses Beispiel auf die Bronzezeit zurückfällt. Sollte soviel an Weltgeschichte überflüssig gewesen sein?

∞ Verfaßt um 2000, später gekürzt. 2005 erschien der Text (»Knoten und Klumpen«) in der von Jürgen Engler herausgegebenen Anthologie *small talk im holozän*, Berlin 2005. Neuerdings soll es sogar ein ganzes Buch über den Knoten geben, von Michael S. Karg, erschienen 2023. Vielleicht werde ich darin zitiert?

Komik

Das vierte, jüngste und letzte Kind des bekannten Pantomime-Clowns Peter Shub hieß **Luca**. Der Vierjährige hatte im Sommer 2001 im Innenhof-Restaurant des Alten Rathauses Hannover mit Familie Shub gespeist. Als er seine Pizza verdrückt hatte, stand er auf und ging zu einer offenbar recht großen und schweren Skulptur, die in der Nähe stand. Als er sie angefaßt habe, so der Vater später, sei sie umgekippt und habe den Jungen erschlagen. Die Skulptur sei nicht gesichert gewesen – was der aus den USA stammende Clown »für Deutschland erstaunlich« fand.*

Es ist genauso schwer, einen solchen krassen Vorfall nicht zu kommentieren wie ihn zu kommentieren. Aber vielleicht ist es auch überflüssig, ihn zu kommentieren. Shub, geboren 1957 in Pennsylvania, führe uns »mit winzigsten Details« vor, »wie Freude, Missgunst oder falsche Fährten entstehen«, lese ich bei *Stuttgart Live* in der Ankündigung eines erst im kommenden März (2022) stattfindenden Auftritts. Ich fürchte fast, die riesige falsche Fährte, die mit Masken, Impfpässen und den entsprechenden Einlaßkontrollposten gepflastert ist, wird von Shub lieber ausgespart. Immerhin liegt ein gewisser Trost darin, daß heutzutage überhaupt noch KomikerInnen auftreten dürfen. Zwar hatte eine jüngere Phase der Postmoderne um 1990 als »Spaßgesellschaft« von sich Reden gemacht, aber das ist 30 Jahre her. Es ist vorbei. Heute wird im Gegenteil alles unternommen, um den zweibeinigen Bewohnern dieses Planeten das Kichern, Lachen und Tanzen auszutreiben. Man möchte nur noch vor Angst schlotternde, mißgünstige, böartige

Schafsköpfe. Allerdings lassen sich das noch nicht alle gefallen, wie etwa *Danser Encore* zeigt, ein mitteleuropäisches Flashmobstück von 2020/21.**

Mich hat leider noch niemals einer als Komiker gelobt oder auch nur bezeichnet. Vielleicht steht dem meine Vorliebe für die Humor-Unterabteilung »Sarkasmus« entgegen. Von dieser Vorliebe wußten Sie gar nichts? Na, dann erlaube ich mir einmal ein Beispiel aus meinen Miniaturen *Vor der Natur* anzuführen, das einmal Maximilian Zander hervorstrich. »Vorausgesetzt, in jedem Gewitter offenbare sich Gottes Allmacht«, heißt es im Stück *Lichtenberg*, »wären die Blitzableiter, die wir auf unseren Kirchen anbringen, ein Ausdruck göttlicher Selbstironie.« Dieser Gedankenblitz dünkte Zander »noch tiefer und sarkastischer als Lichtenbergs Funke«, auf den mein Miniaturtitel anspielt. Spricht *Brockhaus* bei Sarkasmus von bitterem Hohn und beißendem (verletzendem) Spott, verschweigt er wohlweislich, daß der von mir vertretene Sarkasmus zwar öfter Gott oder den Papst, nie dagegen Genossen trifft. Er setzt nie ein armes Schwein herab, sitzt es doch sowieso schon in der Scheiße. So etwas lieben nur die ZynikerInnen in »rotgrünen« Parteivorständen oder bei *Bild*, *Spiegel*, *taz*. Der Sarkasmus greift immer (selbsternannte) Götter an.

Gewiß können sich solche auch hinter Genossenlarven verstecken. Um Mitternacht bekommt Victor Serge Besuch von der GPU – Hausdurchsuchung. Bei seinen Leninübersetzungen stutzen die Leute. »*Beschlagnahmen Sie die auch?*« fragte ich ironisch. »*Machen Sie keine Witze*«, erwiderte der eine, »*auch wir sind Leninisten*.« Vortrefflich; *wir Leninisten waren unter uns*.

Ich vermute weiter, beim Sarkasmus müsse stets der Tod als der schrecklichste Gott im Spiel sein. Daher die Nähe zum Galgenhumor. 1984 verübte die IRA einen Bombenanschlag auf das Parteitagshotel der britischen Konservativen in Brighton. Industrieminister Norman Tebbit kam schwerverletzt ins Krankenhaus. Vor der Narkose nach Allergien befragt, erwiderte Tebbit: »Bomben.«

∞ Verfaßt 2021

* <https://www.hinzundkunt.de/scheitern-ist-verpoent/>, (Hamburg) 21. Februar 2016

** Hier in Berlin veranstaltet: <https://www.youtube.com/watch?v=v8ZA9DUMvXI>

Albernheit Man hatte der Volksschule in Kassel-Bettenhausen soeben einen »Realschulzug« angeschlossen. Ich durfte ihn (ab 1960) besuchen, obwohl ich keine große Leuchte war.

Ich war vor allem albern. Morgens pflegte ich mich mit Erich S. »an der Ecke« unserer Siedlung zu treffen, um den Schulweg mit ihm gemeinsam zurückzulegen. Der schmalgesichtige Erich war ein streb- und folgsamer Junge; er wurde später Bankkaufmann. Jeden Morgen hämmerte ich mir auf den 200 Metern bis zur »Ecke« ein, heute nicht in Albernheit verfallen zu wollen. Ich flehte zu Gott, leistete Schwüre, malte mir das herrlich hoffähige Leben ohne Albernheit aus. Kaum lag die »Ecke« in unserem Rücken, fing ich mit meinen Faxen an. Jeder Anlaß war willkommen. Lugte ein Taschentuch aus Erichs Hosen, mußte es mit Kletten gespickt oder mit einer Fahrradklammer beschwert werden. Erichs Schiebermütze lud zu einer Verwandlung in Scheuklappen ein. Leider hatte auch das mächtige schmiedeeiserne Tor zum Schulhof keine läuternde Wirkung. Lag man ohnehin von einem Kicheranfall gebeutelt unter dem Schultisch, bot es sich an, im näheren Umkreis alle Schulranzen zu vertauschen. Zettel mit Blödsinn kursierten, Schwämme voller Wasser oder Kreidestaub flogen, Mädchen umklammerten beim Schreiben mit der freien Hand ihre Blusenausschnitte. Es war furchtbar.

Am meisten litt ich selber unter meiner Albernheit. Sie war hartnäckiger als Rinderwahnsinn. Ich schämte mich ihrer unendlich, wußte jedoch kein Mittel gegen sie. Man war eben so dumm wie das dumme Zeug, das man machte. Man spielte sich in einer Weise auf, die einem, neben Aufmerksamkeit, unweigerlich Verachtung eintrug. Möglicherweise konnte sich die Albernheit nur deshalb zum Albtraum meiner Jugend aufschwingen, weil sie sich mit »objektiven« Makeln zu verbünden verstand. So war meine Mutter eine »Geschiedene« – ihr Sprößling vaterlos. Zwar gab es noch meinen Großvater Heinrich, nur gehörte er leider zum Lehrkörper derselben Schule. Dadurch drang das dumme Zeug stets taufrisch an seine Ohren. Der Enkel machte ihm Schande. Dabei hätte der Enkel guten Grund zur Botmäßigkeit gehabt, denn er kam aus ärmlichen Verhältnissen, für die sein Großvater nichts konnte. Dessen Tochter, die »Geschiedene«, war schuld. Sie mußte sich als Bürohilfe verdingen. Daß ich in meiner Klasse nicht der Erste jedoch der Ärmste war, ging unfehlbar aus den Antragsformularen für »Erziehungsbeihilfe« hervor, die mir der Klassenlehrer halbjährlich nach Unterrichtsschluß aushändigte. So nannte sich damals das spätere Schüler-*Bafög*. Ich war der Einzige, der es bezog. Und zum Dank glänzte ich nun mit Albernheit und mangelhafter Leistung.

Beides dürfte kaum zu trennen sein. Die Albernheit ist der Fötus der Rebellion. Sie verweigert Leistung. Allerdings reagiert sie nur – statt Souverän zu sein. Sie stört und zerstört Ordnung, ohne eine neue Form zu schaffen. Der zwanghaft Alberne setzt der drückenden gesellschaftlichen Norm nichts wirklich Eigenständiges entgegen. Er ist Dadaist. Zählt er zudem von Natur aus zu den Schnecken, braucht er zur Läuterung

Jahrzehnte. Ich strebte zunächst eine Galgenfrist von drei Jahren an – bis zum Abitur. Im Gegensatz zu Erich konnte ich mir nämlich zum bevorstehenden Realschulabschluß keinerlei Berufsergreifung vorstellen, die mich nicht in die Hölle geführt hätte. In der Verwandtschaft und durch eigene Ferienarbeit gewann ich genug Einblicke in dieses stumpfsinnige Schmoren für etwas »feste Kohle«. So drängte ich mich dem neuen Wirtschaftsgymnasium in Kassel-Kirchditmold auf. Im Fach Spanisch lernte ich kein Wort, dafür im Schreibmaschinensaal umso mehr.

Es wurden dann nur zweieinhalb Jahre. Sie waren wieder für jede Menge Albernheit und Faulheit, zunehmend allerdings auch für »Politisierung« gut. 1966/68 griff die antiautoritäre Schülerbewegung auf Kassel über. Obwohl uns *Juso*-Führer Hans Eichel, später Oberbürgermeister und Bundesfinanzminister, bei den Demonstrationen gegen die Notstandsgesetze per Megaphon zur Besonnenheit aufrief, schlugen wir vermehrt über die Stränge. Vom Kirchditmolder Schulhügel her hagelte es Tadel und Blaue Briefe. Ein halbes Jahr vorm Abitur legte mir der »Direx« den Schulabgang nahe. Ich hätte es ohnehin nicht geschafft.

∞ Verfaßt um 2007

Verlassene Gefühle Wie mir kürzlich Kinder klarmachten, die mich bei meiner Erzählung ungläubig ansahen, ist in Waltershausen nach dem mittelalterlichen *Bierrufer* auch der *Milchmann* längst ausgestorben. In meiner eigenen Kindheit zählte er noch zu den hochangesehensten Krämern. Schließlich besaß er das Privileg, mit Hilfe eines Schwengels statt schnödem Wasser Milch aus seiner Zapfsäule zu pumpen. Sie ergoß sich in herrlichen Schwallen in die mitgebrachten Milchkannen. Da diese Behälter mit umlegbaren Henkeln aus Blech waren, schepperten sie dabei auch recht hübsch.

Vorher, auf dem Weg durch die Straßen, dröhnten sie geradezu, lag doch nichts näher, als die paar Groschen Milchgeld in der leeren Kanne zu verstauen statt Gefahr zu laufen, sie aus den ewig löchrigen Hosentaschen zu verlieren. Die Kanne schlackerte selbstverständlich. Vielleicht wurde sie sogar in ein Glücksrad verwandelt um zu erproben, welche Fliehkraft erforderlich sei, um die Groschen auch in den Höhenlagen am Kannenboden zu halten. Pimpfe wie ich träumten freilich eher mit offenen Augen und vergaßen das Geld. Von dieser Sitte aus den 1950er Jahren leitet sich die Verhöhnung von Einfaltspinseln mit der Metapher ab, solche wie der oder diese ließen beim Milchholen das Geld in der Kanne liegen.

Allerdings sind Milchmänner, die sich die klingende und winkende Einnahme selber mit Milch zuschütten, nur schwer vorstellbar. Auch sie hatten sich gegen den tendenziellen Fall der Profitrate zu stemmen. Hat auch der Witz ein Gesetz? Ja, er erwächst stets aus Widersprüchen. Im Kapitel »Humor und Witz« seines Buches *Der Mensch – Irrläufer der Evolution* erläutert Arthur Koestler, um uns zum Lachen bringen zu können, müßten die betreffenden Situationen oder Ideen »in zwei autarken, aber unvereinbaren Bezugsrahmen oder assoziativen Kontexten« wahrnehmbar sein. In unserem Fall: eine Milchkanne ist keine Geldbörse. Oder im Falle Leons, der in meinem Zwerglied *Brettrug* durch ein Astloch des Brettes späht, das er vorm Kopf hat: in einer Metapher für Dummköpfe kann kein Astloch sitzen. Schon ein billiger Ostfriesenwitz zündet allerdings mehr. »Warum haben die Ostfriesen beim Grasens immer rote Socken an? – Damit sie sich nicht in die Füße beißen.«

Hier beißen sich sozusagen zwei Ernährungsweisen, die unzulässigerweise in einen Topf geworfen werden, die von Mensch und Rind. Koestler spielt das Muster, das er fand, nicht nur an einigen Witzen durch – es scheint tatsächlich in allen Wechselfällen der Komik wirksam zu sein. Dabei kommt es nicht darauf an, ob wir uns prustend auf die Schenkel klopfen oder lediglich schmunzeln. Auch jede Erheiterung folgt nach Koestler stets demselben Muster. Es geht um eine Kluft zwischen Logik und Gefühl. Das sollte man übrigens nicht mit dem Kampf zwischen dem Schönen und dem Häßlichen verwechseln, den F. G. Jünger als maßgeblich empfand. Dessen Beobachtung, das Komische überhaupt erwachse stets Widersprüchen und Regelverstößen, war natürlich nicht neu. Aber für ihn verstößt auch das Häßliche gegen die Regel – weshalb es bei allen komischen Effekten im Spiele sei. Damit wird Jüngers veränderter Blickwinkel originell, wenn auch nicht gerade begrüßenswert. Das Schöne gerät Jünger zum maßgeblichen Monolithen, an dem sich die KomikerInnen ihre Birnen einrennen. Nicht schön ist alles Unangemessene und Übertriebene; nicht schön sind zerstreute, verschrobene, irgendwie »auffällige« Menschen. Je individueller – könnte man deshalb im Geiste Jüngers formeln – desto anfälliger für den komischen Effekt. Aber selbstverständlich auch: je rebellischer! Ironie ist Jünger ein Greuel, weil sie zersetzt – was soll er da erst von Streiks und Aufständen halten! So erweist sich »das Schöne« Jüngers erstaunlicherweise als das Gegebene, allgemein Anerkannte – kurz, als die Norm. Sinn des komischen Effektes ist es, uns dieses Schöne erkennen und nach unserem befreiten Lachen doppelt und dreifach schätzen zu lassen. Hurra, die Norm hat uns wieder! Damit sind wir »natürlich« auch wieder unter die Fittiche der Stärkeren geschlüpft. Die Aufheiterung durch Komik sei »untrennbar mit einem Bewußtsein der Überlegenheit verbunden«, das jeden innig durchdringe, »der es

mit der Regel hält«, lesen wir auf Seite 72 von Jüngers frühen Studie*, die selbstverständlich auch mein *Brockhaus* gern heranzieht. Dafür dürfte Jünger selber sie später bedeckt gehalten haben, da sie sich mit seiner umfangreichen, ätzenden Kritik der *Perfektion der Technik* biß, die allen uns normierenden Großstanzen, etwa Fotografie, Tauschwert, Geld, nur Abscheu entgegenbringt. Nur dem Staat wohl noch nicht.

Wir waren bei Koestler und dem Lachen stehen geblieben. Jede komische Situation baut zunächst Spannung auf. Doch durch jenen unvermittelten »Sprung« in einen anderen Bezugsrahmen wird unsere Erwartung enttäuscht. Die mit ihr verbundenen Gefühle »sind plötzlich überflüssig und werden auf dem Weg des geringsten Widerstands mit Lachen freigesetzt«. Wie zahlreiche Denker vor ihm betont Koestler dabei, diese beim Lachen gelösten Emotionen enthielten immer ein aggressives Element. »Aber Aggression und Furcht sind Zwillingsphänomene.« Deshalb lache ein Kind auch dann, wenn sich eine vermeintliche Gefahr verflüchtige. Das kläffende Hündchen hat keine bösen Absichten: es wedelt ja mit dem Schwanz.

Oft stammten die angestauten Emotionen aus unbewußten Quellen, so Koestler weiter. Neben uneingestandener Angst zum Beispiel verdrängter Sadismus, sexuelle Energie, sogar Unmut aus Langweile, wie sich in allen Schulen an jähem, brüllendem Gelächter über irgendeinen trivialen Zwischenfall zeige. Wie hieße also das Gesetz, das uns in komischen Situationen lachen läßt?

Koestler erwidert kühn, wir lachten, weil unsere Emotionen träger und hartnäckiger seien als unsere Vernunftprozesse. Affekte könnten nicht mit Argumenten oder Einsichten Schritt halten. »Wenn wir unsere Stimmungen so schnell ändern könnten, wie wir von einem Einfall zum nächsten hüpfen, wären wir Gefühlsakrobaten. Da wir aber nicht dazu imstande sind, werden unsere Gedanken und Emotionen häufig voneinander getrennt. Was sich durch Lachen entlädt, sind vom Denken verlassene Gefühle. Wie wir gesehen haben, sind Emotionen wegen ihrer größeren Wucht nämlich nicht fähig, dem plötzlichen Sprung der Ideen zu einer anderen Art der Logik zu folgen; sie neigen dazu, ihren Weg in gerader Linie fortzusetzen. Ariel führt Caliban an der Nase: Der eine springt auf einen Zweig, der andere prallt an einen Baumstamm.«

Solche Unfälle, die sich dialektischen Winkelzügen verdanken, machten unseren Urahnen kaum zu schaffen, waren doch im Neandertal Gefühl und Verstand noch ins selbe Gemüt gebettet. Das soll nicht heißen, es sei damals besonders gemütlich gewesen. Im Gegenteil, die Gemüter wurden unablässig von Furcht und Schrecken gequält, wie etwa Lewis Mumford und Jost Herbig mit guten Gründen gezeigt haben. Die Emotionen unserer Urahnen ließen sich von jener geraden Linie nicht so leicht abbringen. Mit

anderen Worten, man hatte im Neandertal nichts zu lachen. Das Ventil für Lachsalven – so Koestler sinngemäß – konnte sich erst entwickeln, als die Vernunft ein gewisses Maß an Unabhängigkeit von den »blinden« Trieben der Emotion erreicht hatte.

Dies muß auf den Atollen der Südsee spätestens 1816/17 der Fall gewesen sein, erfreut sich Weltumsegler Chamisso doch ausdrücklich am fröhlichen Wesen der dortigen InsulanerInnen. In diesem Zusammenhang schwingt er sich, in seinem Buch *Reise um die Welt*, sogar zur Verkündung eines Menschenrechtes auf, zu dessen Durchsetzung sein Kapitän Otto von Kotzebue noch nicht zur Bombe griff: das Lachen habe dort nichts Feindseliges; »Lachen ist das Recht des Menschen; jeder lacht über den anderen, König oder Mann, unbeschadet der sonstigen Verhältnisse.«

Die heutige Forschung scheint allerdings anzunehmen, das Lachen sei älter als die Sprache. Schon einige Affen hätten es gekannt, wenn auch eher als Grunzen. Die einen führen es auf das beruhigend-beschwichtigende Kitzeln des Affensäuglings durch die stillende Mutter zurück. Für die anderen entwickelte es sich aus dem Zähnefletschen. Bei Dunkelheit habe es dem Altsteinzeitler wenig geholfen stumm zu lächeln, um Frieden zu stiften oder zu erbitten. Er grunzte also lachend. Später zeigte das Lachen eher die Überwindung der Angst an – man war erleichtert. Jedenfalls dürfte es von früh an soziale Funktion besessen haben. Verschiedene Webseiten behaupten sogar, einsames Lachen komme selten vor. Na, die sollen sich mal in meinen Garten schleichen und ihr von stampfender, elektronischer Popmusik zerknautschtes Ohr an meine Haustür legen.

∞ Verfaßt 2022

* F. G. Jünger, *Über das Komische*, 3. Auflage Ffm 1948

Der britische Komiker **Tony Hancock** (1924–68) kämpfte nicht gegen Hähne, vielmehr Tiger. *Brockhaus* kennt ihn nicht – eine echte Bildungslücke. Aufgewachsen in Birmingham, anfänglich Bauchredner, wurde Hancock im Laufe der 50er Jahre durch Radio- und Fernsehsendungen der Londoner *BBC* bekannt, die Situationskomik boten. Einerseits sah Hancock ohne Zweifel knuffig aus.* Andererseits hatte er ständig mit der Flasche in der Hand damit zu tun, to *Send Away The Tigers*, so ein Spruch von ihm, den eine walisische Rockgruppe 2007 zum Albumtitel erhob. Wie er einmal erläutert hatte, meinte der Komiker mit den Tigern die »inneren Dämonen«, die zu entfernen ihm mit Hilfe des Bauchredens offensichtlich noch nicht gelungen war, weshalb er sie im Alkohol zu ertränken suchte. Hancock war gespalten und größenwahnsinnig wie alle »genialen« KünstlerInnen, dazu, im Suff, aggressiv. Ein Autounfall, bei dem er durch die

Windschutzscheibe flog, Zerwürfnisse mit Filmpartnern oder Skriptautoren, Beutelungen in etlichen Ehen oder Liebschaften und ständig abnehmende Nachfrage waren wenig geeignet, seinen Alkoholkonsum einzudämmen. Dabei waren seine Rundfunksendungen streckenweise »Straßenfeger« gewesen. Seine zweite Ehefrau Freda »Freddie« Ross, die auch seine Managerin war, verließ ihn nach langen Kämpfen gegen seine Tiger 1966. Hancock wechselte die Tapete über den Tigern: er ging nach Australien, um fürs dortige Fernsehen zu arbeiten. Er schlug aber nicht mehr ein. Freddie rang sich schließlich auch zur Scheidungsklage durch und ging zum Gericht. Drei Tage darauf, Ende Juni 1968, brachte sich der 44jährige »Absteiger« in seinem angeblich recht verwahrlosten Apartment in einem Vorort von Sydney um. Laut Olga Craig** war es »as in life, so in death, his best friends sat at his bedside: vodka by his right hand, amphetamines by his left.«

∞ Verfaßt um 2010

* <https://heritagecalling.com/wp-content/uploads/2014/05/tony-hancock-bbc.jpg>

** <https://www.telegraph.co.uk/culture/tvandradio/3626969/Laugh-at-Tony-I-very-nearly-died.html>, 10. November 2004

Warum gerade mir Ein makaberer, wenn auch recht bezeichnender Scherz bahnte sich am 1. April 2007 in Dortmund im Zelt des Zirkus *Flic Flac* an. Die siebenköpfige Hochseiltruppe *Camadi* hat ihre spektakuläre Pyramide gebaut und klettert, vom Beifall umbrandet, wieder zur Erde. Letzter auf dem Seil ist der 39 Jahre alte Kolumbianer Marcos Daza. Plötzlich stürzt er aus neun Meter Höhe ab und schlägt auf den harten Boden. »Macht weiter!« soll er vor seinem Abtransport geflüstert haben. Daza erliegt seinen schweren Kopf- und Rückenverletzungen knapp zwei Wochen darauf im Krankenhaus. Eine Untersuchung des Vorfalls ergibt, man hatte unter ihm bereits das Sicherungsnetz entfernt und ein Spannseil gelöst. Durch den Ruck verlor Daza das Gleichgewicht und fiel. Ein angeblich dafür hauptverantwortlicher Zeltarbeiter wurde 2009 vom Dortmunder Amtsgericht mit einer Geldbuße von 3.000 Euro, zahlbar an die Eltern des Kolumbianers, belegt. *Bild* zufolge verzichtete er jedoch darauf, Arbeitshetze, Sensationslust, irrsinnigen Wagemut oder sonstwas anzuprangern, falls ihn der Reporter nicht zensiert hat. Es sei schrecklich, daß das ausgerechnet ihm passiert sei, habe der 42 Jahre alte Sünder stattdessen am Rande des Prozesses gesagt.*

Somit legte er das weltweit beliebte Arschkarten-Verschieben an den Tag: Es hätte lieber einem anderen passieren sollen. Denn passieren tut es ja leider. Hochseilakrobatik

ist für das menschliche Wohlbefinden so unabdingbar wie die Luftfahrt. Die Ruhrgebietsstadt Haltern, nicht weit von Dortmund entfernt, verlor im März 2015 eine ganze 16köpfige Schulklasse plus zwei Lehrerinnen, weil der aus Spanien kommende *Airbus*, in dem sie bei der Rückkehr vom Schüleraustausch saßen, gegen die französischen Alpen prallte und, mit 150 Insassen an Bord, zerschellte – alle tot. Es sei ohne Zweifel »der schwärzeste Tag in der Geschichte der Stadt«, sagte Halterns Bürgermeister (38.000 EinwohnerInnen) laut *Focus* mit belegter Stimme auf einer Pressekonferenz.** Keine Lehrkraft des Halturner *Joseph-König-Gymnasiums* erlaubte sich den Hinweis auf heimische mittelalterliche Feuersbrünste, Schlachten, Hexenverbrennungen und dergleichen mehr – etwa auf das pandemiefähige Seuchenpotential fliegender Dinosaurier wie *Airbus* oder *Boeing*. Prompt bekräftigte der Bürgermeister: »Das ist so ziemlich das Schlimmste, was man sich vorstellen kann.« Somit hätte die erste US-Atombombe, die bekanntlich 1945 auf Hiroshima fiel, in Haltern keine Chance gehabt.

Lassen wir es gut sein mit Katherine Díaz, einer kühnen jungen Frau aus El Salvador. Die 22jährige Wellenreiterin galt sogar als »Olympiahoffnung«. Am 19. März 2021 trainierte sie gerade (unweit ihres Wohnortes Tunco) an der Pazifikküste, als ihr »ein plötzlicher Wetterumschwung« ins Gehege beziehungsweise in die Wellen kam. Sie wurde von einem Blitz erschlagen. Wiederbelebungsversuche am Strand schlugen fehl. Zwar war ihr Onkel Beto auf See in ihrer nächsten Nähe gewesen, wie *tz-München* wußte***, aber das Blatt versäumte es, *dem* nun rechtzeitig die Arschkarte zuzuschieben.

∞ Verfaßt April 2023

* <https://www.bild.de/regional/ruhrgebiet/todes-drama-im-zirkus-flic-flac-8598934.bild.html>, 5. Juni 2009

** https://www.focus.de/panorama/welt/sie-kehrten-von-einem-austausch-zurueck-16-schueler-des-joseph-koenig-gymnasiums-sterben-an-bord-der-germanwings-maschine_id_4566985.html, 24. März 2015

*** <https://www.tz.de/sport/mehr/surferin-katherine-diaz-blitzschlag-tot-training-onkel-trauer-olympia-el-salvador-90261201.html>, 26. März 2021

Siehe auch → Angst, Veteranyi (Clowntochter) → Bildende Kunst, Lyncker (Karandasch) → Blog R.: *Geschwister Pötterstein* (Berlin) + *Circus Herkules* (Kassel) + *Zirkus Rennbahn* (Korsika)

Kommunen (Lebensgemeinschaften)

Unter **Störung** führt *Brockhaus* als einen Spezialfall die »Störung der Totenruhe« an. Sie wird bestraft wie fast alles, was in Deutschland das Niveau von Blas- und *BAP*-Musik-

Konzerten zu unterbieten wagt. Das scheint in § 168 StGB einsehbar zu sein. Offenbar sind vor allem Leichenfledderei und Leichenschändung verfehmt. Dann geht es ja noch, denn wenn Tote Ohren haben sollten, fresse ich einen Besen.

Allgemeiner kommen Störungen, nach *Brockhaus*, in vier naturwissenschaftlichen Bereichen in Betracht, von der Astronomie (Umlaufbahnen) bis zu Physik & Technik. Was fehlt, ist die Sozialpsychologie. In den anarchistischen Kommunekeisen, denen ich um 2000 angehörte, war die Regel bekannt: »Störungen haben Vorrang.« Angeblich auf dem Mist der US-Psychoanalytikerin Ruth Cohn gewachsen, führte der Satz, in gruppendynamischer Hinsicht, zu einer durchaus hilfreichen Wachsamkeit. Zum Beispiel hat es keinen Sinn, das Plenum wie gewohnt mit TOP 1 zu eröffnen, wenn noch dicke Luft im Raum hängt, weil sich beim Einnehmen der Plätze gerade zwei oder mehrere Kommunarden wegen schwelender Feindseligkeiten angegiftet haben. Das muß erst bereinigt werden. Andernfalls wird die Erörterung der anstehenden Sachthemen verzerrt und somit eher unfruchtbare Beschlüsse hervorbringen. Also hebt einer gleich den Finger, sagt »Störung!« und erkundigt sich bei den Streithammeln nach dem Anlaß der Giftmischerei. Nicht selten liegen die hemmenden Störungen allerdings keineswegs auf der Hand. Sie sind etwa im bekümmerten Gesichtsausdruck einer Kommunardin oder in der leibhaftigen Abwesenheit eines Kommunarden verborgen. Was hat sie? Warum fehlt er? fragt sich der wachsame Mitkommunarde – und meldet »Störung!« an.

Gewiß muß man mit diesem Mittel des Eingriffs verantwortungsvoll und vorsichtig umgehen, sonst landet man früher oder später bei der Schaffung einer Gedankenpolizei. Diese Gefahr besteht immer. Sie ist der Preis für die in egalitären Gemeinschaften herrschende »soziale Kontrolle«. Sie muß mit Erfahrung und Bildung, Weisheit und Fingerspitzengefühl in Schach gehalten werden. Aber was wäre die Alternative? Das Strafgesetzbuch. Da steht klipp und klar alles drin, was erlaubt und was verboten ist.

∞ Verfaßt 2017

Siehe auch → Anarchismus, Tauberbischofsheim (Privatsphäre) → Erziehung, Schweinsblaseninsel → Hattemer (Ascona) → IndianerInnen, Dietsch (Auswanderer) → Sport (nur Yoga) → Warten (GfK) → Blog R.: Erzählungen Santa Molinga + Kolkraben + Mord Melankolonie + Besuch bei Ettö + Sprengkraft Stiftung + Zirkus Rennbahn

Kommunismus

Münzenberg, Willi (1889–1940). Im Frühjahr 2010 rang ich mich schweren Herzens dazu durch, per Internet eine Petition an den Vorsteher der größten kriminellen Vereinigung dieses Planeten zu unterzeichnen. Mister Obama möge sich für die Abschaffung der Todesstrafe und insbesondere dafür einsetzen, daß Mumia Abu-Jamal, der seit 28 Jahren im Todestrakt schmort, einen neuen und dieses Mal fairen Prozeß bekommt.

Meine Bedenken galten nicht nur Obama und dem taktischen Mittel »Petition«, sondern auch dem für Mumias Befreiung arbeitenden Komitee, das mir stark kommunistisch geprägt vorkam. Der dunkelhäutige Journalist Mumia, einst bei den *Black Panthers* aktiv, ist ja selber Kommunist. Er schreibt auch regelmäßig in der deutschen *Jungen Welt*. Wahrscheinlich weiß ich schon zu viel über die Machenschaften kommunistischer Bündnispolitik aus dem vergangenen Jahrhundert, um hier einfältig daran zu glauben, schließlich wollten wir alle dasselbe, nämlich Mumias Leben retten. Kommunisten sind kalt bis ins Blut. Ihrem Mittel-zum-Zweck-Denken opfern sie notfalls das eigene Töchterchen – und der Notfall ist für Kommunisten stets gegeben, weil ja der Kommunismus selber immer nur vom fernen Horizonte her winkt. Erst dort, im Paradies, möchten sie sich die Warmherzigkeit gestatten, die sie dann wahrscheinlich aus den Folgen des angeblichen »Klimawandels« beziehen. Vor diesem zittert die *Junge Welt* inbrünstig wie die halbe Welt.

Ich glaube auch nicht daran, die *Junge-Welt*-Leute seien aus verdaulicherem Holz als ihre DDR-Ziehväter geschnitzt. Selbstverständlich geben sie sich aufgeschlossen und sogar zu manchen Scherzen bereit, doch immer, wenn's ernst wird, sind sie mit ihrem dogmatischen Partei- und Proletarierplunder, ihrem Wahn vom Fortschritt und einem passenden Lenin-Zitat zur Hand. Um 2003 verübelte mir das sogenannte Feuilleton der *Jungen Welt* einen Text, in dem ich mich unterstanden hatte, beiläufig Nikita Chruschtschow anzupinkeln, der wegen seiner Kleinwüchsigkeit nur Schuhe mit erhöhtem Innenfutter trug. Wie ich mich unterstehen könne, verdiente Kommunisten schlecht zu machen! Ja, seine Verdienste bei den blutigen Parteisäuberungen, die ihn stets unverbrüchlich fest an der Seite des großen Steuermanns fanden, kann man beispielsweise in Simon Sebag Montefiores belegreicher *Stalin*-Biografie von 2003 nachlesen. Damals stützte ich mich allerdings nur auf Eindrücke von Chruschtschows Gästin Simone de Beauvoir. Sie und Sartre zählten in den 50er und 60er Jahren zu den unzähligen Prominenten, die sich bereit- oder widerwillig vor den Karren der UdSSR spannen ließen. Koestler und Sperber legten sich dafür bei den Amis ins Zeug. Ein bedeutender Zutreiber zum sowjetischen Karren war übrigens der Schriftsteller Ilja Ehrenburg – und zwar gerade

wegen seines Aufmuckens gegen manche stalinistische Vernageltheit. Auf diese Weise zog er sogar André Gide an. Als dieser wieder absprang (1937), warf ihm Ehrenburg unflätige Schimpfworte nach, die Julián Gorkin in seinem Buch *Stalins langer Arm* dokumentiert.

Wie berechnend die Kommunisten zwischen den Weltkriegen harmlos oder rechtschaffen wirkende Personen und Organisationen für ihre machtlüsternen und staatsverliebten Zwecke einspannten, geht zum Beispiel sehr gut aus Babette Gross' Münzenberg-Biografie von 1967 hervor. Gross war die Gefährtin des begnadeten Organisators, Überredungskünstlers und angeblichen *roten Millionärs* gewesen. Sie legt allerdings glaubhaft dar, Willi Münzenberg, Mitglied des ZKs der KPD und bis zuletzt (1933) Reichstagsabgeordneter, habe die Millionen, die sein verzweigter Konzern erwirtschaftete oder auftrieb, nie für private Zwecke verpulvert. Alles wurde ins Heilsgeschäft der Vorbereitung der Weltrevolution gesteckt. Als Chef verlangte er »das Äußerste an Initiative, Tempo und Arbeitsleistung« von seinen Mitarbeitern. Sie verehrten ihn. Einer von ihnen äußert später, Münzenberg habe an starken Minderwertigkeitsgefühlen gelitten und sich ständig selbst bestätigen müssen. Gross dementiert es nicht.

Münzenberg war Sprößling eines leicht aufbrausenden und oft betrunkenen Dorfgastwirts in Friemar an der Nesse, das unweit von Gotha liegt. In der Kasse der Schenke herrschte meistens Ebbe. »Dann ließ er dem Jungen vom Dorfschneider aus einem alten Anzug eine Jacke machen, die viel zu groß war. Und der Junge mußte sich mit Fäusten gegen die Dorfjugend wehren, die spöttisch *Schwenker* hinter ihm herrief.« Wahrscheinlich hielt Münzenberg entgegen vielen ihn grämenden Bedenken noch um 1933 eisern an der Partei- und Kominternlinie fest, damit ihn nicht auch noch Stalin oder Thälmann als einen *Schwenker* hänselten. Dabei gibt es nichts Widerlicheres, als den Zickzackkurs der Weimarer KPD zu verfolgen! Aber der beruhte eben auf abgesegneten Schwenkern. Nach der faschistischen »Machtergreifung« untergetaucht, schwang sich der 1889 geborene Münzenberg, von Gustav Regler als untersetzter, braunäugiger Mann mit vollem Haar beschrieben, in Paris zum größten Gegenspieler Joseph Goebbels' auf. Er besorgte das berühmte *Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitlerterror* und schuf weitere wirksame Plattformen antifaschistischer Einheitsfrontpolitik, wobei er sich, unter dem Eindruck der Moskauer »Säuberungen«, zunehmend gegen den Alleinvertretungsanspruch und die unlauteren Methoden der Kommunisten verwahrt haben soll.

Regler, Schriftsteller und zeitweise kommunistischer Politkommissar bei den spanischen republikanischen Truppen, zählte zum Mitarbeiterstab des *Braunbuchs*. In seinen ausgezeichnet geschriebenen Erinnerungen (von 1958) bestätigt er Münzenbergs Neigung zu beinahe täglichen Stimmungswechseln: heute heiter oder siegesgewiß, morgen

betrübt und mürrisch – »pöbelhaft wie ein Müllkutscher und unsicher, wie nur Genies es sein können«. Dafür sei ihm die wahnhafte Furcht vor Spionen fremd gewesen, die Regler in Reinkultur durch Exil-Chef Walter Ulbricht verkörpert sah; Münzenberg habe sogar eine Leibgarde abgelehnt, obwohl Paris von braun- bis roteingefärbten Agenten wimmelte, die ihn liebend gern in die Seine befördert hätten. Münzenberg sei der einzige führende *KP*-Kader gewesen, der mit der Zeit lernte, »auch an alten kommunistischen Begriffen zu zweifeln«, etwa dem verherrlichten »Proletariat«. Seinen wachsenden Schwierigkeiten »mit den offiziellen Hütern der Ideologie« sei er mit »kleinen Bestechungen der Schergen« (etwa Pöstchen in seinem erfolgreichen Verlag) und Ausweichmanövern begegnet. Im Herbst 1936 hatte Münzenberg bereits Glück, nach Verhandlungen in Moskau wieder heil aus dem »sozialistischen Vaterland« herauszukommen. Er verlor sämtliche Pariser Machtbefugnisse und wurde zum Objekt »einer Flüsterkampagne der *KPD*-Emigrationsführung«, wie Wolfgang Leonhard (1989) schreibt. Im März 1939 gab der unerschütterliche Antifaschist im Wochenblatt *Die Zukunft* seinen Parteiaustritt bekannt. Den Rest seiner Sowjettreue raubte ihm dann wenig später der Hitler-Stalin-Pakt, der den Zweiten Weltkrieg nicht hemmen, vielmehr befördern half. Münzenberg starb 1940 auf der Flucht durch Südfrankreich unter Umständen, die bis heute nicht aufgeklärt werden konnten. Er war erst 50. Viele vermuten einen Mord auf Betreiben Stalins.

Bei gutem Frühlingswetter entschieße ich mich nach einem erfreulich kurzen Besuch im Gothaer Sozialamt, das unweit vom Ostbahnhof liegt, zu einem Radausflug nach Friemar. Ich habe noch einmal rund fünf Kilometer gen Osten zu fahren. Nennenswerte Steigungen sind nicht zu bewältigen. Dafür wirkt auch das Dorf ein wenig fade. Der ehemalige Gasthof *Zum Erbprinzen* findet sich nur einen Steinwurf von der Nesse entfernt in der Friedhofstraße am wiederum östlichen Dorfrand. Im Erdgeschoß ein Lebensmittelgeschäft, das den Gothaer Supermärkten trotzt. Einer alten Ansichtskarte zufolge, die an Herrn K.s Kasse lehnt, war der Gasthof einst ein stattliches Gebäude mit einem Eckgiebelturm, in dem auch ein Wappen prunkte. Das Gebäude wurde längst begradigt. Herr K. kaufte es nach der »Wende«. Immerhin machte er sich zum Gedenken an den hier geborenen Gastwirtssohn Willi Münzenberg mit einigen anderen Einheimischen für eine Kupfertafel stark, die dann an der Fassade angebracht wurde. Doch bald darauf lag sie auf dem Bürgersteig – gewaltsam abgerissen. Seitdem bewahrt sie Herr K. in seiner Wohnung auf. Die Zeichen der Zeit stünden wohl anders, meint er mit sarkastischem Achselzucken. Eine nach dem prominenten Antifaschisten benannte örtliche Straße oder Gasse gibt es nicht. Wer einen Blick auf die ebenfalls recht stattliche barocke

Dorfkirche Friemars werfen will, kann immerhin einen winzigen Karl-Marx-Platz überqueren.

Margarete Buber-Neumann, die Münzenberg gut kannte, nennt ihn (1958) »eine erstaunliche Persönlichkeit, die einen fast magischen Einfluß auf Menschen der verschiedensten Kategorien ausübte.« Sie hebt seinen Ideenreichtum hervor. Gleichwohl sei er auch als einflußreicher Propaganda- und Konzernchef den Gewohnheiten der Jugendbewegung treu geblieben. Der junge Erfurter Fabrikarbeiter hatte dereinst in Zürich, wo er zu den Freunden des Emigranten Lenin zählte, die *Kommunistische Jugendinternationale (KJI)* gegründet und im folgenden geführt. Auch später habe es ihn an versammlungsfreien Sonntagen hinaus ins Grüne gedrängt. »Er trank kaum Alkohol, liebte es zu wandern, sich irgendwo im Wald zu lagern und Sport zu treiben.«

Ich schiebe mein Fahrrad über eine grünende Wiese ans Nesseufer, um einen Schokoladenriegel zu verzehren, den ich von Herrn K. erwarb. Auch die Pappeln und Weiden treiben schon aus. Eine Singdrossel beschimpft mich. Vereinzelte Wildkirschen sind bereits mit kleinen, weißen Blüten übersät. Die Sonne läßt sie leuchten, doch es fehlt ihr noch immer entschieden an Heizkraft. Die Wiese wird morgen früh wieder Rauhref zeigen. Der April war durchweg kalt. Das Dumme ist, je älter man wird, desto frühzeitiger denkt man schon wieder mit Schrecken an den nächsten Winter. Ja, wenn der »Klimawandel« endlich käme! Aber er hustet mir was.

∞ Verfaßt 2010 • Siehe auch → Anarchismus → DDR → Fortschritt, Dampfmaschine (»Industrialisierung«) → Hitler-Stalin-Pakt → Schaulust (Wang Yue) → Welskopf-Henrich (DDR-Autorin)

In seinem vor Ort vielgelobten Standardwerk **Korbach** bringt es **Wolfgang Medding** fertig, sowohl den Streit zwischen den Stadtpfarrern Johannes Lycaula und Michael Jakobinus, die um 1550 die Fronten der Reformation in Korbach verkörpern, als auch die Verfolgung Korbacher Juden im »Dritten Reich« auf jeweils rund zwei Seiten darzustellen. Die Geschehnisse sind von der Zeitspanne her vergleichbar. Nur daß der Streit zwischen Lycaula und Jakobinus weder ein brennendes Haus noch auch nur einen Erschlagenen gekostet hat. Wogegen von rund 150 Bürgern jüdischen Glaubens, die während des »Dritten Reiches« in Korbach gemeldet waren, 60 vertrieben und 52 in Konzentrationslager verschleppt worden sind. Nur sieben haben das KZ überlebt.

Auch in anderen Fragen beweist Stadthistoriker Medding eine niederschmetternde Gewichtung. Was wir seit Marx und Engels »soziale Frage« nennen, hat Medding nie

begriffen. Zur Einsicht ist es zu spät, denn es gibt in Korbach bereits eine Wolfgang-Medding-Straße. Der Geehrte sprach gern von seinem oder unserem deutschen Vaterland. Das große Ganze, das von selbstlosen Fürsten oder Bürgermeistern verkörpert wird, lag ihm am Herzen. Korbachs Wohltäter Dr. Paul Zimmermann räumt er – bei einem Gesamtumfang von 400 – allein anderthalb Seiten seiner Stadtgeschichte sowie ein großes Foto ein. Zimmermann war parteilos, stand aber den Sozialdemokraten nahe. Das Amt des Korbacher Bürgermeisters versah er lückenlos von 1927 bis 1945. Wie vielleicht nicht jeder weiß, wurden die Bürgermeister des »Dritten Reiches« nicht gewählt, sondern von oben eingesetzt. Gewählt wurde Zimmermann »erst« 1948 wieder – erneut ins Korbacher Bürgermeisteramt!

Zu Meddings 1955 erschienenem Geschichtsbuch schrieb er (als amtierender Bürgermeister) das Geleitwort. Man wird sich denken können, wie es ausfiel. Auch wird es kaum verblüffen, wenn Paul Zimmermann ebenfalls seine Ehrung im Korbacher Stadtbild gefunden hat. Neben einem Sportplatz wurde eine Schule für praktisch bildbare – oder: behinderte – Menschen nach ihm benannt. Eine schmerzende Geschmacklosigkeit oder Zynismus? Zu Zeiten, da Zimmermann als Bürgermeister eingesetzt und in eine schmucke, braune SA-Uniform gesteckt worden war, pflegte man in solchen Fällen bekanntlich von »minderwertigen« Menschen zu sprechen. Zehntausende von ihnen wurden in Deutschland umgebracht. Ließ Dr. Paul Zimmermann dies alles im Schlaf über sich ergehen? Verkroch er sich zu Hause hinterm Ofen, als Reichsbauernführer Darré und der SS-Fürst → Josias aus dem nahen Arolsen die Korbacher aufhetzten? Als Hans Frese (*Bremsklötze am Siegeswagen der Nation*, 1989) in der im Conti-Verwaltungsgebäude untergebrachten SS-Sportschule krankenhausreif geschlagen wurde und Arbeiter wie Fritz Schulz (KPD) und Martin Mast (SPD) im Kerker verschwanden? Als die Korbacher Synagoge brannte?

Nach der 1988 vom Wiesbadener Hauptstaatsarchivar Wolf-Arno Kropat vorgelegten Untersuchung *Kristallnacht in Hessen* begannen die Pogrome in Kurhessen (und Magdeburg-Anhalt) nicht erst nach der Münchener Goebbels-Rede vom Abend des 9. November 1938, sondern bereits am Abend des 7. November. An diesem Abend wird die Kasseler Synagoge zerstört. Die Inszenatoren sind die Kasseler *Gestapo* und die Arolser SS – Josias grüßt. Dann wüten die Nazis in Bebra, Ziegenhain, Zierenberg und so weiter. Am Vormittag des 9. November fallen Arolser SS-Trupps bereits ins unweit von Korbach gelegene Städtchen Wolfhagen ein. Laut Kropat war es ein Kennzeichen der hessischen Pogrome, daß sie auch auf dem flachen Land tobten. 1989 machte sich eine *Arbeitsgemeinschaft Spurensicherung* mit der Broschüre *Judenverfolgung in Korbach*

sehr verdient, wenn auch nicht gerade beliebt. Zu den wenigen Korbacher Zeitzeugen, die sich der Arbeitsgemeinschaft gegenüber zu äußern wagen, zählt Gustav Plutz. »Die Stimmungslage war allein schon vom System her aufgeheizt. Die Jüngeren glaubten, die Juden seien ein Pestbeutel, der ausgerottet werden müsse. Denn so war die Jugend erzogen. Ähnlich war die Stimmung, wenn die SA durch die Stadt zog und sang 'Ja, wenn das Judenblut am Messer spritzt, ja dann gehts nochmal so gut'. Dies läßt sich heute kaum noch beschreiben, weil es ein Unding ist. Aber dies ist geschehen, ich habe es selbst gehört. Und so ähnlich war auch die Situation bei der Synagoge ...«

Synagoge und Schulhaus der Korbacher Juden lagen im Schatten der mächtigen, schönen Kilianskirche in einer Gasse, die wohl nach einer dort ansässigen Familie »Tempel« hieß und auch heute noch heißt. Die Kilianskirche dürfte geschwiegen haben, als Synagoge und Schulhaus in Flammen aufgingen. Nach Plutz' Bericht müssen sie zwischen 20.30 und 21.30 Uhr am Abend des 9. November angezündet worden sein, also noch immer vor Goebbels Münchener Hetzrede. In derselben Nacht kommt es zu gewalttätigen Übergriffen auf Wohnhäuser jüdischer BürgerInnen. Die ersten jüdischen Männer werden bereits nach Kassel oder Buchenwald verfrachtet. Die Zahl der Opfer nannte ich.

Immerhin wurde 1947 – Dr. Zimmermann war gerade abwesend, um sich von den Schrecken des »Dritten Reiches« zu erholen – auf dem Korbacher Judenfriedhof ein schlichter Gedenkstein aufgestellt, der sie allesamt mit Namen nennt. Die Zunamen Mosheim, Weizenkorn, Löwenstern, Goldberg, Straus dominieren. Und Katz. Derweil turmt der läutende Trauerschnäpper durch die Eschen, die den verwunschenen Friedhof über der Eisenbahnschneise beschirmen. Die Eschen grünen bereits. Den einen ein Leben für die Katz; den anderen die Weihen der Buchdeckel.

∞ Verfaßt 2002

Brockhaus kennt einen zionistisch gestimmten hebräischen Schriftsteller namens Ascher Ginzberg, Deckname Achad Haam, der um 1900 wirkte. Schon ein Sohn des Erzvaters Jakob soll *Ascher* geheißen haben. Mir war freilich um 2000, als ich in der nordhessischen Kreisstadt Korbach wohnte, die dortige Altstadtgasse **Ascher** lieber. Im Ascher, der auf knapp 300 Meter längs der alten inneren Stadtmauer verlief, hätte ich nur zu gern Adresse gehabt. Die in grammatischer Hinsicht männliche Gasse war ruhig und romantisch. Laut dem Nordhessen Frank Löwenstein* hat dieser seltsame Straßename weder etwas mit einem Aschenbecher noch mit dem verheerenden Stadtbrand von 1536 zu tun, ist er doch

bereits in etwas älteren Urkunden zu finden. Löwenstein bietet noch einen möglich Bezug zu Sumpf- und Gemeindeland, dagegen nicht zu den Juden an, die es auch in Korbach immer gab, jedenfalls bis zu einer gewissen »Reichskristallnacht« des Jahres 1938, wo auch die dortige, unterhalb der Kilianskirche gelegene Synagoge in Flammen aufging. Wie es aussieht, hat die Herkunft des seltsamen Straßennamens bislang als ungeklärt zu gelten.

Das seltsamste Haus des Aschers trägt die Nummer 14. Man hatte im Jahr 1734 ein Steinhaus an den *Roten Turm* der Stadtmauer angebaut, um ein schönes, feuerfestes Amtsgefängnis zu gewinnen. Später, ab 1860, wurde dieses Gebäude dann zum Wohnen freigegeben, wobei es bis heute geblieben ist. Der Turm wurde bei Umbauten zum Teil abgetragen. Dieses Domizil wäre aber nichts für mich gewesen. Im einstigen Kerker hatten soundsoviele angebliche SchwerverbrecherInnen vor ihrer Hinrichtung gezittert. War der festgesetzte Tag, dem stets eine Menge schaulustiger BürgerInnen entgegen fieberten, gekommen, hißte der Stadtknecht auf dem ehemaligen Wehrturm die rote, die Blutfahne nämlich. Daher bis heute: Ascher 14, Roter Turm.

∞ Verfaßt um 2017

* https://seite119.de/Ascher_Korbach.html, Stand 2020

Um sich auf einem gebräunten Lehrstuhl zu halten, war der hauptsächlich in Berlin wirkende Chirurg **August Bier** (1861–1949) schon zu gebrechlich: Ruhestand 1932. Günstig für *Brockhaus*, denn so kann das Lexikon etliche (angebliche) Verdienste des gebürtigen Waldeckers aufzählen. Das Schäßige läßt es lieber weg. Nach Ernst Klee dagegen legte sich Bier im Rahmen der nationalen Revolution erst so richtig ins Zeug. Inzwischen Geheimrat, warb er Anfang April 1932 im *Völkischen Beobachter* für die faschistische Partei. Auf dem Reichsparteitag 1937 wurde ihm der faschistische *Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft* überreicht. 1943 berief ihn Hitler zum außerordentlichen Mitglied des Wissenschaftlichen Senats des Heeressanitätswesens. Er starb, mit 87, auf seinem *Gut Sauen* in Brandenburg. Er selber war selbstverständlich kein Schwein. Im Gegenteil betonen seine vielen AnhängerInnen (in *Wikipedia*), gegen Kriegsende habe sich Bier nachweislich von den Nazis abgewandt. Ja, sicher, kluge Leute schlagen sich stets auf die Seite der voraussichtlichen Sieger. Merkwürdigerweise hat sich dieser Sinneswandel des ehemaligen Abiturienten der Korbacher *Alten Landesschule* aber gar nicht in deren *Geschichtswerkstatt* niedergeschlagen.* Vielmehr bekennt die Schule, Bier habe dem Nationalsozialismus seit 1932 »sehr nahe« gestanden. Das hindert Korbach freilich nicht daran, sich mit der Altstädter *Professor-Bier-Straße* zu brüsten.

∞ Verfaßt um 2017

* https://www.geschichtswerkstatt-als.de/de/prof_bier.html, wohl 2012

Siehe auch → Automobilisierung, Ropel → Faschismus, Josias (Waldecker Fürst) → Hunde, Pompetzki

Kosmologie

Sowohl der früh verstorbene **Johannes Fabricius** (1587–1617) wie sein Vater David waren durchaus namhafte ostfriesische Astronomen, doch der Laie kennt sie kaum. Der Sohn gilt meist als Entdecker der »Flecken« auf der Sonne. Bis dahin hielt man unsere Erleuchterin für makellos. Da sich die Lage der Sonnenflecken im Lauf der Beobachtungen veränderte, konnte man nun auf die bereits von Kepler vermutete Eigenrotation des Sternes schließen und die Dauer einer Umdrehung berechnen. Johannes hatte erst kurz zuvor aus Leiden das neuartige Fernrohr mitgebracht, »die holländische Brill«. Sein Vater, lutheranisch gestimmter Pastor in einem Dorf bei Emden, bestätigte die Beobachtung, wenn auch nur zerknischt, weil sie sozusagen sein frommes Weltbild befleckte. Noch im selben Jahr, 1611, legte der Sohn eine Schrift über die Entdeckung vor.

Viel mehr ist über den Filius leider nicht bekannt. Gerade 30 geworden, will Johannes, unter anderem studierter Mathematiker, seinen medizinischen Dr. in Basel machen. Im Januar 1617 aus Wittenberg kommend, erreicht er aber die Schweiz nicht. Er stirbt vorher, wohl in Dresden. Woran, verrät kein Mensch. 1598 war Johannes, als Knabe, einer heimischen Pestepidemie entgangen. Kepler schätzte die schmale Schrift des jungen Fabricius über Sonnenflecken und sprach dem Vater auch sein Beileid zum Tod des Sohnes aus. Diese briefliche Beileidsbekundung verpaßte der Pastor jedoch aus Gründen »höherer Gewalt«. Er wurde, wie immerhin aus seinem Grabstein hervorgeht, wenige Monate nach Johannes' Ableben von einem gewissen Frerik Hoyer umgebracht. Über die Umstände gibt es etliche Legenden – und keinen Beleg. Der Soziologe und Erzähler Hermann Korte* hält die Version für am wahrscheinlichsten, der genannte Bauer sei von der Kanzel herab des Diebstahls bezichtigt worden, weshalb er dem Pastor David Fabricius am Abend auflauerte, um ihm hinterrücks mit einem Torfspaten den Schädel zu spalten. Ob die Anschuldigung vielleicht ein Rufmord gewesen war, weiß erneut kein Mensch. Verbürgt sei dafür die Strafe: Hoyer kam unters Rad.

Für mich ist der Umstand am traurigsten, daß beide Tode so sehr im Dunkel liegen. Vom Junior weiß noch nicht einmal jemand zu sagen, ob er zum Beispiel einer Krankheit erlag, versehentlich unter eine Kutsche kam oder gar Selbstmord beging. Korte weist diesbezüglich auf die Zerstörung vieler Akten und Kirchenbücher durch den soeben entfachten Dreißigjährigen Krieg hin, das schon. Aber man sollte doch meinen, es hätten zumindest ein paar private Briefe oder Aufzeichnungen mit entsprechenden Erwähnungen überdauert, beispielsweise bereits die Botschaft, durch die der Senior vom Ableben des Juniors erfuhr – falls sie nicht in mündlicher Form eintraf, durch Boten. Laut Dirk Lorenzen** ist nach Jahrhunderten sogar ein Text ausgegraben worden, in dem der Vater den Tod seines Sohnes beiläufig datiert (10. Januar) und beklagt, nur die Gründe für diese verdammt frühe Abberufung behält auch der Senior für sich. Vielleicht befürchtete er, der liebe Gott hätte es ihm angekreidet. Heute hätte man zumindest die Aufzeichnung eines entsprechenden Telefonats. Schließlich wird der Mobilfunk längst »flächendeckend« abgehört, also auch zwischen Emden und Dresden. Mit den Speicherkapazitäten, die man für die Archivierung allen irdischen Spionage-Materials benötigt, ließe sich wahrscheinlich, sobald sie einmal erlischt, die Sonne neu aufladen.

Hier ist vielleicht ein Sprung in die Gegenwart gestattet. Für den inzwischen fast 80jährigen Kosmologen **Jochen Kirchhoff** stellt die sogenannte Digitalisierung eher einen Fluch als einen Segen dar. Somit ist er erfreulicherweise einerseits Skeptiker, ärgerlicherweise aber andererseits auch wieder *keiner*. Diese Zwiespältigkeit mag mit seiner Abkunft zusammen hängen. Er wurde nämlich von *zwei* Vätern gezeugt, Buddha und Rudolf Steiner, dann freilich vaterlos von der griechischen Ziege Amaltheia aufgezogen, die mancher jedoch für eine Göttin hält. Als Skeptiker erweist sich Kirchhoff auch in seiner mutigen Plandemie-Kritik und in seinem nicht minder mutigen Hohn auf die Märchen, die uns die postmoderne Astrophysik seit Jahrzehnten unverfroren als Tatsachen oder wenigstens Wahrscheinlichkeiten per Zeitung auf die Frühstücksbrötchen schmiert. Das schließt die bekannten Urknalle und Schwarzen Löcher, ja sogar die nahezu unangezweifelte »Lichtgeschwindigkeit« ein, wie er in seinem jüngsten, übrigens sehr fein gestalteten und ausgestatteten Buch*** bekräftigt. Vieles davon seien lediglich willkürliche, oft geradezu abenteuerliche Setzungen. Kirchhoff betont wiederholt, daß wir auch in kosmologischen Fragen nie aus unserer Befangenheit herauskommen. Die herrschende Astrophysik wird von dieser Befangenheit in einen kalten, finsternen, völlig lebensfeindlichen Kosmos geleitet, denn so etwas gefällt der herrschenden Astrophysik. Aber verzichtet Kirchhoff nun, in seiner eigenen Befangenheit, auf ein nicht minder unbeweisbares freundliches Gegenbild?

Das tut er selbstverständlich nicht. Ein Philosoph wie er muß predigen. Für Kirchhoff wird es höchste Zeit, »die Würde unserer kosmischen Existenz zu retten« (Seite 122), ehe uns der Verdacht beschleicht, nichts anderes als bedauernswerte Sklavenkreaturen und Folteropfer der sogenannten Schöpfung zu sein. Das Böse erwächst lediglich der herrschenden Astrophysik. »Sollte ein Weltgeist dieses Universum des Urknalls, der Schwarzen Löcher und der thermonuklearen Sternenhöllen geschaffen haben, so kann es sich bei ihm keineswegs um ein intelligentes Wesen handeln« (S. 217). Wir benötigen jedoch einen liebenswerten Weltgeist. Nicht, daß Kirchhoff von Gott oder, wie Steiner, von Jesus Christus spräche. So dumm ist er nicht. Er beschwört ersatzweise ein ums andere Mal den Geist, die Weltseele, das Göttliche und dergleichen mehr. Ohne solche »Setzungen« geht es eben nicht. Gesehen hat er von alledem keinen kleinen Fingernagel. Auf Seite 109 wettert er, »schon ein schlichter Grashalm, der vom Frühlingswind bewegt wird und auf dem ein bunt schillernder Käfer herumkrabbelt«, wäre im »aberwitzigen und absurden« Arsenal der herrschenden Astrophysik »eine Unmöglichkeit«. Kirchhoff dagegen möchte auch Stechmücken, Säbeltiger, Rheumatismus, Rollstühle, Mord & Totschlag, schwachsinnige Babys und Altersdemenz. Das war bereits für Hölderlin der »schöne Kreislauf« der Natur. Kirchhoff beklagt wiederholt den »Anthropozentrismus«, versichert uns freilich, Gestirne seien Lebewesen (S. 143). Für ihn geht »alles lebendige Werden ... vom Menschen aus und zum Menschen hin« (S. 144). Und das soll keine Engstirnigkeit sein?

Erstaunlicherweise versagt der erwähnte skeptische Blick Kirchhoffs bei der sogenannten Mondlandung der USA. Er streift sie auf Seite 57 einwandlos. Da möchte man ihm glatt die jüngste, »mit aktuellem Nachwort« versehene Ausgabe von **Gerhard Wisnewski**s gründlichem und belegreichem Buch auf die Treppe werfen, das man wohl, soweit ich sehe, als Standardwerk der Raumfahrt-Skepsis bezeichnen darf, zumal es gut geschrieben ist.**** Übrigens gewinnt darin auch Raketenschmied Werner von Braun die richtige Kontur. Schon 10 Prozent der Ungereimtheiten und Argumente, die Wisnewski ins Feld führt, würden für tiefste Zweifel an der offiziellen Mondlandungslegende genügen, die freilich längst in unzähligen Nachschlagewerken, Geschichtsbüchern und Zeitungsartikeln steht. Beweisen läßt sich hier übrigens gar nichts. Man kann die Mondlandung der Yankees bis heute weder widerlegen noch hieb- und stichfest beweisen, wie sogar manche NASA-Fans einräumen. »Simuliert« wurde ja sowieso schon dauernd während der Vorbereitungsarbeiten, nämlich zwecks sorgfältigen Trainings in mehr oder weniger großen Hallen, die stets auch Filmstudios waren. Der mutmaßliche Schritt von diesen Trainingseinheiten zur Vortäuschung der »live« übertragenen Mondlandung von *Apollo*

im Juli 1969 wäre sicherlich nur ein ähnlich »kleiner Schritt« gewesen wie der, den Astronaut Neil Armstrong (angeblich) beim Verlassen der auf dem Mond aufgesetzten Landefähre der Menschheit verkündete. Wisnewski führt das aus. Nebenbei schon er den Konkurrenten beziehungsweise Kumpanen der Yankees, die SU-Kommunisten, keineswegs.

Im übrigen bettet er die wahrlich abenteuerliche Unternehmung (die technisch wahrscheinlich noch gar nicht möglich war) in die geschichtlichen, vor allem politökonomischen Zusammenhänge ein. Für die angeschlagene USA (Vietnam, Watergate) war ein glänzender Erfolg bitter nötig. Wobei ihr *Militärisch-Industrieller Komplex* in erster Linie nicht auf Lob und Ruhm aus war. Für diesen ging es vielmehr um genauso abenteuerliche Summen, nämlich viele Milliarden Dollars. Laut Wisnewski stammt die Bezeichnung übrigens nicht von Verschwörungstheoretikern, sondern aus Präsident Eisenhowers Abschiedsrede vom 17. Januar 1961. Statt zur Mondfahrt aufzurufen, warnte Eisenhower damals vor der »Eroberung unbefugten Einflusses durch den militärisch-industriellen Komplex« (S. 296). Heute ist das alles befugt. Gibt Wisnewski einen Ausblick auf das Unheil, das sich inzwischen über unseren Köpfen und unter unseren Füßen zusammenbraut, kann einem wirklich schlecht werden.

∞ Verfaßt 2022

* *David und Johannes Fabricius und der Roman meines Vaters. Eine biographische Erzählung*, Münster 2011, bes. S. 101–4

** Dirk Lorenzen, <https://www.deutschlandfunk.de/vor-400-jahren-tod-des-astronomen-johann-fabricius-100.html>, 10. Januar 2017

*** Jochen Kirchhoff, *Kosmos*, Köln 2022

**** Gerhard Wisnewski, *Lügen im Weltraum / Von der Mondlandung zur Weltherrschaft*, ursprünglich 2005, hier jüngste Auflage Rottenburg März 2020, mit aktuellem Nachwort

Nimmt *Brockhaus* den eher unbekannten Astronom **Peter Andreas Hansen** auf (1795–1874), ehrt er mich gleich mit, wurde der Norddeutsche doch »1825 Direktor der Sternwarte Seeberg bei Gotha«. Ja, er stieg sogar noch auf. Die Sternwarte im Bergwald taugte nämlich nicht viel, zudem wohnte die Familie wenig standesgemäß. So ließ sich der Herzog schließlich erweichen und genehmigte einen Neubau unweit seines Schloßparks in der Gothaer Jägerstraße. Hier wirkte und wohnte Hansen ab 1859 bis zu seinem Tod, und zwar »mit großem Erfolg«, wie zumindest die heimatkundlichen Quellen versichern.

Im 21. Jahrhundert ging Hansen sogar in die Schöne Literatur ein. Nachdem Kriminalkommissar Armin Köfel (*Der Fund im Sofa*, Erfurt 2009) mit einem kurz zuvor

noch von Hunden gejagten Waltershäuser Schriftsteller durch den Gothaer Schloßpark spaziert ist, biegen sie just in die Jägerstraße ein, gedenken sie doch den Snookersalon *Reinen Tisch* am Hauptbahnhof aufzusuchen. Köfel deutet aber zunächst nach links, wo ein stattliches, mehrgliedriges, älteres Gebäude aus bräunlichem Sandstein zu sehen ist. »Die Wohn- und Arbeitsstätte unseres Astronomen Peter Andreas Hansen«, erläutert Köfel. »Er starb um 1870. Sehen Sie hinten den angestrahlten Turm? Das war dereinst die Sternwarte. Sie galt damals als mustergültig.« Sein Begleiter nickte. Der vieleckige Turm wies ein umlaufendes blaugoldenes Band aus Rauten auf; in jeder Raute saß ein Sternchen. Jetzt deutete Köfel nach rechts in eine schmale Seitenstraße. »In dem hell verputzten Mehrfamilienhaus hat Hanns Cibulka gewohnt.« Das war ein anderer, ungleich bekannterer thüringischer Schriftsteller gewesen. Köfel hatte einmal einen Einbruch mit Gemälde-Diebstahl bei dem Mann untersucht und sogar aufgeklärt. Der prominente Mieter hatte die Gemälde jedenfalls nicht eigenhändig verschwinden lassen. Er starb vor genau 20 Jahren.

Beim Gang durch den Schloßpark war es bereits dunkel geworden. Ein Bekannter meinte einmal zu mir, bei meinem Interesse für Kosmologie müßte ich ja wohl auch zu den leidenschaftlichen nächtlichen »Sternguckern« gehören. »Ach woher!« erwiderte ich. »Mein Schlaf ist mir teuer, und den pflege ich in der Regel nachts abzuhalten.« Ein ungutes Gefühl hatte ich aufgrund dieser Antwort aber schon. Ich war mir nämlich ziemlich sicher, das »Sternegucken« vordringlich aus Angst zu meiden, nicht wegen der Einbuße an geruhsamem Schlaf. Kosmologe Jochen Kirchhoff hätte mich wahrscheinlich verstanden. In seinem jüngsten Buch* merkt er an: »Der technisch-wissenschaftliche Erdling richtet die Fernrohre in die rätselhafte Weite des Alls, und er tut dies in der Annahme, nur der Blickende zu sein, nicht aber der von dort Angeblickte. Dabei kann sich das Gefühl, aus dem Weltraum heraus angeblickt, ja im eigenen Wahn geradezu *gerichtet* zu werden, durchaus auch im modernen und postmodernen Menschen einstellen, wenn er in sternenklarer Nacht ‚nach oben‘ blickt, ohne dabei die Vorstellungen der Mainstream-Kosmologie aufzurufen. In der nächtlichen Konfrontation mit dem Sternenhimmel, wenn sie denn in der seelischen Tiefe zugelassen wird, stellt sich gelegentlich mehr ein, als der Einzelne verkraften kann.«

Klammert man die Angst vor Finsternis, Verlorenheit und bösem Blick einmal aus, bleibt zumindest das unheimliche Staunen über den Umstand, daß es im Universum offensichtlich nicht drunter und drüber geht. Zwar explodieren dauernd Sterne oder ganze Galaxien, aber im Wesentlichen scheint dieser merkwürdige Superbehälter, dessen Ränder noch niemals einer gesehen hat, zu halten. Es herrscht Ordnung statt Chaos. Viele Sterne

findet selbst der Laie auf Anhieb wieder, sofern er regelmäßig guckt. Auch dieses Staunen kann Kirchhoff nachvollziehen. Die Astronauten hätten die Erde erhaben und erleuchtet in der Schwärze schweben gesehen, und sie hätten versichert, sie hänge ohne jedes Halteseil im Raum, so ist es ungefähr in seinem 1999 erschienen Hauptwerk** zu lesen. Er gibt sich dann noch einige Mühe, der Art dieses Zusammenhaltes auf den Grund zu kommen – vergeblich. Immerhin stellt er für mein Empfinden zurecht fest, irdische und himmlische Mechanik seien keineswegs wesensgleich. Während unsere Fußsohlen auf der Erde durch die Schwerkraft (oder »Gravitation«) festgesaugt werden, scheint im Universum schließlich, ganz im Gegenteil, ein seltsames Gleichgewicht zu herrschen.

Wie sich versteht – und das ist ja gerade das Gruselige – wissen wir darüber so gut wie nichts. Nach den »Grenzen« des Riesenbehälters haben wir auch kaum eine Ahnung von dessen Beschaffenheit. Ob »interstellare Materie« und »Hintergrundstrahlungsenergie« postmoderner Astrophysiker oder Kirchhoffs »Äther«, es handelt sich gleichermaßen nur um dünne, fadenscheinige Spekulationen. Immer mal wieder läßt Kirchhoff freilich die Katze aus dem finsternen Sack, wenn er die großen ZusammenhalterInnen tapfer und überaus herkömmlich »Weltwille« oder »Weltseele« nennt. Am deutlichsten wird er (in den *Räumen*) mit dem bündigen Satz: »Das Nichts oder die Götter, das ist die Alternative.« Es geht um Angstabwehr! Darauf kommt Kirchhoff mehrmals zurück. Ein klirrend kalter, unerklärlicher, unmenschlicher Kosmos wäre doch gar zu empörend und furchterregend, sagt er sinngemäß. Also muß er ihn mit »Seele« oder »Göttlichkeit« zusammenkleistern. Zwar rügt er genauso oft die unbedenklichen Operationen mit spezifisch menschlichen Kategorien wie Raum, Zeit, Masse, Energie und so weiter. Schließlich sind sie befangen, beschränkt – geradezu lächerlich. Aber für »Seele«, »Götter«, »Nichts« und dergleichen gilt das offenbar nicht.

∞ Verfaßt 2024

* Kirchhoff, *Kosmos*, Köln 2022, S. 119

** Kirchhoff, *Räume, Dimensionen, Weltmodelle*, Kreuzlingen/München 1999, bes. S. 155 + 159 + 299

Zoologen nennen die **Metamorphose** (Verwandlung, Umgestaltung), soweit sie im Tierreich vorkommt, *Metabolie*. Wieder etwas gelernt! Bei dieser handelt es sich also um »die indirekte Entwicklung vom Ei zum geschlechtsreifen Tier durch Einschaltung gesondert gestalteter Larvenstadien«, die man von nicht wenigen Tieren kennt. Die genauesten Forschungen lägen hier über Insekten und Lurche vor. Naja, diesen irrwitzigen Weg von einem Schmetterlingsei (mit den Stationen Raupe und Puppe) zu einem bunten

Flattermann kennt ja wohl jeder. Aber niemand will mir verraten, was das soll – auch *Brockhaus* weigert sich. Er gibt noch nicht einmal einen Anflug von Begründung, woraus ich schließe, man hält Vergeudung für selbstverständlich. Offenbar gehört sie zur sogenannten Schöpfung so notwendig wie der Militarismus zur Menschheit und der Stiel zum Apfel. Dabei könnte der Apfel auch viel einfacher und viel bequemer erreichbar aus der Erde wachsen, wie man an Kartoffeln und Steinpilzen sieht. F. G. Jünger sprach in einem ganzen, sehr stoffreichen Buch von der *vollkommenen Schöpfung* (1969), und ich muß Ihnen unter der Hand sagen, der Mann spinnt. Er meinte das nämlich ernst; er hatte Ironie sowieso geächtet. In Wahrheit gibt es nichts Planloseres, Absurderes und Lachhafteres als eben diese Schöpfung, wenn man sich einmal die Mühe gewisser Einblicke und Erklärungsversuche gemacht hat. Dabei liegt ihr Hauptzug wahrscheinlich in der Tat in der gewaltigen Vergeudung, die sie sich gestattet. Die Einblicke und Erklärungsversuche eingeschlossen. Und die derzeit noch sieben Milliarden Menschen haben diese Groteske mit- oder sogar hauptsächlich auszubaden.

Sicherlich gibt es einen beliebten Haupteinwand, der noch lachhafter ist. Meine Verdammung sei »anthropozentrisch«! Dabei sei der Mensch doch nachweislich in einem womöglich ganz beschränkten Denken gefangen! Wie könne er sich anmaßen, über etwas zu urteilen, das ihm ersichtlich himmelweit überlegen ist – schon durch seine schiere Größe und Undurchsichtigkeit überlegen! Eben hier hat der Einspruch anzusetzen. Wie können es irgendwelche Kräfte, die sich noch nicht einmal vorzustellen pflegen, wagen, einem freiheitlich gestimmten Wesen etwas derart Großes, Undurchsichtiges, Unverdauliches zuzumuten? Woher nehmen sie die Anmaßung, mich zu einem Schicksal als Befehlsempfänger und herumwieselnden Automaten zu verdonnern, als ob ich eine Ameise wäre!

Sollte dieses Schicksal freilich für die Aufrechterhaltung des gutgeschmierten kosmischen Geschehens unumgänglich sein, wäre ich lieber gleich Ameise geworden. Es hat mich aber nie einer gefragt.

∞ Verfaßt 2024

Laut *Brockhaus* erinnert die »Dunkelwolke« **Pferdekopfnebel** im Sternbild Orion von der Gestalt her an einen Pferdeschädel. Sie sei jedoch lediglich auf lang belichteten Aufnahmen zu sehen. Selber nur einen Durchmesser von rund drei Lichtjahren stark, sei der Pferdekopfnebel ungefähr 1.000 Lichtjahre von uns entfernt. Dort soll sich ein riesiges Sternentstehungsgebiet räkeln. Jüngere Quellen geben die Entfernung sogar mit 1.500

Lichtjahren an. Aber nun überlegen Sie einmal ganz unsentimental, welche Entfernungen uns hier um die Ohren gehauen werden. Ein Lichtjahr mißt 9,46 Billionen Kilometer. Damit wäre der *Brockhaus*-Pferdekopfnebel bereits rund 28 Billionen Kilometer dick. Und trotzdem sieht ihn kein Schwein! Na, weil er eben so weit von uns entfernt ist: für *Brockhaus* 9,46 *Billiarden* Kilometer! Ich wüßte nicht, wie man sich von solch einer Strecke eine halbwegs zureichende Vorstellung machen sollte. Oder wo. Da bleibe ich lieber auf dem Erdboden und halte mich an den anschaulichen Bezirk der guten alten **Pferdelänge** – ungefähr 2 Meter 40.

Eine Webseite für Schulkinder verkündet, das von uns beobachtbare Universum sei ungefähr 50 *Milliarden* Lichtjahre groß. Rechnen Sie bitte selber um ..! Die Einschränkung mit der Beobachtbarkeit ist immerhin lobenswert, doch was meint der Onkel Lehrer mit »groß«? Auch nur wieder den Durchmesser, wenn ich mich nicht irre. Er nimmt also an, das beobachtbare Universum sei eine Kugel, so wie die Erde und wie sein eigener Strohkopf auch. Er kennt die Richtungen und Gestalten im Kosmos nicht weniger gut wie seine Westentasche. Aber die ist keine Kugel.

∞ Verfaßt 2024

Pioneer heißen etliche unbemannte Raumsonden, die im zurückliegenden Jahrhundert von den USA ausgeschiedt wurden, um verschiedene Planeten oder deren Umgebung zu erkunden. *Pioneer 10* flog Ende 1973 zunächst am Jupiter vorbei. 1990 habe sie die Sonne bereits um etwa sieben Milliarden Kilometer hinter sich gelassen, dabei noch schwache Funksignale von sich gegeben. Möglicherweise schickte sie sich also an, unser Sonnensystem zu verlassen. An dieser Raumsonde hatten die schlitzohrigen Yankees eine postkartengroße, goldbeschichtete Aluminiumplakette angebracht, die im Falle eines Falles außerirdischen Zivilisationen Auskunft über die Menschheit geben könnte, wie *Brockhaus* schreibt. Das Lexikon hat die Platte abgebildet. Neben Pictogrammen zu unseren physikalischen Grundverhältnissen und den Planetenabständen im Sonnensystem präsentiert sie vor allem, mit Pfeil von dem Punkt »Erde« aus, ein nacktes Menschenpaar aus Frau und Mann. Erfreulicherweise stehen die beiden neben einer Skizze der Antenne der Sonde, sodaß den Außerirdischen ein Größenvergleich möglich ist. Sowohl im *Brockhaus* wie sonstwo hat man sich immer mal wieder über rätselhafte Fotos zu ärgern, die beispielsweise Felsen zeigen, die genausogut zwei wie 20 Meter hoch sein könnten.

Wesentlich ist jedoch, das unbekleidete Menschenpaar strahlt Wohlwollen und Friedfertigkeit aus. Der Mann hebt sogar seinen rechten Arm zum Willkommensgruß.

Diese Geste wirkt eher zaghaft als hitlerreif. Die Menschen sind also unbewaffnet und wären begeistert über jeden Freundschaftsbesuch. Damit atmet die Plakette jene Scheinheiligkeit, die Harold Pinter den von Hause aus Fallen stellenden Yankees neulich in einer Nobelpreisrede zu bescheinigen wagte. Käme wirklich ein Außerirdischer zu Besuch, würden ihm die Yankees vorsichtshalber erst einmal Handschellen anlegen, dann in schonender Weise auf einen längeren Aufenthalt in einer *FBI*-Folterkammer vorbereiten. Schon möglich, die Sowjets hielten es damals kaum anders und hatten ebenfalls hübsche Plaketten an ihren Raumsonden. Kinderchen tanzen im Reigen um ihre ErzieherInnen oder einen sprossenden Baum, an dem eins von den bekannten lächelnden Stalin- oder Podgorny-Plakaten hängt. »Unser Papa wird sich euer schon annehmen«, bedeutet das.

Näheres über die unerwartet lange Laufbahn von *Pioneer 10* (letzter Funkkontakt 2003, Entfernung 12 Milliarden Kilometer) meldete Christoph Gunkel am 12. Juni 2013: <https://www.spiegel.de/geschichte/nasa-sonde-pioneer-10-a-951151.html>.

∞ Verfaßt um 2015

Raphia ist der Name für eine tropische, ausgesprochen langblättrige Palmengattung. Anscheinend liefern einige Arten Fasern, aus denen Einheimische seit Jahrhunderten Seile oder Körbe, ja sogar kunstvolle Bastgewebe herzustellen pflegen. Dazu bildet *Brockhaus* ein mehrfarbiges Kissen ab. Die Hauptzeichnung im Kissenmuster stelle eine doppelköpfige Schlange dar, behauptet das Lexikon. Das könnte schon sein. Die grob stilisierte Schlange windet sich mit ihrem einen Ende nach links, mit dem anderen nach rechts. An beiden Enden sitzen Köpfe. Die weisen ziemlich große Augen und ungefähr armlange Zungen auf.

Somit kann diese Schlange auf zwei Zungen und vier Augen zurückgreifen, was ja möglicherweise in manchen Situationen durchaus vorteilhaft ist. Allerdings könnte jemand befürchten, dafür fehle ihr jeglicher sogenannter Darmausgang. Es sei denn, sie sei gewissermaßen ein unkrimineller Erbrecher. Damit wirft sich jedoch die grundsätzliche Frage auf, was eigentlich von unseren Vorstellungen zu halten sei, wie eine halbwegs günstige Existenzform auszusehen habe. Wie muß ein Lebewesen beschaffen sein? Es muß gar nicht. Bei uns sind die Pferde eben meistens vier-, die Menschen zweibeinig. Was andere Sternensysteme oder kosmische Winkel angeht, sollten wir lieber den Mund halten, weil es ja andere, uns unbekannte »Existenzformen« geben könnte, von denen uns weder eine Ahnung noch eine Vorstellung möglich ist. Von daher haben Science-Fiction-Autoren natürlich schlechte Karten, wenn sie solche fremden Lebewesen erfinden möchten. Mag

ihnen auch ein beinloses und nie von Hunger geplagtes Marsmännchen gelingen – ihre Leserschaft können sie mit dergleichen Abscheu- und Unverständlichkeiten nur in die Flucht schlagen.

Auch eine Liebesgeschichte etwa läßt sich schlecht schreiben, wenn ein Teil der in sie Verstrickten (es müssen ja keine Paare sein) gar nicht weiß, was Liebe ist. Für mich wäre das sogar die Rettung, weil mir Liebesgeschichten seit etlichen Jahren sowieso gehörig auf den Senkel gehen. Remarques Pariser Arzt Ravic etwa, den ich an anderer Stelle in floristischen Belangen bemühe, beschimpft sich sogar wiederholt selber, weil er nun, mit der blonden Joan, schon wieder auf diese bereits milliardenmal aufgeführte Posse hereingefallen ist, von der man letztlich nur den berühmigten Katzenjammer hat. Remarque schreckt also nicht davor zurück, die Angelegenheit noch einmal zu verdoppeln: erst wiederholen sich die Liebesgeschichten, und dann auch noch die Selbstbeschimpfungen.

∞ Verfaßt 2018

Neulich habe ich mir ein neues Fahrrad geleistet. Es hat einen Radnaben-Dynamo, eine leicht gekrümmte bequeme Lenkstange und sogar eine Dreigangschaltung. Aber auch diese Vorzüge hätten mir vor ungefähr 175 Millionen Jahren wenig genützt. Damals erstreckte sich in unserer Gegend (Mitteleuropa) das sogenannte Jurameer. Da wäre die Anschaffung einer Arche Noah sinnvoller gewesen. Allerdings hätten die Vorräte selbst mit diesem Fahrzeug wahrscheinlich nicht ausgereicht. Denn jenes Meer soll Mitteleuropa immerhin rund 100 Millionen Jahre lang bedeckt haben, wie sogar Friedrich Trost in Hederichs Geschichte der Stadt Zierenberg (bei Kassel) weiß. Das Werk erschien 1962. Einerseits scheinen zur Jurameerzeit gleichsam paradiesische Zustände geherrscht zu haben. Die ganze Erde hätte tropisch warmes Klima geboten, schreibt Trost. »Selbst die Pole trugen keine Eiskappen, und Palmen, Feigen und Brotfruchtbäume gediehen noch in Grönland und Alaska.« Auch blühende Blumen fehlten nicht. »Geradezu grotesk aber war die Entwicklung im Tierreich ...« Ja, richtig, damals erhoben sich die berühmigten Schreckgespenster namens **Saurier** aus dem Jurameer. Sie ließen sowohl das Meer wie die Kontinente erzittern, soweit sich diese schon herausgebildet hatten. *Brockhaus* behauptet (in Band 5), die besonders beliebten *Dinosaurier* seien teils über 40 Meter lang und über 80 Tonnen schwer gewesen. Pro Einzelexemplar! Jedes Echsenstück ein Sechsfamilienhaus.

Die Frage, warum die Saurier gegen Ende der Kreidezeit ausstarben, ist offenbar bis zur Stunde ungeklärt. Schon *Brockhaus* nennt zahlreiche Theorien. Er betont jedoch, so »jäh«, wie das oft dargestellt wird, seien die Ungetüme keineswegs verschwunden. Sie fielen nicht etwa eines Tages alle um, weil ein fetter Meteor auf der Erde eingeschlagen wäre. Damit wirft sich der Gesichtspunkt von Zeit und Dauer auf. Vielleicht kam dieser Gesichtspunkt etwas zu kurz, wenn ich früher wiederholt über die gewaltigen kosmischen Entfernungen orakelt habe, also über das Raumproblem. Schließlich entziehen sich nicht nur Strecken von Lichtjahren unserem Vorstellungsvermögen, wie ich fürchte, sondern auch jene Angabe, das Jurameer habe sich rund 100 Millionen Jahre lang auf der Erde gehalten. Oder können Sie sich diesen enormen Zeitraum etwa vorstellen? Jedenfalls erlaube ich mir den Hinweis, im Vergleich zum Jurameeralter sind unsere paar tausend Jahre sogenannter Weltgeschichte und mehr noch meine eigenen 74 Jahre der reinste Furz.

Das Wort vom Zeitraum fällt hier nicht zufällig. Irre ich mich nicht, vertritt *Brockhaus* in seinem vergleichsweise ausführlichen Eintrag über die Zeit (im letzten Band) bereits die spätmoderne Auffassung, Raum und Zeit seien gewissermaßen nur zwei Seiten derselben Medaille. Für den Menschen muß alles, was räumlich ausgedehnt ist, auch eine Zeitspanne haben. Andernfalls wäre es so ein Nullpunkt, wie ihn sich die Urknallköpfe vorstellen. *Brockhaus* formuliert eleganter: »Wir erfahren die Welt als gerichteten Prozeß, der eine begriffliche Aufspaltung in Raum und Zeit zuläßt. Zeit ist somit der durch Abstraktion herausgehobene Verlaufsaspekt der veränderlichen Zustände der Realität.« Das leuchtet mir eigentlich einigermaßen ein. Schließlich findet in jedem Maggi-Würfel schon durch die Atome und Elektronen unablässig Bewegung statt, und hat er das Pech, in unserem Magen oder auf dem Kompost zu landen, verändert er sich noch heftiger, indem er nämlich verfault.

Dagegen keimen doch jähe, dinosauriergroße Zweifel in mir auf, wenn das Lexikon bald darauf eher beiläufig verkündet, es ließen sich also »durchaus physikalische Systeme ohne Raum und Zeit denken, und auch der Vorgang der Entstehung von Raum und Zeit kann Gegenstand theoretischer Überlegungen werden.« Gewiß, er *kann* durchaus! Sofern man unerschrocken Dinge wie »Quantengravitation«, »Hintergrundstrahlung« und »ursprüngliche Singularität« aus dem astrophysikalischen Zauberhut zieht und denselben dafür mit üppigen Honoraren und Fördergeldern füllen läßt.

Die Beschränktheit unserer Zeitraum-Vorstellungen bleibt jedenfalls klar wie Kloßbrüh. Selbst *Brockhaus* erinnert daran, daß sich unsere Bestimmungen von zeitlichen Abständen der »Periodizität der Bewegungen der Gestirne« verdanken, Erddrehung

eingeschlossen. Nur ist unser Blick in den Weltraum bekanntlich verdammt kurz. Es könnte also auch durchaus Zustände (Welten) ohne Periodizität geben, »etwa in einer interstellaren Gaswolke mit chaotischem Schwanken aller Zustandsgrößen« – und die BewohnerInnen dieser Gaswolke hätten jede Wette »nie ein Zeitbewußtsein« entwickelt. Unsere sehr gut ausgebildete Zeit-Wahrnehmung sei den Bedingungen »unserer nahen kosmischen Umgebung« durchaus angemessen – aber mehr auch nicht.

Übrigens bin ich davon überzeugt, auch die Vorstellung eines absolut unveränderlichen Dinges oder Zustandes sei uns mindestens nahezu unmöglich. Versuchen Sie es ruhig einmal. Stellen Sie sich eine völlig starre Blech-Schatulle vor, etwa eine kleine Kasse. Sie ist immer dieselbe. Nichts tut sich in oder an ihr. Ja, wo denn eigentlich? In welchem Zusammenhang könnte eine solche Starrheit stehen, sitzen, liegen oder weiß der Teufel was? Die Urknallköpfe verraten es uns nicht, versichern uns jedoch, aus ihr habe sich einst das ganze Universum erhoben. Wer da nicht an Gott denkt, muß schon ganz schön blöd sein. Er darf sich Gott aber nicht als alten Mann mit weißem Bart vorstellen. Denn in diesem Fall unterläge Gott der Veränderlichkeit. Nein, Gott muß die Bewegungslosigkeit an sich – und damit unsterblich sein. Eben darum beneiden ihn die Urknallköpfe ja. Nur fragt sich schon, wie aus einer vollkommenen Bewegungslosigkeit unsere nicht ganz so perfekte Schöpfung entstanden sein soll, in der die Lavaströme fließen, die Schmetterlinge flattern und die Dinosaurier an den Kronen der Mammutbäume knabbern.

∞ Verfaßt 2024

Siehe auch → Behälter, Zioncheck → Bevölkerungsfrage, Pöhsnick (Nachbarplanet beschließt Aussterben) → Erkenntnis, Oppolzer + Dopamine + Mandelkern → Raumfahrt → Blog R.: Erzählungen *Albarose* (Nachbarplanet wünscht keinen Besuch) + *Lashermink* Kap. 5 (am Lagerfeuer im Steinbruch)

Kränkung, Anerkennung, Rache

Im Gelben Sack Die Mißachtung meiner jüngst angefertigten fünf CDs mit (Zwerg-)Liedern und Instrumentalstücken ist beachtlich. Zum Glück bin ich weniger nachtragend als der alte Verdi. Im Sommer 1898 erregt er sich in einem Brief an Giulio Ricordi über das Ansinnen des Mailänder Konservatoriums, dieser Anstalt Verdis Namen verleihen zu dürfen. 1832 nämlich hatte es just das Mailänder Konservatorium gewagt, den 18jährigen Giuseppe Verdi nicht als Schüler aufzunehmen. Diese – von ihm so empfun-

dene – Kränkung hatte der taktstockartig dünne Komponist 66 Jahre lang sorgsam mit sich herumgetragen. Es machte den Kohl auch nicht mehr fett: Verdi neigte ohnehin dazu, sich Krankheiten einzubilden. Im übrigen war seine Auffassung der Sache gelinde gesagt einseitig, versichert doch sein Biograf Alfred Marquart, die damaligen Ablehnungsgründe des Konservatoriums ließen sich durchaus nachvollziehen.

Dürrenmatts *Alte Dame* hegt ihren Groll ungefähr 45 Jahre lang, ehe sie ihren damaligen Demütiger und ihre ganze Kindheitsstadt ins Verderben stürzt. Mein Rekord steht bislang erst bei 15 Jahren, sofern ich nichts übersehen habe. Damals, 1998, bemerkte ich im Gespräch mit einem Freund, der sich als Korrektor einer angesehenen Kunstzeitschrift ernährte, schließlich sei ich nicht umsonst Schriftsteller. Der Zusammenhang ist hier gleichgültig. Es kommt nur darauf an, daß der Freund wie Dutzende anderer Leute offensichtlich nicht an mich glaubte, da ich noch keine offiziellen Weihen vorzuweisen hatte (wobei es bis heute geblieben ist). Er verkniff nämlich seine Augen und korrigierte mit mildem Lächeln und betont bedächtiger Aussprache: »Du möchtest gern einer sein ...« Obwohl ich diese winzige, feine Episode nie aufschrieb, trage ich sie bis heute mit mir herum, als sei sie ein Pflasterstein. Ich habe ihn hiermit fallen gelassen.

Man sollte übrigens nicht glauben, es gebe nur »persönliche« Kränkungen. Sogar Sigmund Freud, der Seelenarzt, wies in seinem 1917 veröffentlichten Aufsatz *Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse* auf »drei Kränkungen der Menschheit« hin: Die Erde, und damit der Mensch, steht nicht mehr im Mittelpunkt des Universums (Kopernikus); obwohl so leicht kränkbar wie weder Kuh noch Känguruh, ist der Mensch, schon von der Abstammung her, dem Tierreich verhaftet (Darwin); unser Ich ist nicht Herr im Hause, ständig machen uns irgendwelche Triebe oder Komplexe Striche durch die Rechnung (Sigmund Freud!). Ausgefuchst, wie er war, lastete Freud der zuletzt genannten Kränkung auch die Widerstände an, die seiner Lehre entgegengebracht wurden. Dadurch lieferte er sich natürlich beiläufig eine hervorragende Waffe gegen Kritik: er konnte immer sagen, sie sei nur Ablehnung aus der Kränkung heraus.

Später wurde Freuds Liste um etliche Gesichtspunkte erweitert, die sich hier und dort auch schon in meinen Schriften finden: Wir sind lediglich (ein ökologisch von ihr abhängiger) Bestandteil der Welt; wir sind gemacht worden, somit kann von Selbstbestimmung keine Rede sein; wir waren nie Ziel der Evolution, von der wir vielmehr nur ein winziger, zufälliger Ausschnitt sind (Stephen Jay Gould); man betrog uns um die »Willensfreiheit«, daher zum Beispiel unser häufiges Scheitern bei Versuchen, uns zu bessern, etwa nie mehr zu rauchen oder uns nie mehr kränken zu lassen; Sinn oder Plan der Welt sind uns schleierhaft, die Drahtzieher, die in Kafkas *Schloß* sitzen, lassen sich

einfach nicht in die Karten gucken; unsere ganze Ausstattung ist unzulänglich, wie uns neuerdings unsere Autos, Computer, Romanfiguren und Roboter zeigen; womit haben wir die Kränkung verdient, die in unserer Vergänglichkeit liegt – durch Verwundung, Altern, Sterben?

Alles ist noch viel schlimmer, als Sie vielleicht bis hierher gedacht haben. Denn in der Regel – die ich mir einbilde zu repräsentieren – pflegen sich die psychologischen und anthropologischen Quellen unserer Kränkbarkeit in der undurchschaubarsten Weise zu verquicken. Ich bin ganz sicher darin, in acht von 10 Fällen nicht zu wissen, ob eine bestimmte Wut, die ich habe, mehr auf den Lump Soundso, auf meinen jeweiligen Chef, auf Vater Staat, auf meinen leibhaftigen Erzeuger – oder auf mich selber gemünzt ist. Aber stets hat sie einen Anlaß, dem wahrscheinlich wieder einmal Unrecht geschieht. Oder anders ausgedrückt: bei allen philosophisch gestimmten Menschen schlägt jede Kränkung, die uns ein Mitmensch zufügt, jede Wette doppelt durch, weil sie auf der Folie unseres grundsätzlichen Protestes gegen unsere Unfreiheit stattfindet. Da sehen wir sie dann wieder einmal, die empörende Knechtung, der wir ausgesetzt sind. Mit uns kann man's ja machen. Erst setzt man uns ungefragt in eine Welt, wo man zwei Drittel des Jahres heizen muß, weil das Thermometer unter 20 Grad absinkt – dann hat man die Frechheit, uns um unsere Scheibe *Schneeschippen* zu bitten, damit man sie zu Hause doof finden und so kaltblütig wie auf ewig unkommentiert in den *Gelben Sack* gleiten lassen kann!

Leider lechzen wir alle nach nichts mehr als nach Anerkennung. Während jeder einzelne Befehl von den millionen Befehlen, die ein Kind zu ertragen hat, laut Canetti wie ein »Stachel« in seinem Fleisch stecken bleibt (der geduldig darauf wartet, 25 Jahre später als Lanze gegen das eigene Kind gekehrt zu werden), läßt uns jedes Lob einen Zentimeter wachsen. Allerdings nehmen wir Wachstum, Leben, Fröhlichkeit gern als Selbstverständlichkeit. In Wahrheit ist es die Regel, sich mit einem Schnupfen abzulagen, nur noch auf einem Bein durch die Gegend zu humpeln, zu verhungern, gedemütigt oder verkannt zu werden oder sowieso schon tot zu sein. Daraus ließe sich sogar folgern, wenn es dem Mann an den Krücken gelinge, mit seinem einen noch erhaltenen Bein, ob rechtes oder linkes, einen Elfmeter zu verwandeln, müßten wir den Hut vor ihm tiefer als vor Uwe Seeler ziehen. Die Dinge seien relativ und die vielbeschworene »Chancengleichheit« habe es nie gegeben. Für einen Knaben, der seine Höhlen unter dem elterlichen *Bechstein*-Flügel bauen konnte, ist es in der Tat keine Kunst, wenn er als 62jähriger Noten schreiben, Lieder komponieren, leidlich fünf oder sieben verschiedene Musikinstrumente spielen und auch noch ein digitales Aufnahmeprogramm meistern kann. Es ist selbstverständlich. Wo wollten wir hinkommen, wollten wir jedes Mal erst die Hintergründe einer Tat aufhellen,

ehe wir an ihre Würdigung – oder Herabwürdigung schreiten? Das ist bestenfalls Gerichtsprozessen vorbehalten.

Sollte man seine BeleidigerInnen also verklagen? Oder vielleicht doch lieber eigenhändig erschlagen? Damit spiele ich zuletzt auf den Gesichtspunkt der *Rache* an. Jedenfalls ist es sicherlich sehr ungesund, sich überhaupt nicht zu wehren oder zumindest zu verwahren. Dem hält freilich jeder zweite Soziologe entgegen, wer sich Wut und Rachedurst gestatte, verrohe und setze überdies das Karussell gesellschaftlicher Gewalttätigkeit in Gang. Dazu kann wiederum eingewendet werden, er müsse sich eben auf *subtile* Weise rächen, nicht auf rohe. Als handele es sich bei den feinen Nadelstichen, die sich gut miteinander Bekannte versetzen können, nicht um Gewalt! 300 davon über drei Jahre gestreckt, und aus dem Betroffenen ist alles Blut gewichen. Er verreckt.

Gewiß gibt es auch gewichtige Fälle, wo die uns bereitete Schmach vor allem unseren Gerechtigkeitssinn verletzt. Das Paradebeispiel ist Kleists *Kohlhaas*. Aber auch dann muß man auf der Hut sein, weil sich der Gerechtigkeitssinn gern mit Narzißmus und Doppelmoral paart. Ein Dutzend Journalisten eines »islamkritischen« Satiremagazins umzulegen, ist höchst verwerflich und (2015) zur Herstellung einer in die Millionen gehenden Trauer- und Haßgemeinde geeignet; um Hunderte palästinensischer oder anderer muslimischer, dazu anarchistischer oder auch nur »skeptischer« Journalisten, die in jüngster Zeit von Nahost bis Mexiko wegen ihrer wahrheitsliebenden Berichterstattung ermordet wurden, ist es jedoch nicht weiter schade, ganz im Gegenteil.

In einer neuen Arbeit über Mordopfer streife ich auch den Fall Paasche. Dabei ging es ursächlich nicht um einen Wortbruch in einer Frage der Eigentumspflege (wie bei Kohlhaas um zwei vom Junker Wenzel von Tronka heruntergewirtschaftete Reitpferde), vielmehr um nichts Geringeres als den Kampf zweier Linien in der grundlegenden Frage, wie man leben sollte. Der bekannte Pazifist Hans Paasche, ursprünglich Marineoffizier, hatte sich nach satirischen Veröffentlichungen sowie der Ermordung Liebknichts und Luxemburgs mit seinen Kindern auf sein kleines, jenseits der Oder gelegenes *Gut Waldfrieden* (!) zurückgezogen. Dort wurde er 1920, erst 39 Jahre alt, unter einem Vorwand von bewaffneten Gesetzeshütern überfallen – und »auf der Flucht« erschossen. Dieser dreiste Anschlag, der unter anderem Kurt Tucholsky empörte, wurde nie geahndet. Die Mutter der vier Kinder, Ellen Paasche, hatte insofern Glück gehabt, als sie bereits 1918 der sogenannten Spanischen Grippe zum Opfer gefallen war. Andernfalls wäre sie vermutlich über kurz oder lang an Gram gestorben – es sei denn, sie hätte auf den berühmten Deckmantel des *Gewaltmonopols des Staates* geschissen und die Mörder ihres Mannes aus eigener Kraft verfolgt.

In der kapitalistischen Gesellschaft ist ja leider alles darauf angelegt, uns unselbstständig zu halten – wirklich alles, von der »Existenzgründung« bis zur sogenannten Rechtsprechung. Gleichwohl geschehen hin und wieder Zeichen & Wunder. 1926 wurde der nach Paris emigrierte ukrainische nationalistische Politiker Symon Petljura (47) ebendort beim Einkaufsbummel vom jüdischen Anarchisten Scholom Schwartzbard erschossen. Den Polizisten, die herbeieilten, übergab der Täter seinen Revolver mit den Worten: »Ich habe einen großen Meuchelmörder getötet.« Petljura, um 1919 zeitweise Regierungschef der Ukraine und gleichermaßen mit dem Kampf gegen Rote, Weiße und die »Banden« Nestor Machnos befaßt, wird allgemein für Pogrome mitverantwortlich gemacht, denen 35.000 bis 50.000 Juden zum Opfer fielen. 15 davon sollen nahe Verwandte von Schwartzbard gewesen sein, daher dessen Akt der Vergeltung. Sensationellerweise wurde der Attentäter eben wegen dieses Motives (»Verbrechen aus Leidenschaft«) von einem Pariser Gericht freigesprochen. Er starb 1938 mit 51 auf Reisen.

Ein Racheakt macht mich aktiv, macht mich vom Opfer zum Täter. Dagegen bleibe ich bei bloßen Rachephantasien passiv. Möglicherweise gilt dies nicht für Leute, die schreiben, und die ihre Texte sogar veröffentlichen dürfen. Oder für Leute, die miteinander sprechen. In dem Versuch, den Groll zu erkennen, zu benennen und auf den Tisch zu packen, sei es der Kommune, der Freundschaft, der gemeinsamen Firma oder Liebschaft, liegt ja immerhin auch schon eine gewisse Aktivität. Mit einem Vielfraß läßt sich allerdings kaum diskutieren, zumal wenn man ihm das Maul zubindet. »Man« war in diesem Fall ein mit *Alaska Slim* befreundeter Indianer namens Mentasta Sam, dem in einem Winter um 1905 ein Vielfraß ein lebenswichtiges, offenbar nicht gut genug verstecktes Nahrungsmittellager mit Karibufleisch geplündert und zerstört hatte. Vielfraße sind ziemlich räuberische, böartige und furchtlose Marder, die eher wie kleine Braunbären aussehen. Sam verfolgte den Übeltäter, doch statt ihn zu töten, fesselte er ihn an den vier Beinen und band ihm, wie gesagt, auch noch das Maul zu. So konnte »der auf diese Weise reglos gemachte Vielfraß nur mit Blicken versprechen, sich zu rächen«, schreiben Richard Morenus / Fritz Steuben, Autor und Übersetzer des zu meiner »Greenhorn«-Zeit beliebten Jugendbuches (von 1956/62).

In diesem Fall sollte die furchtbare Rache freilich auf Seiten Sams und seiner Squaw liegen. Sie packten ihren Gefangenen jeweils an den gefesselten Vorder- und Hinterläufen und schlangen ihn nun über ihrem lustig prasselnden Feuer hin und her, wodurch er sich zunehmend das Fell versengte und mit seinem zugebundenen Maul vom Knurren zum Winseln überging. Besucher Alaska Slim versuchte der Marter mit dem Argument Einhalt zu gebieten, es habe doch keinen Sinn, den Vielfraß zu quälen; Sam möge ihn lieber auf der

Stelle töten. Er werde sich hüten, entgegnete Sam und beschrieb den »Sinn« unter ausholenden Armbewegungen, nachdem er den völlig kahl gebrannten Vielfraß freigelassen und verjagt hatte. Der Geschundene und Gezeichnete werde jetzt allen Räubern des Gebirges unmißverständlich klarmachen, es sei gesünder, sich von Mentasta Sams Vorratslagern fernzuhalten, denn dieser Mann sei ein ganz großer, böser Zauberer. Dazu machte Slim große Augen, sagte aber lieber nichts. Man sieht hier wieder einmal, wie sich jede aus Rachedurst begangene Scheußlichkeit »rationalisieren« läßt, um einen Ausdruck zu bemühen, der in den 1960er Jahren die Universitäten verließ, um wie Mosquitos über die deutsche Arbeiterjugend herzufallen ...

Einen interessanten Gesichtspunkt steuert Orwell in seiner kleinen Betrachtung *Rache ist sauer* bei, die er 1945 unter dem Eindruck seines Besuches im besetzten Deutschland verfaßte. Im Grunde gehörten Vorstellungen von Vergeltung und Bestrafung einer »kindischen« Traumwelt an. Auf Rache sinne einer, der machtlos sei – wie eben grundsätzlich das Kind. Sobald jedoch »dieses Gefühl des Unvermögens« beseitigt sei, pflege sich in der Regel auch der Wunsch nach Rache zu verflüchtigen. Wenn nicht, erscheine das rächende Handeln »nur noch pathetisch und widerlich«, wie ja auch im geschilderten Falle Mentasta Sams. Orwell denkt hier an jüdische Wachsoldaten, die gefangene und gefesselte ehemalige KZ-Schergen treten, oder an jene ItalienerInnen, die Mussolinis Leichnam – der in Mailand wie eine Schweinehälfte öffentlich an den Füßen aufgehängt zur Schau gestellt worden war – unbedingt noch bespucken mußten.

Ich schließe mit einer eindrucksvollen, recht weittragende Bemerkung zum verwickelten Thema, die ich jüngst in Pjotr Kropotkins Memoiren fand (dt. Insel Verlag Ffm 1969, S. 335). Der junge Mann aus Rußland trifft kurz nach der grausamen Niederschlagung der Pariser Kommune (Mai 1871) in der Schweiz ein und schließt sich rasch dem anarchistischen Jurabund an. In Genf erlebt er etliche französische Flüchtlinge, die das Blutbad überlebten. Im Buch versichert er, sie alle hätten, zu seinem Erstaunen, weder Haß noch Rachedurst gezeigt. Aus ihren Augen hätte vielmehr die Bereitschaft gesprochen, das Gespenst der Vergangenheit abzuschütteln, und daneben eine ruhige Zuversicht, den Sieg der Freiheit dann eben beim nächsten Male zu erleben. Das klingt einerseits wie ein Märchen; andererseits entspricht es jedoch den tiefen Einsichten, die man bei solchen Kämpfern erwarten darf. Denn weder haben die führenden Revolutionäre noch die Generäle der Versailler Regierungstruppen jemals um ihre Veranlagung und ihre historische Rolle gebeten. Die sozialen und moralischen Plätze werden wie Lotterielose verteilt. Es ist sicherlich legitim, schlechte Menschen und Einrichtungen, unter denen man

leidet, zu bekämpfen; Haß und Rachedurst sind dabei aber unangebracht. So ähnlich dürften das auch Herzen, Bakunin und Kropotkin gesehen haben.

∞ Verfaßt 2013 / 2015

Um mir zu erklären, was eine **CD** sei, wendet *Brockhaus* immerhin eine gute Spalte auf. Zwei Abbildungen bringt er auch. Man sieht zum Beispiel die spiralförmig angeordneten, »Pits« genannten winzigen Vertiefungen, aus denen der abtastende Laserstrahl die einzelnen »digitalisierten« Bestandteile der Musik saugt, in einem riesenhaft vergrößerten Ausschnitt, damit sogar ich sie erkennen kann. Aber es ist alles vergebliche Liebesmüh: ich begreife es nicht. Ein mittelalterlicher Waltershäuser Torwächter und Stadtpfeifer hätte nicht mehr überfordert sein können als ich. Der Krämer aus Erfurt will ihn also bestechen, hängt ihm seinen CD-Walkman um, bohrt ihm die Stöpsel in die Ohren, tippt eine Taste an, belächelt den aufgehenden Mund des Tropfes und zwinkert nach kurzer Zeit: »Ja, Mensch, da staunste, was? Sowas hast du noch nicht gehört!« Dabei staunt der Mann keineswegs. Vielmehr ist er geradezu schockiert. Er hält diese üppig instrumentierte Musik aus so einem kleinen Kästchen für unmöglich, nimmt freilich an, sehr gefährlich sei sie auch. So raunt er seinem Jungen zu, nach dem Burgvogt zu rennen und auf dem Wege schon einmal den Abdecker zu bitten, auf dem Marktplatz den üblichen Holzstoß für der Hexerei Überführte aufzuschichten.

Ironischerweise haben wir selber gerade eine CD gemacht, »Leon« von *Meier & Nagel*. Als ich die frisch gepreßte Platte erstmals in meinen eher altmodischen CD-Player geschoben hatte, machte ich allerdings rasch ein ziemlich langes Gesicht. In jeder die Tracks voneinander trennenden Pause war ein Knacken wie von einer schlecht aufgesetzten Schallplattennadel zu hören! Durfte das denn wahr sein? Meine Mitstreiter Boldt (Klangtechnik) und Nagel versicherten mir natürlich sofort per Email, es sei nicht wahr. Bei ihnen seien alle Pausen geräusch- und also makellos. Knacke es bei mir freilich trotzdem, werde es vermutlich an meinem veralteten Abspielgerät liegen. Das komme gelegentlich vor. Darauf fand ich meine Ruhe erst wieder, nachdem ich mir meine Platte in dem sofort hergebetenen, mit modernstem CD-Player ausgerüsteten Auto eines Freundes angehört hatte. Nun war das Knacken in der Tat wie weggezaubert. In meinem Häuschen war dann das Knacken wieder da. Jetzt lebe ich mit dem Knacken, weil ich zu faul oder zu geizig bin, mir für etliche hundert Euro einen nagelneuen CD-Player anzuschaffen. Schließlich lebe ich ohnehin nicht mehr so lange. Und die Veraltengeschwindigkeit solcher Audio-Verfahren und der entsprechenden Geräte oder Computer-Programme

nimmt ja alle paar Monate sprunghaft zu. Hätte ich Enkel, hätten sie mich sowieso ausgelacht, weil ich so töricht sei, heutzutage noch »eine CD« zu machen. Ob ich vielleicht hinter dem Mond lebte? Naja, wer böse ist, könnte es wohl so ausdrücken – und wer wollte mir Enkel zeigen, die nicht böse sind?

Wahrscheinlich gehört der Neuigkeitswahn, dem die Menschheit seit mindestens mehreren Jahrtausenden unterliegt, zu den rund 10 kulturellen Grundzügen, die uns demnächst das Genick gebrochen haben werden. Er macht die Menschen haltlos und ruiniert ganze Volkswirtschaften inzwischen binnen weniger Jahre oder gar Monate. Selbst die USA sind derzeit schon hoffnungslos verschuldet. Was kümmern uns Vergangenheit und Zukunft, wenn wir *aktuell* so angenehm prickelnd aus dem Vollen schöpfen können, und bestehe es auch nur aus heißer Luft, so wie die Kredite in Zeiten des sogenannten Klimawandels? *Aktualität* ist natürlich auch in den Medien das Mantra. Selbst in der winzigen, vermutlich nahezu einflußlosen gedruckten Zweiwochenschrift *Ossietzky* hatte ich dieses Mantra auszuhalten, weil der Redakteur meine Beiträge gerne »schob«, eben um anderer Beiträge willen, die vielleicht schlechter geschrieben, dafür jedoch »zeitnäher« waren. Ihre Porträts über Casey Jones oder Ernst Toller sind wieder ausgesprochen hübsch geraten, Herr R., aber ich kann sie im Moment unmöglich bringen, weil wir den Platz gegen den Ukraine-, den Gaza-, den Formosakrieg benötigen, den es unbedingt zu beenden gilt! Lächerlich. Seit Jahrhunderten greifen aufklärerische Blätter in die kapitalistische Tagespolitik ein – und was sie erreicht haben, ist die Modernisierung des Kapitalismus: er wird immer durchtriebener, nämlich immer geschickter im spannenden Geschäft des Volksbetruges.

Im zurückliegenden Herbst habe ich übrigens mit *Ossietzky* gebrochen. Damit ist die letzte Tür des Medienbetriebes zugefallen, in der ich noch einen Fuß hatte. Allgemein ging mir die teils altkommunistische, teils reformistische Linie des ziegelroten Blättchens schon seit Jahren zunehmend gegen den Strich. Nun kam eine schriftliche Kritik von mir hinzu, die ich dem Redakteur per Email schickte. Ich könne es unmöglich billigen, daß er seinen Autoren solche schlimmen, unkritischen »Keulensprüche« wie *gewaltbereite Neonazis* oder *Klimaleugner* durchgehen lasse. Seine fast postwendend erfolgte, kurzangebundene Antwort auf mein Protestschreiben, das auch Links zu meinem Blog enthielt, empfand ich als sehr enttäuschend. Meines Erachtens hatte er noch nicht einmal begriffen, um was es geht. Aber wer weiß, vielleicht mangelte es ihm auch lediglich an der Muße, sich in die Kerne meiner Kritik wie in jene »Pits« einer CD zu versenken. Das Blatt muß raus; das schmale Einkommen muß rein; auf Anarchisten können wir notfalls verzichten.

Im Nebeneffekt entfällt durch diesen Ausstieg leider auch meine letzte, spärliche Möglichkeit, hin und wieder ein paar Lobesworte und damit einen Anflug gesellschaftlicher Anerkennung zu ergattern. Neulich hat mich ein Autorenkollege, sonst Rechtsanwalt, sogar eigens per Email zu meinem kleinen Artikel über Aline Söther beglückwünscht. Das entschädigt, in meiner Situation, für manche kilometerlange Durststrecke. Damit ist es nun also vorbei. Verschiedene »alternative« Online-Magazine können mich offensichtlich ohnehin nicht leiden; da klopfe ich gar nicht mehr an. Sie denken auch gar nicht daran, unsere *Leon*-Platte vorzustellen. Glauben Sie aber nicht, ab und zu käme mir doch sicherlich wenigstens zu meinen Blog-Beiträgen irgendetwas Ermutigendes ins Haus. Nichts kommt, seit Jahren nicht. Es ist, als schriebe man buchstäblich in die Luft. Ja, das ist der Segen der Virtualität.

∞ Verfaßt 2024

Den anscheinend bekannten Satz **Esse est percipi** (lat. *Sein ist Wahrgenommenwerden*) schreibt *Brockhaus* mit etwas mißbilligendem Tonfall dem »radikalen Sensualisten« George Berkeley zu. Der fromme irische Gelehrte setzte ihn 1710 in Umlauf. Aber das interessiert mich nicht die Bohne. Entscheidend ist: der Satz ist grundlegend und goldrichtig, solange man ihn auf den Menschen als soziales Wesen beschränkt. Nur weist er leider auch auf eine der größten Klemmen des Menschen hin. Auf der einen Seite stelle ich ohne Aufmerksamkeit durch Mitmenschen nicht mehr als einen Schatten meiner selbst, ja noch nicht einmal so viel wie ein Pflasterstein dar. Den kann man achtlos treten. Unsereins quietscht immerhin ab und zu auf, weil ihm die Resonanzlosigkeit bereits die Luft abschnürt. Auf der anderen Seite jedoch bringt einem die Aufmerksamkeit durch Mitmenschen so gut wie garantiert Fluten an Ärger ein. Der liebe Mitmensch mißversteht, verfälscht, vertröstet, belügt und betrügt, hintergeht, verrät und quält mich bei der ersten sich bietenden Gelegenheit. Tut er es aber nicht beziehungsweise noch nicht, foltert mich bereits das Wissen, er könnte es tun. Denn der von mir beschriebene Mißbrauch ist ja die Regel, wie ich nach beinahe 74 Jahren leider feststellen muß. Man wird also, je nach dem eigenen Naturell, wählen müssen: Folter durch Geselligkeit oder Folter durch Einsamkeit. Das Gewählte wird dann als »kleineres Übel« verniedlicht. Ich bemerke jedoch vorsichtshalber, meine schlechten sozialen Erfahrungen schließen keineswegs die Überzeugung ein, der einzige gute Mensch auf der Welt sei ich. Auch ich habe meine Fehler und Schwächen. Nur zwei Charakterzüge wird mir niemand jemals vorwerfen können: Hinterhältigkeit und Unzuverlässigkeit. Danach können Sie gern meine

ehemaligen Mitkommunarden oder die äußerst wenigen Freunde fragen, die mir noch geblieben sind.

∞ Verfaßt 2024

Siehe auch → Briefe, Wenn die Post (Aichinger) → Blog R.: Erzählungen *Schotter für Conradi + Molinga + Absturz eines Orthopäden + Frettchen platt + Ritas Rache*

Kreuder, Irene (1906–93). Ich traf sie 1977. Wie ich mir die Einladung in ihre Wohnung in der Darmstädter *Kaisermühle* erschlichen hatte, ist mir ein Rätsel. Schließlich hatte ich weder einen Doktorvater noch eine eigene Webseite vorzuweisen. Ich war ein nahezu unbekannter Westberliner Liedermacher, mehr nicht. Aber Frechheit siegt. Ich war unlängst rein zufällig über die Erzählung *Die Gesellschaft vom Dachboden* gestolpert und fand sie bärenstark. Das gefiel ihr natürlich. Das schmale Buch, erschienen 1946, stammte von ihrem Mann Ernst Kreuder, Schriftsteller. Den konnte ich schlecht aufsuchen, weil er bereits seit rund fünf Jahren unter der Erde lag. Er war ausgerechnet am »Heiligen Abend« 1972 gestorben, 69 Jahre alt.

Jetzt hatte Irene Kreuder, geb. Matthias, gerade die 70 überschritten. Ihr Haar war schon weiß. Ein Foto von ca. 1930 zeigt sie an der Seite Ernst Kreuders als schlanke, etwas abgründig in die Kamera blickende Dame mit Pelzkragen und flottem Kapotthütchen. Sie war keineswegs dick geworden, aber die Flottheit war dahin. Allerdings fiel mir ihre kräftige, leicht nach unten gebogene Nase auf. Das sprach für Mut und Angriffsfreude.

Noch 13 Jahre später bescheinigt sie ihrem streckenweise berühmten Gatten eine gewisse Weltfremdheit, wie ich einem überragenden, längeren Text* Ulrike Edschmids entnehme. Er sei »ganz unsportlich«, nebenbei auch kein besonders feuriger Liebhaber gewesen. Von Staat und Marktwirtschaft hielt er wenig, umso mehr vom Träumen. Viele Fachleute schlagen ihn der »Magie« oder dem »Spirituellen«, also dem Bezirk des Nebelhaften zu, wenn sie das auch niemals so klar sagen würden. Seine Vorliebe für die Predigtform wurde durch seine beachtliche Begabung für Clownerie gemildert. Noch in seinem letzten, posthum veröffentlichten Roman (eigentlich *Diesseits des Todes*, vom Verleger jedoch *Der Mann im Bahnwärterhaus* betitelt) ziehen die Irren mit dem Transparent »Mehr Muße! Mehr Mundharmonika spielen!« durch den Wald. Kreuder sei an jenem »Heiligen Abend« von der Bettkante rückwärts auf seine Bettüberdecke gesunken – tot. Der Südhesse aus Offenbach und Darmstadt war seit Jahrzehnten

Kettenraucher und eifriger Biertrinker gewesen und hatte längst Kreislaufprobleme. Er habe gewußt, er mache es nicht mehr lang.

Es läßt sich kaum behaupten, Kreuders Landsmännin Irene, studierte Juristin und Fürsorgerin, nach dem Zweiten Weltkrieg jedoch vorwiegend und zunehmend Kreuders Hausfrau und Sekretärin, sei dagegen kerngesund und putzmunter gewesen. Aber sie begriff die Unterstützung des etwas »weltfremden« Gatten als Lebensaufgabe, wenn ihr auch zuweilen schmerzlich klar war, stark im Schatten zu stehen. Für sie selber scheint sich nennenswert erst Edschmid interessiert zu haben. Da war sie freilich schon über 80. Von Jugend an zwar rebellisch gestimmt, sei sie doch seelisch recht ungefestigt gewesen. So hatte sie auch wiederholt, teils brutale Aufenthalte in psychiatrischen Einrichtungen über sich ergehen zu lassen. Sie litt auch oft unter Schlaflosigkeit. Ernst empfand das zugleich als Bürde und Pflicht. Er hielt Treue hoch. Er sei gewiß eher unzugänglich und mürrisch, aber ausgesprochen zuverlässig gewesen. Beide hatten allerdings Liebschaften. Irene bekennt, die Sexualität mit Männern sei ihr stets wichtig gewesen. Obwohl man sie öfter für knaben- oder jungenhaft gehalten habe. Ihren Gatten habe sie einst, in den Kreisen der jungen Darmstädter *Animalisten* um Max Herchenröder und Carl Mumm, »verführt«.

Andere Leidenschaften, wie etwa die Schreibwut ihres Gefährten, hatte sie offenbar nicht. Aber sie las sehr viel, besonders Poesie, und schätzte Musik, voran Gesang. Gleichwohl traue sie sich, mangels Distanz, kein Urteil über den Rang ihres Gatten zu. Als sie sich (um 1930) in Ernst verliebte, habe sie vor allem dessen Schüchternheit und trostlose Lage als Außenseiter »ergriffen«, erzählt sie der Biografin. Ähnlich ergeht es mir heute mit ihr, nachdem ich Edschmids eindringliches, ja beinahe erschütterndes Porträt wiedergelesen habe. Sie war oft in Not. Zuletzt versichert sie Edschmid, sie habe schon beinahe Sehnsucht nach dem Tod (wie auch damals Ernst), weil sie glaube, die Menschen würden wiedergeboren. Aber sie sagt nicht, als was sie denn nun wiedergeboren werden möchte. Da liegt der Seufzer nahe: alles, nur nicht als Prominentengattin! Irene Kreuder starb 1993 mit 86 Jahren.

Mein Eindruck auf sie kann nicht völlig ungünstig gewesen sein. Zunächst durfte ich sie in ihrem mit Leder bezogenen Lieblingssessel fotografieren. Ich hatte mir die Kamera eigens ausgeliehen. Dann schenkte sie mir zum Abschied die Erstausgabe von *Herein ohne anzuklopfen* (1954), sogar mit Autogramm. Allerdings ging mir das Buch Jahre später bei einem Umzug verloren. Als ich das bemerkte, beschimpfte ich mich – und besorgte mir die gleiche Ausgabe antiquarisch. Nach einigem Zögern verzichtete ich jedoch darauf, nun auch noch Frau Irenes handschriftliche Widmung zu fälschen.

∞ Verfaßt um 2020

* in: Ulrike Edschmid, *Diesseits des Schreibtischs. Lebensgeschichten von Frauen schreibender Männer*, Ffm 1990

Siehe auch Wer mehr zu dem Ehemann lesen will, kann in meinem Blog nachsehen, ob es dort noch meinen um 2010 verfaßten Aufsatz *Etwas Kreudertee* gibt.

Krieg

Donbaß Nach dem Corona-Massen-Spektakel – vielleicht auch nur als Pausenfüller – servieren uns die Medien nun schon seit Monaten die Phobie *Jeder Schuß ein Ruß*. In dieser Hinsicht lassen es sich sogar Autoren von randständigen, kritischen Blättern oder Portalen nicht nehmen, uns ihre Abscheu vor Angriffskriegen, Völkerrechtsbrüchen, imperialistischen slawischen Begierden zu versichern. Dahinter könnte durchaus die typische Angst des Außenseiters stecken, es sich nun auch noch mit der großen Mehrheit der angeblich auf Frieden erpichten UnterstützerInnen der bedauernswerten Ukraine (= Kiew) zu verderben.

Hier reiht sich der französische Beobachter der Weltpolitik Thierry Meyssan, den ich schon weiter oben heranzog, erfreulicherweise nicht ein. Die verbreitete Überzeugung, Rußland habe (am 24. Februar 2022) den Krieg gegen die Ukraine *entfesselt* – und das auch noch mit dem verwerflichen Ziel, Kiew und die ganze Ukraine zu schlucken – bezweifelt er.* Selbstverständlich übergehen die meisten neuen Friedens-QuerfrontlerInnen den langjährigen Krieg Kiews gegen den abtrünnigen Donbaß sowieso, als stünden sie vor einem handbreiten Rinnsal. Laut Meyssan hat er, je nach Quelle, in acht Jahren 13.000 bis 22.000 zivile Todesopfer gefordert, die Verletzten, Verängstigten und zahlreichen Geflohenen nicht gerechnet. Ähnlich tun sie die unverfrorene Einschnürung Rußlands durch die sogenannte Nato-»Osterweiterung« mit einem Achselzucken ab. Doch selbst der Auslöser des jüngsten Krieges wird gefälscht, glaubt Meyssan belegen zu können. »In Wirklichkeit griffen Kiewer Truppen am Nachmittag des 17. Februar ihre eigene Bevölkerung im Donbass an. Dann schwenkte die Ukraine mit der Rede von Präsident Zelensky vor den politischen und militärischen Führern der NATO in München das rote Tuch vor dem russischen Stier, als er ankündigte, dass sein Land Atomwaffen erwerben werde, um sich vor Russland zu schützen. / Sie glauben mir nicht? Hier sind die

OSZE-Berichte von der Donbass-Grenze. Seit Monaten hatte es dort keine Kämpfe mehr gegeben, aber die neutralen Beobachter der Organisation zählten ab dem Nachmittag des 17. März [wohl: Februar] 1.400 Explosionen pro Tag.«

Nun mag es einem angenehm parteilichen Taschenspielertrick gleichen, den Schwarzen Peter des »eigentlichen Angriffs« Kiew in die Schuhe zu schieben. In jedem Fall dürfte gleichwohl für jeden nüchternen Beobachter »offensichtlich« sein, daß Rußlands militärisches Eingreifen von der lieben Westlichen Tauschwertgemeinschaft seit längerem zielstrebig provoziert worden ist. Es bietet einfach zuviele Vorteile. Und die YankeearschkriecherInnen im Berliner Regierungsviertel machen selbstverständlich mit. Zum Beispiel reibt sich die Rüstungsfirma *Rheinmetall* die Hände. Aber auf der anderen Seite ist die Angelegenheit leider auch wieder nicht »offensichtlich«. Nachrichtenflut, bewußte Desinformation und Gehirnwäsche haben inzwischen in jedem neuen Streitfall Ausmaß und Perfektion eines *Teilchenbeschleunigers* von 30 Kilometer Tunnelumfang erreicht – den unsereins nur mit einem Opernglas bewaffnet aus den Angeln heben soll.

Nebenbei bemerkt, kehren unsere Massenmedien soundsoviele »Kriegchen«, die gegenwärtig in anderen Weltteilen toben, eiskalt unter den russenphobisch gewebten Teppich. Ich sage nur Myanmar, Syrien, Jemen, Äthiopien, Lateinamerika. Was interessieren uns Zivilisierten schon tote oder verkrüppelte Kinder, die nicht mitteleuropäisch oder wenigstens slawisch aussehen? Und bei der Weberei sind selbstverständlich auch die seit Jahrzehnten beliebten Täuschungsmanöver wieder hilfreich, etwa die Erfindung von schrecklichen, vom »Feind« verübten Massenmorden unter der Bevölkerung, wie einst in Syrien. Ein tolles Manöver legte übrigens Israel 1956 hin, als die angelsächsische Achse bemüht war, sich die ägyptische Suezkanalzone unter den Nagel zu reißen und den aufmüpfigen Präsidenten Nasser zu stürzen. Die Achse bat Israel unter vier Augen darum, einen »Angriff« auf die Kanalzone vorzutragen. Die USA, GB und Frankreich hatten sich nämlich vertraglich verpflichtet, die international benutzte Wasserstraße gegen jeden Angreifer zu schützen! Nun schlugen sie also die israelischen Spießgesellen »zurück« – und bombardierten wenig später Kairo.**

Verhilft es uns womöglich zum Durchblick, Erhard Cromes jüngsten geopolitischen Abriß aus der *Jungen Welt* zu studieren? Er ist sogar gut geschrieben.*** Für Crome möchte Rußland, um 1990 gerupft und gedemütigt, reichlich verspätet und rachedurstig bei der imperialistischen Neuordnung mitmischen. Es spiele der angelsächsischen Achse nun die eigene Musik vor. Ob China hier herausfällt, etwa als »sozialistisch«, sagt er nicht. Allen imperialistischen Mitmischern bescheinigt er unkritisch »Demokratie«. Ob das eingezingelte Rußland, angesichts der mißhandelten Landsleute in der Ukraine, eine

Alternative zum militärischen Vorgehen gehabt hätte, sagt Crome, wie schon Meyssan, ebenfalls nicht. Aber im Grunde, so dämmert mir jetzt, haben all diese geopolitischen Beobachter-Texte etwas Kraftloses und Kleinmütiges. Sie akzeptieren den Status quo (der kapitalistisch-imperialistisch geprägten Welt) und das Gewohnheitsrecht, unablässig Kriege vom Zaun zu brechen, zum Beispiel 1999 in Serbien. Dafür vermeiden sie die Frage, was der Menschheit eigentlich gut täte, wie die Pest. Eine »kluge Entspannungspolitik« empfehlen sie im letzten Satz. Lächerlich.

Durch kluge Entspannungspolitik – Willy Brandt läßt grüßen – soll also »das Morden« beendet werden. Ich gestatte mir deshalb nochmals einen Seufzer zur Gewaltfrage. Für die absolute *Mehrheit* kommt »Gewalt« hauptsächlich, ja nahezu ausschließlich aus Fäusten, Polizeiknüppeln, Gewehrläufen und Kanonenrohren. Das Gegenteil ist der Fall. Eine ganz wesentliche Gewalt ist unsichtbar und damit unmeßbar. Sie wird von den Tag für Tag wirkenden Systemstrukturen – vom Eigentumsrecht bis zum Bürokratenbescheid – und dem Psychoterror fast sämtlicher großen und kleinen Leute ausgeübt. Nicht selten führt diese wenig handfeste Gewalt sogar zu Krankheit und Tod – aber darauf kommt es noch nicht einmal an. Daß sie das Leben auf diesem Planeten Tag für Tag zur Hölle macht, das ist das Entscheidende. Die Kriege sind »nur« die ständigen Auswüchse dieser höllischen Verfassung. Deshalb werden sie auch meistens »mehrheitlich« begrüßt. Der Planet ist völlig falsch gepolt. An dieser Verkehrtheit müßte man ansetzen. Fragen Sie aber nicht mich, wie das gelingen sollte. Eins jedoch kann ich Ihnen versichern. Wenn sich viele ägyptische BürgerInnen 1956 in Kairo, Port Said oder anderen Städten in ihren zerbombten Häusern verschanzten und mit irgendeiner Waffe in der Hand erbitterten Widerstand gegen die Eindringlinge leisteten – als damaliger Mitbürger wäre ich sofort dabei gewesen. Aber damals war ich erst Sechs. Und jetzt bin ich schon scheintot.

∞ Verfaßt Juni 2022

* Thierry Meyssan, »Die neue Weltordnung«, <https://www.voltairenet.org/article216289.html>, 29. März 2022

** Peter Bols, *Mit Scheckbuch und Pistole*, Ostberlin 1967, bes. S. 138

*** Erhard Crome am 22. April 2022: <https://www.jungewelt.de/artikel/425081.imperialismus-verzernte-spiegelung.html>

Paine im Krieg Der altersschwache Postbus mit einem Schlag überwiegend aufgekratzter SchülerInnen an Bord kämpft sich durch die verschneiten vermonter Berge. Sylvia bleibt

schweigsam. In der bekannten Kurve sieht man wieder den jungen, hübschen Mann aus dem höher gelegenen Holzfällercamp winken. Sylvia wird auf der Ahornsirup-Party mit Thomas Steingräber tanzen. In einer anderen Kurve ist der Ahornzuckersammler Oliver Paine immerhin mit einem Briefkasten vertreten. Er haust allein in einer versteckten Waldhütte. Gegen Romanende wird er den jungen Holzfäller aus Österreich unter Sylvias Augen zornig aus der Hütte weisen. Die beiden waren zu einem Krankenbesuch bei Paine erschienen. Wäre der schnurrbärtige, graumelierte Eigenbrötler nicht gerade durch Beinbruch behindert gewesen, hätte er Steingräber notfalls sicherlich auch gewaltsam hinausgeworfen. Steingräber weicht, Sylvia bleibt. Sie ist erst 17.

Für mich hat Carl Zuckmayer mit seinem später so genannten *Vermonter Roman*, geschrieben 1942/43, eine sowohl spannende wie anregende Geschichte erzählt, obwohl IndianerInnen darin nur völlig am Rande vorkommen. Sie spielt kurz vorm Zweiten Weltkrieg in Vermont, USA. Von den drei in der Exposition gestreiften Hauptpersonen bleibt Waldeinsiedler Oliver Paine auch sonst am verborgensten. Zuckmayer hält ihn streng bedeckt. Selbst Sylvia, die ja doch zunehmend an ihn denkt, erkundigt sich nie nach Paines Vorleben. Das kann man merkwürdig, vielleicht auch bezeichnend finden. Wahrscheinlich ist Sylvias Neugier auf andere Menschen eher gering. Sie hält bei ihrem Großvater, wo sie lebt, ein paar Enten und läuft gern auf versteckten Waldteichen Schlittschuh. Pläne oder Träume beruflicher Art scheint sie nicht zu haben. An Paine gefällt ihr die unverkrampfte Sicherheit, mit der er Sirup kocht, Mokassins aus Leder näht oder einfach nur an seinen Entschlüssen festhält. Wie es aussieht, arbeitet er auch an Aufzeichnungen. Vielleicht hat er von Thoreau gehört und bringt, wie dieser in *Walden*, Tiefsinniges zu Papier. Paines Alter bleibt übrigens gleichfalls in der Schwebe – zwischen 50 und 60 vielleicht. Wir können nur raten. Schließlich zeigen ein paar graue Haare Alter nicht so verlässlich an wie Sumpfstorchschnabel Nässe. Der blüht nebenbei leuchtend pink und ist schon deshalb, im Gegensatz zu Paine, kaum zu verfehlen.

Vordergründig betrachtet, folgt der Roman dem beliebten Muster *Eine Frau zwischen zwei Männern*, doch es geht auch um Politik und Philosophie. In jedem Fall bleibt Zuckmayers Sprache unbeirrt an den Dingen, was natürlich der Anschaulichkeit und einem durchgängigen Romanklima zugutekommt. Zudem setzt er gemächliche Anbahnungen und dramatische Zuspitzungen geschickt im Wechsel ein. Am Schluß läßt er seine Geschichte – die in Gelächter endet – gnadenlos offen. Wir erfahren weder deutlich, was Paine und Sylvia eigentlich so komisch finden, noch was sie vielleicht sonst noch so treiben. Einige Quellen bezeichnen den Roman als »Fragment«. Er wurde erst knapp 20 Jahre nach Zuckmayers Tod aus dem Nachlaß veröffentlicht. Im kurzen Nachwort zu

meiner Ausgabe (*Fischer-TB* 1998) erspart man sich auch dazu eine klare Auskunft. Wie auch immer, für mein Empfinden bricht das Werk genau an der richtigen Stelle ab. Denn wie wollte man die Liebschaft zwischen einer Nixe oder Elfe, beide eigentlich nicht für knisternde Beziehungen mit Sterblichen gemacht, und einem vermutlich zum Rechthabertum neigenden Hagestolz glaubwürdig ausmalen? An der blutjungen Landfrau beeindruckt zunächst die mit Kälte gepaarte Anmut. Schlank und hübsch soll sie sein; Genaueres wird uns nicht verraten. Sie selber bescheinigt sich einmal Hartherzigkeit. Vielleicht ist sie zu sehr in sich selbst gefangen, um sich verströmen zu können. Wünscht sie Verehrer, dann eher, um sie auf die Folter spannen zu können. Somit wäre sie also durchaus machtbewußt – keine Nonne. Aber zu einer Cathy Ames, an die ich streckenweise dachte, hat sie nicht das Zeug. Diese weibliche Hauptfigur aus Steinbecks *Jenseits von Eden* ist eine eiskalte, falsche Schlange, eigennützig und bössartig bis ins Mark. Von seiner spröden Sylvia dagegen behauptet der Erzähler sogar, in ihr steige jäh eine »heiße, grundlose Lust am Leben« auf, während sie durch den sprossenden Wald zu Paines Krankenlager schlendert oder hopst. Wie ich jedoch schon sagte, ein solches Erwachen hat wenig Überzeugungskraft.

Der aus besserem, gelehrtem Hause stammende Thomas Steingraber befindet sich auf der bekannten Flucht vor sich selbst. Er darf Sylvia am Rande der Ahornsirup-Party sein Herz ausschütten. Eine Kinderstube, in der die Winde dauernd wechselten, hat ihn zum unsicheren Zyniker gemacht. In Paine wittert er nicht nur den Konkurrenten um Sylvias Gunst, sondern auch den Geistesverwandten. Deshalb schlägt seine Sympathie für einen verschrobenen Einsiedler in Haß um. Thomas haßt ja auch sich selber. Auf die Meinungsverschiedenheit beider in strategischen Fragen des Krieges zwischen den Klassen oder »zwischen Gut und Böse«, wie Paine findet, darf man nicht viel geben. Thomas wirft dem Einsiedler vor, sich den Kämpfen seiner Zeit zu entziehen und so das Böse gewähren zu lassen. Aber was tut er selber anderes, obwohl er noch beträchtlich jünger als Paine ist? Er weicht seinem Vater aus, entzieht sich einer Verhaftung als angeblicher Polizistenmörder und verkriecht sich in einem Holzfällercamp, dessen Banalität ihn zu ersticken droht. Ich vermute die Geistesverwandtschaft der beiden in der Ahnung oder dem Wissen, daß uns jede nennenswerte Teilnahme am gesellschaftlichen Leben in Machtkämpfe verwickelt, womit wir wiederum zu deren Unaufhörlichkeit beitragen.

Paine versteigt sich seinen Besuchern gegenüber zu der Äußerung, man habe die Bösen – die man an den Augen erkenne – zu töten, ja mit den eigenen Händen zu erwürgen. Natürlich laufen die Bösen nicht im Gänsemarsch an Paines abgelegener Hütte vorbei, wie Thomas auch prompt mit Hohn bemerkt. Sie robben zum Beispiel durch

vietnamesische Reisfelder oder ukrainische Weizenschläge oder eilen händereibend durch die Flure endloser Laborgebäude unserer Pharmaindustrie. Paine hat sich, für mein Empfinden, dem Teufelskreis der Gewalt – auch des gewaltsamen Widerstands – wohlweislich entzogen. Als Preis hat er zunächst seine Einsamkeit zu zahlen. Doch wie füllt er sie aus? Mit Krieg. Thomas gab ihm bei seiner politischen Moralpredigt zu bedenken, nach Ansicht vieler BeobachterInnen stehe die Welt (1938) kurz vor einem Krieg, während er, Paine, den Einsiedler spiele. Aber der erwidert nach einer Weile, es sei immer Krieg. Thomas versteht nicht ganz. Paine erklärt, es gebe nur den einen Krieg. Dabei macht er mit dem Daumen eine kurze, harte Geste gegen die eigene Brust.

Auch diese Feststellung wird vom Autor nicht weiter erläutert. Ich nehme freilich an, Paine hat sich zugleich aus Schwäche (Angst) und Stärke (Stolz) von seinen Mitmenschen zurückgezogen. Beziehungen verunsichern ja fast immer. Dabei hat doch einer wie Paine schon mit sich selber Schwierigkeiten genug. Verunsichern sie aber nicht, sind sie zumindest lästig. Sie lenken einen von den wesentlichen Aufgaben ab. Das ist das Hochmütige an der selbstgewählten Einsamkeit. Im Grunde dienen die Paines dem Eigennutz kaum weniger als Cathy Ames, die mit verschiedenen Menschen, die ihr verfallen sind, ihr grausames Spielchen treibt. Die Paines hüten sich, sich zu verströmen, um dieses Wort aufzugreifen. Bei ihrem ersten Besuch bei Paine hatte Sylvia vorgeschlagen, er möge sich zwecks mehr Geselligkeit einen Hund anschaffen. Paine bedachte es, schüttelte dann jedoch seinen Kopf und erwiderte kurzangebunden wie immer: »Ich könnte ihn zu gern haben.« Von daher hat natürlich auch Sylvia, nach Verebben des auf Thomas' Abgang folgenden Gelächters, ziemlich schlechte Karten.

Damit will ich nicht geleugnet haben, daß Beziehungen auch Ratschlag oder Trost spenden können. Beides muß der geschworene Eigenbrötler entbehren. Berät und tröstet sich so einer notgedrungen selber, läuft er in seiner Befangenheit leider immer Gefahr, sich in Irrtümern oder Wahngelbilden zu verfangen und entsprechend in Selbstmitleid zu baden. Nehmen Sie sich Oliver Paine lieber nicht zum Vorbild.

∞ Verfaßt 2016

Brockhaus stellt sogar die Stadt **Donezk** aus dem Osten der (damaligen) Ukrainischen SSR vor. Bekanntlich ist die Großstadt nach wie vor ein Zentrum der Steinkohlengräberei und der Stahlkocherei und entsprechend begehrt. Sie hatte 1986 rund eine Million EinwohnerInnen. Zur Stunde mögen es kriegsbedingt ein paar Zehntausende weniger sein. Von 1924–61 habe die Stadt *Stalino* geheißen. In dieser Taufe gaben sich gleichsam die

Stahlproduktion und der damalige Staatschef die Hand. Nun, wir wollen nicht spotten, schließlich sind Umbenennungen weltweit sehr beliebt, weshalb es auch weltweit so häufige Regimewechsel gibt. Wenn Sie sich einmal überlegen, was solche Umbenennungen allein in verwaltungstechnischer Hinsicht kosten, bekommen Sie allerdings graue Haare. Es sei denn, Sie denken betriebswirtschaftlich und leiten zum Beispiel eine Orts- und Straßenschilder-Druckerei. Sind wir aber schon bei Kosten, könnten wir auch noch an die mindestens rund 2.240 Milliarden Dollar erinnern, die jährlich weltweit durch Auf- und Nachrüstung verpulvert werden. Schließlich tobt seit etlichen Jahren auch im Donbaß ein wunderbar einträglicher Krieg. Inzwischen darf man wohl behaupten, alle beteiligten NutznießerInnen hätten nicht das geringste Interesse daran, diese Schlächtereie etwa zu verkürzen oder gar zu beenden. Das dürfte neuerdings auch für Nahost gelten. Aber was sage ich da »neuerdings«? Unzählige Kriegsherde werden seit Jahren und Jahrzehnten schön am Kochen gehalten, damit die Profitraten der Waffenschmieden nicht in den Frostbereich absinken. Ideologische und massenpsychologische Vorteile kommen hinzu. Schließlich soll auch die PR-Branche ihren Gewinn – und Frau Baerbock soll nichts zu meckern haben. Muß Annalena aber trotzdem ihren grünen Hut nehmen, weil die sogenannten Landwirte mit ihren einfamilienhausgroßen Schleppern (nach ihren eigenen Äckern) das Berliner Regierungsviertel plattgemacht haben, wird die neue Kanzlerin Sahra Wagenknecht umgehend die Bestimmungen des bekannten Verbots verschärfen, Waffen in sogenannte Spannungsgebiete zu liefern. Schon der Neuverordnungsweg trägt zur besseren Ernährung einiger Partei-HiWis und vieler Bürokraten bei. Vor allem jedoch wird die Verschärfung einen echt reformerischen Anreiz für die Chefetagen der Rüstungsproduzenten schaffen, sich ganz neue Um- und Schleichwege auszudenken. Das kommt dann wieder der notleidenden Branche der Rechtsanwälte und SteuerberaterInnen zugute.

∞ Verfaßt 2024

Wer die Räuber und Schänder abhalten will, baut gerne **Festungen**. Zwar erwähnt *Brockhaus* die ab ungefähr 1600 oft gezackten, sternförmigen Grundrisse der stark verrammelten Städte oder Bastionen, erklärt sie jedoch nicht. Vielleicht vertraut er darauf, jeder hätte weidende Pferde in nächster Nachbarschaft. Meine vier- und hochbeinigen Nachbarn legen ihre Wechsel (= Trampelpfade) auf der Koppel stets im Zickzack an. Dadurch erweitern sie, zumal in einer Kolonne, ihr Blickfeld beim Trotten, erhöhen also ihre Sicherheit. Jetzt können sie auch geduckte Tiger erspähen, die hinter ihnen im sonst »toten Winkel« kauern. Das gilt auch für jene Festungen. Hinzu kommen günstigere

Schußbahnen und Vorteile für den Nahkampf. Bei den gezackten Angriffsobjekten können die Feinde schwerer die Sturmleitern anlegen. Und so weiter – nur nicht bei mir. Im Grunde ist es genauso hirnrissig, seine Zeit damit zu verschwenden, in die Geheimnisse des Festungsbaus wie in die Geheimnisse der Fertigung von Halbleitern oder Kartoffelchips einzudringen.

Nach Lewis Mumford haben wir unsere mechanischen Erfindungen bis ins Mittelalter hinein »mehr dem Krieg als dem Frieden« zu verdanken.* Er geht sogar noch weiter. Ich zitiere einen ganzen Absatz von der Seite: >Der Streitwagen der Bronzezeit ging dem allgemeinen Gebrauch von Transportlastwagen voraus, brennendes Öl wurde zur Abwehr des Feindes von der belagerten Stadt verwendet, ehe man es als Antriebskraft für Motoren oder als Heizstoff benutzte. Die assyrische Armee verwendete aufgeblasene Rettungsgürtel, um Flüsse zu überqueren, Tausende Jahre bevor Schwimmwesten für Zivilisten erfunden wurden. Auch die Arten der Metallverwendung entwickelten sich rascher in der Armee als im zivilen Leben. Die Sense wurde an Streitwagen befestigt, um Menschen niederzumähen, ehe sie an der Mähmaschine befestigt wurde, die dem Ackerbau diente; Archimedes' Wissen über Optik und Mechanik wurde dazu verwendet, die römische Flotte, die Syrakus angriff, zu zerstören, ehe es für konstruktive industrielle Zwecke angewandt wurde. Kriegführung war, vom griechischen Feuer bis zur Atombombe, von der *ballista* bis zur Rakete, die Hauptquelle jener technischen Erfindungen, die auf metallurgischem oder chemischem Wissen beruhten.<

Das ist ja wohl ein äußerst betrübliches Armutszeugnis, das uns der US-Gelehrte da ausgestellt hat. Und dies alles nur, weil Gott es einst versäumte, uns mit Krallen oder Säbelzähnen oder Giftdrüsen auszurüsten. So blieb uns vielleicht nichts anderes übrig, als unsere Gehirnzellen aufs Militärische zu trimmen. Anfänglich nannten wir uns noch WächterInnen, später SicherheitspolitikerInnen.

Erfahrungsgemäß sind auch die ausgereiftesten Erfindungen auf dem Gebiet der Sicherheit nie davor sicher, nicht früher oder später ausgehebelt zu werden. Ich frage mich vergeblich, woran das wohl liegen mag. An unserer unvollkommenen Natur? An der Unmöglichkeit, der Zeit vorzugreifen, den Schleier der Zukunft zu lüften? Oder gibt es eine Art Gesetz über die Unvermeidbarkeit von Schwachstellen, das unfehlbar immer gilt, zu allen Zeiten? Dann hätte es auch zu Gottes schöpferischen Zeiten gegolten – und es wäre kein Wunder, wenn ihm der Mensch nur unvollkommen gelang. Aber wer weiß, ob es nicht schon damals Lobbyisten der Freien Marktwirtschaft gab, die ihm einflüsterten: »Bloß keine Vollkommenheit, Alter! Das wäre doch der Ruin der ungehemmten Produktion stets

neuer Waren und ganz ungeahnter Arbeitsplätze, der uferlosen Vergeudung und der entsprechenden rosigen Gewinnaussichten aller unternehmungslustigen Leute ...«

Oft sind die »Sicherheitslücken« allerdings keineswegs technischer, vielmehr sozialpsychologischer Natur. Man spricht wahlweise von menschlichem Versagen oder Verrat. Unter Hitler und Stalin haben ja sogar Jugendliche kaltblütig ihre linienuntreuen Eltern, LehrerInnen oder Freunde verraten. Das Phänomen ist aber kein modernes. Löffler erwähnt in seiner Waltershäuser Stadtgeschichte auch für die lange Zeit von 1300 bis 1700 immer mal wieder Verrätereien, die beispielsweise zum Einfall von verrohten Landsknechten oder der Folter einer angeblichen Hexe führten.

Für eingefleischte anarchistische Kommunarden steht eine Sicherheit, die auf technischem Wege erzielt wird, ohnehin immer auf tönernen Füßen. Man muß diesen Weg meiden. Vergittere ich mein Fenster, zieht es Diebe oder Unholde wie Fliegen an; lege ich dagegen meine goldene Konfirmationsuhr auf die Fensterbank, bringt es mir gleich die Rührung der Diebe oder Unholde ein: weil ich sie offensichtlich für anständige Leute halte. Mit anderen Worten, freie Kommunen oder Republiken werden auf Vertrauen gebaut. Nur ist das in einer Welt, die inzwischen ein einziges Bollwerk des Argwohns und sogenannter Sicherheitskräfte darstellt, tausendmal leichter gesagt als getan. Im Ergebnis wäre es vielleicht zu selbstmörderisch.

∞ Verfaßt 2014

* Lewis Mumford, *Mythos der Maschine*, zweibändig um 1970, hier Fischer-TB 1977, S. 261

Brockhaus meint, der norddeutsche Schriftsteller **Manfred Hausmann** (1898–1986) habe nach journalistischen Arbeiten und Erzählungen von romantisch-schweremütigem Gepräge mit seinem Roman *Abschied von der Jugend* (1937) eine Wandlung »zu einem entschiedenen Christentum« eingeleitet. Das klingt wie ein *Prädikat: Besonders wertvoll*. Mein Eindruck ist dagegen eher, dieser Mann sei nicht besonders wacker, vielmehr scheinheilig gewesen. Diese Wertung möchte ich aber nur als Versuchsballon in einer Debatte verstehen, vor der die heutige Windstille um Hausmann zu weichen hätte.

Soweit ich sehe, hatte Hausmann nach seiner Mitwirkung am Ersten Weltkrieg und einer Promotion zum »Dr. phil.« mit jugendbewegten Kollegen wie Ludwig Tügel und Gustav Schenk zur schreibenden Fraktion des vorwiegend braun getünchten »Malerdorfes« Worpswede bei Bremen gezählt. Ab 1945, nach dem nächsten Weltkrieg, gaben sich diese Leute wortgewandt als gebeutelte »Innere Emigranten« aus und setzten ihre Laufbahn, da dieser Legende so gut wie niemand auf den Zahn fühlte, erfolgreich fort. In

welches stille Kämmerlein hatte sich also der »Innere Emigrant« Tügel im September 1940 zurückgezogen? Er stand in einem gut gefüllten Weimarer Saal an einem Rednerpult, um den Teilnehmern des »Großdeutschen Dichtertreffens« *Die Gestaltung der Lebensordnung unseres Volkes als Aufgabe der Gegenwartsdichtung* nahezubringen. Anschließend ging's zum Empfang durch den »Gauleiter« und »Reichsstatthalter« Fritz Sauckel ins Weimarer Schloß. Wie sich kurz darauf einem ausführlichen, bebilderten Tagungsbericht* in Goebbels Wochenblatt *Das Reich* entnehmen ließ, war Dichter Tügel in seiner Hauptmanns-Uniform erschienen. So verblüffte es wenig, wenn der Autor dieses Berichtes, just Manfred Hausmann, mit Begeisterung von jenem »totalen Krieg« sprach, den Gastredner Oberstleutnant Prof. Dr. Kurt Hesse vor den in Weimar versammelten Männern und Frauen des Geistes beschworen hatte. In wirkungsvoll biblisch-altertümelndem Bilde versicherte Hausmann den Lesern des *Reichs*, im heutigen Deutschland gehöre »das Buch zum Schwert, das Schwert zum Buch«. Eben hier hatte *Brockhaus* vielleicht zurecht die Begabung Hausmanns für »entschiedenes Christentum« gerochen.

Als die faschistischen Kanonen endlich zum Schweigen gebracht worden waren, saß Hausmann erneut, wie schon vor dem Krieg, für die *SPD* im Worpssweder Gemeinderat. Verweise auf angebliche öffentliche Reue, die *Wikipedia* gibt, kommen mir wenig stichhaltig vor. Die Auflage von Hausmanns Bücher – für viele »harmlose Vagabundenliteratur« – hatte inzwischen die Millionengrenze überschritten. Dem fügte er nun in neuer Eigenschaft als ordiniert *Ältestenprediger* der Evangelischen Kirche und treuer »Knecht Gottes«, so seine Eigenbezeichnung, noch Unmengen an erbaulichen Schriften hinzu, in denen jeder, der es nur will, die oben befürchtete Scheinheiligkeit studieren kann.

∞ Verfaßt 2016

* »Das Großdeutsche Dichtertreffen in Weimar. Ein Überschlag und Ausblick von Manfred Hausmann«, in: *Das Reich*, 29. September 1940

Gottseidank kam der inzwischen 25 Jahre alte Überfall der Nato auf **Jugoslawien** für *Brockhaus* knapp 10 Jahre zu spät. Andernfalls hätte auch er mir jede Wette das Zerrbild zugemutet, das bis zur Stunde die sogenannte Öffentliche Wahrnehmung dieses epochalen Ereignisses prägt. Dabei hatte es doch ein Jahr vorher, 1998, so verheißungsvoll begonnen. Damals bekam Deutschland erstmals eine sogenannte rotgrüne Regierung! Prompt erwarteten einige Leute aus den Legionen, die der *SPD* seit vielen Jahrzehnten nach jeder Schandtat neuen Kredit zu geben pflegten, Kanzler Gerhard Schröder werde zunächst »um Entschuldigung« bitten – beispielsweise für die Ermöglichung des Ersten Weltkrieges

durch die Sozialdemokratie, die blutige Unterbindung der deutschen Revolution nach dessen Ende oder doch wenigstens für die Erschießung Benno Ohnesorgs, der ja 1967 unter einem Regierenden Bürgermeister (Heinrich Albertz) und einem Polizeipräsidenten (Erich Duensing) aus den Reihen seiner Partei ins Gras hatte beißen müssen. Unter Hitler war Duensing übrigens Generalstabsoffizier gewesen.

Wie sich versteht, dachte Schröder nicht im Traum an dergleichen Selbstkritik. Im Verein mit seinem Kriegsminister Rudolf Scharping und seinem »grünen« Außenminister Joschka Fischer setzte er ganz im Gegenteil eine »Enttabuisierung des Militärischen« in Gang, die er sich später als größten Wurf seiner Regierungszeit angerechnet haben soll. Man sieht, die »rotgrüne« Regierung war wieder einmal *das kleinere Übel* gewesen. So mußte sie sich ab Frühjahr 1999, als sie im Verein mit anderen Nato-Staaten Jugoslawien überfiel, lediglich über einige »Kollateralschäden« grämen – auch dies eine Neuprägung der Orwellschen Art. Nach serbischen Angaben sorgten die in knapp drei Monaten vorgebrachten »Luftschläge« der Nato für rund 1.000 tote Soldaten oder Polizisten und 2.500 tote Zivilisten. Etwa 10.000 Menschen wurden verletzt. Hinzu kommen die gewaltigen seelischen, wirtschaftlichen und ökologischen Schäden; neben Sendegebäuden, Schulen und Krankenhäusern wurden beispielsweise auch mehrere Chemiefabriken bombardiert. Alles geschah, um von Serben veranstaltete »Schlächtereien und Massenvertreibungen im Kosovo« zu unterbinden – oder vielleicht doch eher, um das »Pulverfaß« Kosovo abspalten und mit einer riesigen US-Militärbasis sowie zahlreichen Einrichtungen der albanischen Mafia füllen zu können?

Mit wenigen Ausnahmen, darunter erfreulicherweise die Schriftsteller Erwin Chargaff, Peter Handke und Peter Urban, fielen *alle* wiedervereinigten Deutschen auf die haarsträubende Menschenrechts- und Greuel-Propaganda herein, die den Angriff eines Landes rechtfertigen sollte, das uns, bereits zum dritten Male in einem Jahrhundert, nichts getan hatte. Daran hielten sie sogar fest, nachdem das Lügengespinnst im öffentlich-rechtlichen ARD-Fernsehen zerrissen worden war, nämlich mindestens in einer von Patricia Schlesinger moderierten *Panorama*-Sendung am 18. Mai 2000 und in dem ausführlichen Dokumentarfilm von Jo Angerer und Mathias Werth mit dem Titel *Es begann mit einer Lüge* am 8. Februar 2001. Es sammelte sich im Lauf der Jahre zudem ein ganzer Stapel gut recherchierter Bücher zu diesem Thema an, darunter *Kriegslügen* von Jürgen Elsässer, 2004. Aber es nützte alles nichts. Inzwischen ist imperialistische Politik schon wieder hoffähig genug, um Ex-Kanzler Schröder ungerührt und straflos die eigentlich sensationelle öffentliche Feststellung durchgehen zu lassen, er könne Putins (angebliches) Eingreifen auf der Krim nicht verurteilen, weil er selbst im Glashaus sitze,

nämlich einmal gegen das Völkerrecht verstoßen habe. »Da haben wir unsere Flugzeuge .. [..].. nach Serbien geschickt und die haben zusammen mit der Nato einen souveränen Staat gebombt – ohne dass es einen Sicherheitsratsbeschluss gegeben hätte.« So Anfang März 2014 bei einer *Zeit*-Veranstaltung in Hamburg.*

Dieses Eingeständnis des gelernten Rechtsanwaltes – das ich bereits Ende 2022 in meiner Blog-Rubrik *Miese Zellen* würdigte – führte kürzlich auch *NDS* in einem bemerkenswerten Jubiläumsartikel an. Autor Warweg hatte sich auf der Bundespressekonferenz erkundigt, ob Frau Baerbock plane, sich für den völkerrechtswidrigen Angriff zu entschuldigen und nebenbei für die Zukunft aller Doppelmoral zu entsagen. Pustkuchen! Die Hiwis unserer Ampel-Regierung wanden sich von einer Ausrede zur anderen und versicherten letztlich, damals sei alles völkerrechtskonform verlaufen. Lesen Sie bitte selbst.**

Im scheckigen Lager der sogenannten Linken und QuerdenkerInnen wird die balkanesishe Türöffnung für einen willkürlichen Umgang mit dem Völkerrecht nach wie vor ganz überwiegend unterschätzt. Damit ist auch die wahre Schmutzflut, die sich damals über die wenigen KetzerInnen ergoß, unter den Teppich gekehrt. Dabei könnte man heute doch beinahe glauben, diese Verleumdungs- und Isolationskur sei bereits das Vorspiel zum Kesseltreiben gewesen, das kürzlich im Zeichen des Coronawahns auf uns gekommen ist. Auch die Straflosigkeit für die führenden rotgrünen Demagogen wird beide Perioden verbinden.

∞ Verfaßt 2024

* Günter Bannas, »Er handelt wie ich«, *FAZ.NET*, 10. März 2014:

<https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/ukraine-gerhard-schroeder-erklaert-putins-politik-12840337.html>

** Florian Warweg, »Bundesregierung zum 25. Jahrestag ...«, <https://www.nachdenkseiten.de/?p=112737>, 21. März 2024

Einige deutsche AußenseiterInnen liebäugeln mit *Uruguay* – sicherlich ein hübsches Ländchen, übrigens an der südamerikanischen Atlantikküste gelegen, mildes Klima, keine Riesengebirge, die ausgedehnten, *Campos* genannten Steppen vielleicht inzwischen etwas baumarm, aber in denen wohnt sowieso kein Mensch. Diesen Seitenhieb verdanke ich dem *Brockhaus*-Eintrag über **Montevideo**, Uruguays Hauptstadt. Sie habe 1985 rund 1,25 Millionen EinwohnerInnen gezählt, und das seien 42 Prozent der Landesbevölkerung gewesen. Heute wird die Gesamtbevölkerung, laut Internet, auf 3,44 Millionen beziffert.

Dabei könne Montevideo, als Ballungsraum, bereits 1,97 Millionen EinwohnerInnen vorweisen. Narrt mich meine Rechenkunst nicht, sind das rund 57 Prozent. Gut die Hälfte des Landes tritt sich somit allein in Montevideo auf die Füße. Das Internet wehrt natürlich sofort ab: im Vergleich sei Montevideo die südamerikanische Großstadt mit der höchsten »Lebensqualität«. Ja, sicher. Hongkong oder die Hölle dürften noch schlimmer sein.

Man macht sich selten klar, daß die sogenannte Industrialisierung (= Kapitalisierung) des 18./19. Jahrhunderts ganz wesentlich auch eine Verstädterung war. Mottek beschreibt das im zweiten Band seiner Wirtschaftsgeschichte (S. 218–23) unmißverständlich. Die Kapitalisierung der Gutshöfe machte zahlreiche TagelöhnerInnen und HäuslerInnen überflüssig. Die städtischen Fabriken wiederum entzogen dem dörflichen Hausgewerbe und den dortigen Handwerksbetrieben den Boden. Folglich blieb den Landlosen und Proletarisierten nur der Weg in eben diese städtischen Fabriken. Zufällig wurden damals auch wie der Teufel Chausseen und Eisenbahnstrecken gebaut. Da konnte man einen Teil der Erwerbslosen erst einmal günstig einsetzen – und wenn sie fertig waren, rauschten sie gleich dreimal so schnell in die Städte, und ein Löwenanteil aus den Dörfern folgte ihnen zudem auf den Fuß. Man könnte glatt von der Völkerwanderung des Industriezeitalters sprechen. Unterschlagen wir aber nicht die rund 2,5 Millionen Deutschen, die um 1850 nach Amerika auswanderten, ob nach Montana oder Montevideo.

Mottek gibt sogar Zahlen über das preußische Berlin. Es sei zwischen 1820 und 1870, also in nur 50 Jahren, von rund 200.000 auf gut 800.000 EinwohnerInnen angewachsen. Das ist eine Vervierfachung, ganz schön happig. Heute hat Berlin 3,75 Millionen EinwohnerInnen, darunter betrüblich viele Bürokraten. Gewiß laden Großstädte oder Ballungsräume, von allen anderen Gebrechen einmal abgesehen, geradezu dazu ein, sie zu bombardieren und in Trümmerwüsten zu verwandeln. Trotzdem nehme ich an, sie werden ihre jeweiligen Länder eher durch jene anderen Gebrechen verwüsten, etwa durch Schmutz, Lärm, Seuchen, Verbrechen und all den Hader, den sich die lieben StädterInnen untereinander bereiten. Sie erdrosseln sich eigenhändig, was soll man sie da noch bombardieren? In diesem Fall bestünde ja doch, wie ich kürzlich schon sagte, die Gefahr, die Elite setzt die eigenen Produktions- und Verkaufsstätten und die eigenen Sprößlinge aufs Spiel.

Nein, wir stehen wahrscheinlich auch in der Kriegsführung an einer »Zeitenwende«: sie wird auffallend niederträchtiger und abscheulicher. In den jüngsten Wochen häuften sich Anschläge auf Staatsmänner. Die Waffen sind eben inzwischen so ausgefeilt oder »präzise«, daß man sich fast beliebig die Oberhäupter unerwünschter Rebellen oder Rivalen beziehungsweise die kinderreichen Familien von palästinensischen Führern

herauspicken kann. Eine ferngesteuerte Drohne, zwei oder drei Raketen – weg sind sie. Vielleicht war das klassische linke Verdammungsurteil, Soldaten seien Mörder, in der Tat ein bißchen leichtfertig. Aber man wußte es nicht besser, weil die Kriegsgeschichte, soweit ich sehe, erst im Lauf der Postmoderne zur Mordgeschichte wird. Die kaum zählbaren Mordanschläge von *CIA*, *Mossad*, *KGB* und dergleichen bis 2007 kann man bei Tim Weiner nachlesen. Dann kam »Hausneger« Barack Obama ins Weiße Haus, um die Drohneneinsätze prompt beträchtlich zu steigern. Die jüngsten Mordanschläge werden Sie morgen wieder Ihrem Nachrichtenportal entnehmen können. Falls Sie noch kein Ziel für Drohnen sind.

Ja, wenn das Wörtchen wenn nicht wär! Hätten es die Angelsachsen 1945 trotz Stalins gegenteiligem Wunsch geschafft, Deutschland in Teilstaaten zu zerlegen, sähe die Welt inzwischen womöglich angenehmer aus. Jetzt hat Putin den Salat. Die Angelsachsen bedachten es noch einmal und sagten sich: ein fettes Deutschland als Prellbock und Kanonenfutterlieferant gegen unsere »bolschewistischen« Rivalen ist doch viel günstiger. Und so geschah es leider. Dabei hätte man Baerbocks niedersächsische Mama, die die Natur sehr liebte, in einem zerlegten Deutschland sicherlich (aus Hannover) in die vorsichtshalber eingezäunte Lüneburger Heide locken können. Dort hätte die kleine Annalena nach Herzenslust im Sand gespielt, das Trampolin zum Quietschen gebracht und wütend auf ihrem Möbius-Band herumgetrampelt, weil es um keinen Preis auf ihren Dickkopf passen wollte. Jetzt spielt sie mit dem Feuer. Mit einem für uns alle.

∞ Verfaßt 2024

Das Städtchen **Oberndorf** am Neckar lebt traditionell vom Schwerverbrechen. So unverblümt drückt sich *Brockhaus* natürlich nicht aus. Er erwähnt lediglich die »Herstellung von Waffen«. Hielte es ein in Oberndorf urlaubender *Brockhaus*-Redakteur mit meinem Vorwurf, könnte ihn einer von den 14.600 Einwohnern, die auf Gedeih und Verderben von den ortsansässigen Firmen *Mauser* und *Heckler & Koch* abhängen, leicht zu einem kleinen Streitgespräch herausfordern. Der Einheimische hat nämlich jede Wette ein »überzeugendes Argument mit durchschlagender Wirkung« im Rucksack, wie eine Firmenwebseite das Sturmgewehr *HK437* in der Koseform nennt.*

Während *Mauser* bereits mit Nazi-Erfahrung aufwarten kann, ist *Heckler & Koch* erst nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet worden. Zum Glück gab es in der Folgezeit zahlreiche unbedeutendere Kriege, deren Waffenbedarf sich angenehm summierte. So darf sich *Heckler & Koch* inzwischen zu den fünf größten Herstellern von Pistolen und

Gewehren weltweit zählen. Nach böswilligen Berechnungen linker KritikerInnen werden mit Waffen von *Heckler & Koch* Stunde für Stunde weltweit vier Menschen erschossen. Natürlich nur für gute Zwecke. Neben den Polizeien und Armeen zahlreicher Nato-Staaten, Bundeswehr und Bundeskriminalamt eingeschlossen, beliefert der schwäbische Fachbetrieb wahrscheinlich auch die eine oder andere Söldnerfirma. In den USA hat er allein drei Zweigstellen. Damit dürfte klar sein, Deutschland hat mit diversen Amokläufen und Kriegen in Nordamerika, Nahost oder Afrika nichts zu tun.

Gründervater Edmund Heckler, bei *Mauser* und auf einer Esslinger Maschinenbauschule ausgebildet, kam zwar vorzeitig um, jedoch nicht durch Waffengewalt, wie mancher glauben könnte. Dem *Schwarzwälder Boten* zufolge** erlag er im Sommer 1960 mit 54 Jahren einem schnöden Herzinfarkt. Den Zeitraum um 1940, wo Heckler noch am ehesten das Opfer einer verirrten feindlichen Kugel aus einer *Kalaschnikow* oder einer *Mauser*-Pistole hätte werden können, läßt Bote S. Blocher, der Verfasser des Gedenkartikels, unerschrocken im Neckarnebel. Wir erfahren lediglich, Heckler habe es damals bis zum Oberingenieur der Leipziger *Hugo Schneider AG* gebracht, wobei er auch »maßgeblich« am Aufbau neuer Produktionsstätten beteiligt gewesen sei – vielleicht für Unterhosen? Im Frühjahr 1945 sei Heckler, inzwischen 39, »in seine am Boden liegende Heimatstadt Oberndorf« zurückkehrt. Wahrscheinlich war Schwaben von einem Erdbeben heimgesucht worden. Blocher ziert sich sogar, das bekannte Kürzel jener Aktiengesellschaft anzuführen, *HASAG* – ein Rüstungsbetrieb, der mit Geschichte schrieb, auch in der Beschäftigung von Zwangsarbeitern. Die feine Gesellschaft hatte mehrere Zweigwerke in Sachsen, Thüringen und Berlin – zwei oder drei davon hat, nach verschiedenen Quellen, in der Tat Heckler aufgebaut und dann auch geleitet. Der pfiffige Schwabe rannte nicht über entlegene Schlachtfelder; er war, für die heimische Wehrmacht unentbehrlich, Lieferant.

Blochers Artikel ist mit einem erstaunlich ungünstig wirkenden Porträtfoto garniert, das den Mitgründer der Oberndorfer Waffenschmiede (offiziell 1949) eher als einen Biedermann zum Fürchten zeigt, obwohl er in den ersten Nachkriegsjahren hauptsächlich Nähmaschinen herstellen ließ und auf manche Hausfrauen und Mütter möglicherweise, kleinmündig, schmallippig und profillos, wie er geraten war, einen vertrauenerweckenden Eindruck machte. Vielleicht wurde er eben von diesen 1956 auch noch in den Gemeinderat gewählt. Diesmal vertrat er nicht die *NSDAP*, in die er am 1. Januar 1940 aufgenommen worden war. Von Hecklers familiären Verhältnissen verrät Blocher nichts, von Hecklers seelischen ganz zu schweigen. Was dessen Mitstreiter Koch und Seidel angeht, hatten sie ebenfalls schon Erfahrungen bei *Mauser* – und im Faschismus gesammelt.

* <https://www.heckler-koch.com/de/Produkte/Milit%C3%A4r%20und%20Beh%C3%B6rden/Sturmgewehre/HK437>, Stand 2024

** S. Blocher, <https://www.schwarzwaelder-bote.de/inhalt.oberndorf-a-n-im-hauptquartier-der-sorgen.4c2f294c-ea52-4a7d-9636-27cbc1025864.html>, 1. Juli 2010

Zu den Gebrechen in Tim Weiners *CIA*-Geschichte zählt die wiederholte Anführung des US-Albtraums **Pearl Harbor**, ohne diesem jemals auf den Zahn zu fühlen. Der berühmte japanische »Überraschungsangriff« (so auch *Brockhaus*) vom 7. Dezember 1941 auf den hawaiischen US-Flottenstützpunkt geht damit als bare Münze durch. Er zerstörte die Flotte und sorgte für rund 2.500 Tote. Nebenbei bestand die Flotte »zufällig« zu einem Gutteil aus veralteten Schiffen, die ohnehin bald ausgemustert worden wären. In Wahrheit hatte es sich keineswegs um eine Überraschung gehandelt, jedenfalls nicht für die Bosse im Weißen Haus, Washington D.C. Das deutet sogar *Brockhaus* zaghaft an, wenn er seinen Eintrag mit dem Hinweis schließt, der »im einzelnen kontrovers diskutierte Vorgang (z.B. hinsichtlich der Frage, ob Angriffsort und -zeitpunkt der US-Regierung bekannt waren)« habe in den Staaten »zu einmütiger Unterstützung der Politik des Präsidenten F. D. Roosevelt« geführt. Es war um das Eingreifen in den Zweiten Weltkrieg gegangen. Die US-Rüstungsbosse und ihre weiße Pappnase Roosevelt wünschten es – und da die brutale Falle auf Hawaii funktionierte, bekamen sie es auch.

Diese Sicht wurde um 2000 entschieden durch ein dickes Buch des nordamerikanischen, kriegserfahrenen Journalisten Robert B. Stinnett untermauert.* Spätestens damit dürfte sie unwiderlegbar sein. Eine gute Zusammenfassung des Werkes lieferte das Online-Magazin *Schattenblick* im Erscheinungsjahr der deutschen Ausgabe 2003. Deren Autor merkt auch an, die damals mächtige US-Friedensbewegung sei als »Isolationismus«, als »krankhaft« also verteufelt worden. Deshalb mußte der Elektroschock *Pearl Harbor* her. Was in der Besprechung weitgehend fehlt, sind die breitgefächerten Kriegsinteressen der USA.** Dieses Versäumnis des Rezensenten gilt freilich mehr noch für Buchautor Stinnett, der im Grunde, gerade so wie Tim Weiner, ein braver Yankee ist. Nennt der Rezensent Stinnetts Werk »ungemein spannend«, kann ich nur bedingt beipflichten. Meines Erachtens ist es, für Laien, viel zu ausführlich und dadurch streckenweise langatmig geraten. Das schließt unnötige Wiederholungen ein. Jedenfalls hätte ich viele Einzelheiten und Belege kurzerhand in den Anhang (für Fachleute) verbannt. Damit will ich freilich nicht an Stinnetts forschenden Verdiensten rütteln. Insofern ist seine Hartnäckigkeit bewundernswert.

Ich picke noch ein paar Leckerbissen heraus. Der Plan für die Falle war bereits ein gutes Jahr früher, im Oktober 1940, von dem Kapitän und Nachrichtenoffizier Arthur H. McCollum in einer streng geheimen Denkschrift umrissen worden. Als Stinnet dieses »Memo« 1998 dem inzwischen betagten Funkaufklärungsoffizier Homer Kisner unterbreitete, habe dieser mit »ungläubiger Empörung« reagiert. Kein Mensch in der Marine würde es übers Herz bringen, Kriegsschiffe und Seeleute vorsätzlich einer Gefahr auszusetzen. »Hätte ich von diesem Plan gewusst, ich wäre direkt zu Admiral Kimmel gegangen und hätte ihn gewarnt.« (S. 99) Aber eben dies wurde bis zur letzten Minute verhindert. Stützpunktchef Kimmel wurde deshalb in der Tat von dem japanischen Angriff »überrascht«. Man hatte die eigene Abwehr ausgehebelt, wie es offensichtlich 2001 neu aufgelegt worden ist, nur diesmal in der Luft.

Ein Gegenstück zu Kisner war der Funkaufklärungsoffizier Joseph Rochefort, eine echte Charakterrüine. Nach Kriegsende habe er befunden: »Es war ein recht billiger Preis, den wir für die Einmütigkeit der Nation bezahlen mussten.« Zufällig hatte Rochefort, ein bedeutender Mitverschwörer, aufgrund seiner »Überarbeitung« am 6. Dezember für das Wochenende des Angriffs (7. Dezember morgens) freigenommen. Sein Haus habe rund 16 Kilometer vom Stützpunkt entfernt in den Hügeln von Honolulu gelegen (S. 323 + 352). Jedenfalls ging McCollums »genialer« Plan auf. Der Kongreß erklärte bei nur einer Gegenstimme schon am Montag dem 8. Dezember, die Staaten befänden sich mit Japan im Kriegszustand. Drei Tage später wurde das auf Deutschland und Italien ausgeweitet. Die Gegenstimme kam von der Abgeordneten Jeannette Rankin (1880–1973), einer Farmers- und Lehrerstochter aus Montana, dazu Biologin und Sozialarbeiterin, bekannte Frauenrechtlerin und Friedenskämpferin. Sie hatte bereits 1917 gegen den Kriegseintritt gestimmt (S. 405), mit 56 anderen. Noch 1968 soll sie mit einigen tausend Frauen gegen den Vietnamkrieg demonstriert haben. Dort, in Indochina, landeten die Yankees (1964) mit der Falle des angeblichen Überfalls des Vietcongs in der Tonkin-Bucht einen weiteren Erfolg. Aber sie verloren diesen abscheulichen Krieg trotz erheblicher Übermacht. Und erfreulicherweise sieht inzwischen alles danach aus, daß sie endlich dem Untergang geweiht sind. Die nordamerikanischen FallenstellerInnen, meine ich.

∞ Verfaßt 2019

* Robert B. Stinnett, *Pearl Harbor*, USA 2000, deutsche Ausgabe Ffm 2003

** Zu diesen siehe etwa Randolph → Bourne und → Widerstand, Maquis

Wie sogar *Brockhaus* in seinem Eintrag über den berühmten **Sacco-Vanzetti-Fall** erwähnt, gab der amtierende Gouverneur von Massachusetts Michael S. Dukakis am 23. August 1977 eine Art Ehrenerklärung für die beiden aus Italien eingewanderten, anarchistisch gesinnten Arbeiter ab, die 1927 als angebliche Raubmörder hingerichtet worden waren. Das Verfahren gegen sie sei eindeutig unfair gewesen und habe in einem Klima der Ausländerfeindlichkeit und der Intoleranz stattgefunden, deshalb müsse das Gedenken an sie hochgehalten werden, meinte der Staatschef. Eine »Rehabilitierung«, wie *Brockhaus* meint, oder gar ein Freispruch war das allerdings nicht. Wahrscheinlich wird die Frage, ob Ferdinando »Nicola« Sacco (36) und Bartolomeo Vanzetti (39) im August 1927 in Charlestown, Massachusetts, schuldbeladen oder unschuldig auf dem Elektrischen Stuhl saßen, der sie ins Jenseits beförderte, auch nie zu klären sein. Die Meinungen sind geteilt, wobei die Zweifel an ihrer Schuld, wie es aussieht, überwiegen. Die Ungereimtheiten und Widersprüche etwa zwischen Zeugenaussagen sind zahlreich, Fälschungen von Beweismitteln wahrscheinlich. Etliche beteiligte Juristen gestanden später ihre eigenen, rassistischen oder antikommunistischen Motive mehr oder weniger deutlich ein.

Der Fall schlug schon in den 1920er Jahren Wellen der Kragenweite *Dreyfus-Affäre* und *Reichstagsbrand*. Mit den Büchern über ihn könnte man einen Leuchtturm mauern. Der US-Komponist Marc Blitzstein wollte ihnen um 1960 noch ein Opern-Libretto hinzufügen, doch dieses Vorhaben scheiterte an seinem eigenen gewaltsamen Tod. Blitzstein war übrigens von der Unschuld der angeblichen anarchistischen Raubmörder überzeugt. Den beiden war damals im wesentlichen ein bewaffneter Überfall vom April 1920 in South Braintree, Massachusetts, vorgeworfen worden, bei dem ein Lohnbuchhalter und ein Wächter der Schuhfabrik *Slater & Morrill Shoe Company* erschossen worden waren. Beute: rund 15.000 Dollar. Der Prozeß, die Hetze gegen »Staatsfeinde« und die Bücher haben schätzungsweise 150 Millionen Dollar verschlungen.

Diesseits der Schuldfrage müssen sich fühlende und denkende Wesen wie Blitzstein selbstverständlich gegen die Todesstrafe verwahren. Im Gegensatz zu einem Gerichtsverfahren läßt sich, bei neuer Beweislage, ein hingerichtetes Leben nicht wiederaufnehmen. Eindeutige Beweislagen sind ohnehin seltener als Schmerztabletten ohne Nebenwirkungen. »Abschreckung« verfiel noch nie. Im übrigen kommt jedes Todesurteil der verbotenen Folter gleich, sofern der Richter nicht sofort nach dem Verkünden zum Revolver greift, um sein Urteil auf der Stelle im Gerichtssaal zu vollstrecken. Wie Friederike Freiburg 2007 feststellt, sind in den USA allein seit 1973, also in rund 30 Jahren, 124 Todeskandidaten begnadigt worden, nachdem sich, meist auf Betreiben von Angehörigen und Menschenrechtlern, ihre Unschuld herausgestellt habe. Für einige

andere kam die Einsicht der Behörden zu spät.* Wenn jeder von diesen 124 lediglich drei Jahre in der Todeszelle geschmort haben sollte, hätten wir schon 372 Jahre ununterbrochener Folter beisammen, sogar für nichts und wieder nichts. Man braucht die Nächte dabei keineswegs ausnehmen. Mit dem Schuß des Richters wären die Verurteilten besser bedient gewesen. Schließlich hat damals beim Überfall auch der Lohnbuchhalter nur drei oder 30 Sekunden um sein Leben gezittert.

Im Zusammenhang mit dem Weltsheriff und Oberbrandstifter aus dem *Weißes Haus* bietet es sich an, auf einen jüngsten Internet-Beitrag** Michael Schneiders hinzuweisen. Der Berliner Schriftsteller hängt ihn an der Sommerloch-Ankündigung der Nato auf, in Deutschland wieder Langstreckenwaffen zu stationieren. Kein Scherz! Schneider ist zurecht entsetzt. Er ruft die ganz überwiegend verschwiegenen oder verharmlosten Verluste und Verdienste der SU im Abwehrkampf gegen das faschistische Deutschland ins Gedächtnis. Das hatte Rußland angegriffen. Nebenbei rückt Schneider die Fälschungen zum Jugoslawienkrieg und dem Krieg in der Ukraine zurecht; der zweite habe Jahre vor dem Angriff durch die SU 2022 begonnen. Aber alle deutschen Nachkriegsgenerationen (die 68er ausgenommen) gefallen sich in der dreisten Umkehr, Deutschland als Opfer russischer Bedrohung hinzustellen und einen »Revanchekrieg« vorzubereiten. Der Aufsatz ist gut geschrieben und vom Thema her unbedingt wichtig. Man kann ihn vielleicht schon jetzt den deutschsprachigen Aufsatz des Jahres nennen.

∞ Verfaßt 2024

* Friederike Freiburg, »Sacco und Vanzetti / Die Macht des Zweifels«,

<http://www.spiegel.de/einestages/sacco-und-vanzetti-a-946780.html>, 22. August 2007

** Michael Schneider, »Das große Karthago«, <https://www.nachdenkseiten.de/?p=118765>, 27. Juli 2024

Bekanntlich ist der Mensch von alters her Explosivexperte. Den sozusagen philosophisch-kriminellen Gesichtspunkt des **Sprengens** klammert *Brockhaus* jedoch zumindest in diesem Eintrag aus. Ich habe dabei im Auge, daß der Mensch nicht nur Gewalttäter, sondern auch Selbstschädiger ist. Im Notfall schreckt er nicht davor zurück, seine eigenen, mühsam errungenen Werke sowie sich selber in die Luft zu sprengen. Er würde sich lieber ein Bein abhacken als etwa dem einrückenden Feinde eine wunderbare, mordslange Eisenbahnbrücke zu überlassen. Also weg damit. So erging es zum Beispiel 1945 der rheinpfälzischen Marnheimer Brücke*, kurz bevor die Alliierten einfielen. Aus Görlichs Stadtgeschichte von Wolfhagen (Nordhessen) ist Ähnliches zu erfahren. Am 30. März 1945 jagten die Nazis die Anlagen der »Lufthauptmunitionsanstalt« im Garsterfelder Holz in die

Luft. Gebäude, Wälder und andere Werte waren vernichtet. »Den Rest besorgte die anschließende Plünderung« – durch die Einheimischen und die sogenannten Fremd-arbeiterInnen. Ich sagte ja schon, das eigene Hemd ... Aus den hellen Stoffballen für Pulverbeutel nähten sie sich zum Beispiel Hochzeitskleider. Das Leben geht weiter ... Für den Landwirt Johannes Kranz aus Philippinendorf allerdings nicht. Bei der Sprengung waren nämlich zahlreiche Granaten und Blindgänger in die Landschaft geschleudert worden. Kranz erlitt bei der Feldbestellung »schwere Verletzungen, an denen er starb«. ** Später folgten etliche weitere Opfer, die Görlich ohne Namensnennung anführt.

Immerhin gibt *Brockhaus* noch den Hinweis, »Unterwassersprengungen« dienten unter anderem zur Tieferlegung von Flußbetten und dergleichen. Im September 2022 dienten sie dazu, russisch-deutsche Erdgas-Pipelines in der Ostsee unbrauchbar zu machen. Die Suche nach den Tätern wurde zielstrebig sabotiert. Jetzt gibt es aber starke Anhaltspunkte dafür, daß es Experten aus dem osteuropäischen Land waren, das wir seit vielen Monaten mit Waffen und Euros vollstopfen. *** Sozusagen zur Belohnung für den Ärger, den es uns mit der Sprengung von *Nord Stream* bereitet hat. Möglicherweise ein Novum in der Weltgeschichte?

∞ Verfaßt 2024

* <https://de.wikipedia.org/wiki/Pfrimmtalviadukt#/media/Datei:Pfrimmtalviadukt01.JPG>

** Paul Görlich, *Wolfhagen. Geschichte einer nordhessischen Stadt*, Wolfhagen/Kassel 1980, S. 164

*** »Nord-Stream-Sprengung – neue Enthüllungen bringen die Bundesregierung in Zugzwang«, <https://www.nachdenkseiten.de/?p=119718>, 16. August 2024

Könnte das Berliner Kabinett Scholz die Ukraine nicht mit **Starfightern** beliefern? Das sind beziehungsweise waren Kampfflugzeuge der US-Firma *Lockheed*, die unsere Bundeswehr ab 1961 bezog. Der Großeinkauf führte zu Ausredennot beim damaligen »Verteidigungsminister« Franz Josef Strauß im Rahmen der sogenannten Starfighter-Affäre, an die sich heutige wehrdienstwillige Gymnasiasten wahrscheinlich gar nicht mehr so recht erinnern können. »Von insgesamt 916 Maschinen«, schreibt *Brockhaus*, seien bis 1987 sage und schreibe 269 »verloren« gegangen. Sie waren abgestürzt. Mitten im Frieden! Dabei seien 110 Piloten ums Leben gekommen.

In gewissen Volkskreisen war damals von diesem Kampfflugzeug als »Witwenmacher« die Rede, kein übler Spitzname. In der Tat fuhren die Witwen gar nicht so schlecht, erstritten sie doch allein vom Hersteller, wohl um 1975, durch eine Sammelklage rund sieben Millionen Dollar. Das war damals viel Geld. Renten und Zuwendungen von

Lebensversicherern bekamen sie natürlich auch noch. Es hatte sich also gelohnt, daß sie einst von irgendwelchen Schurken gezwungen worden waren, sich mit einem Jägerpiloten zu verheiraten.

Die Riesen-Korruption in industriellen und politischen Kreisen, die damals im Spiel war, erwähnt *Brockhaus* mit keinem Wort. Mir jedoch fehlt dazu gerade die Lust. Man darf jedenfalls ziemlich sicher sein: von sämtlichen horrenden Kosten des Großeinkaufs trugen sowohl *Lockheed* wie Bonn nicht eine müde Mark. So etwas wird immer restlos auf andere »MarktteilnehmerInnen«, somit die Volkswirtschaft und das Volk im ganzen abgewälzt. Was ich allerdings vielleicht noch merkwürdig finden darf: Soweit ich sehe, werden nirgends auch nur zwei oder drei verletzte oder getötete Opfer der Abstürze erwähnt, die es doch nach aller Wahrscheinlichkeit – bei dieser eindrucksvollen Absturzrate von fast einem Drittel der 916 Bundeswehr-Maschinen – *auch am Boden* gegeben haben muß. Vielleicht steht dazu in einigen Büchern ein bißchen. Vielleicht streuten sich diese Schäden auf dem Lande ähnlich vorteilhaft wie Mist zum Düngen und wie die Abstürze selber in zeitlicher Hinsicht. Man stelle sich einmal vor, die 269 Jäger wären alle auf einen Schlag und an einem Ort heruntergekommen, etwa im Bonner Regierungsviertel! Ich nehme allerdings an, man legt die Trainingsrouten der Piloten eher über Arbeiterviertel und Naturschutzgebiete.

Mindestens *einen* recht deftigen Unfall hatte es übrigens durchaus gegeben, nämlich am 22. Mai 1983 in Südhessen, wie die *Welt* dankenswerterweise erst unlängst berichtet hat.* Bei einer Flugschau unweit des Frankfurter Rhein-Main-Flughafens stürzte ein kanadischer Starfighter ab. Er fiel auf die Bundesstraße 44 und dort wiederum genau auf das Auto der fünfköpfigen Familie des Pfarrers Martin Jürges, der auch noch ausgerechnet als Friedensfreund bekannt war. Alle fünf verbrannten. 500 Meter weiter waren übrigens rund 25.000 Leute im Stadtwald versammelt, um den *Wäldchestag* zu feiern. »Viele entgingen also nur um Haaresbreite dem Feuertod.« Das ist natürlich wieder so eine *Welt*-Verschwörungstheorie. Schließlich geht es nicht an, das ganze moderne Verkehrs- und Militärwesen in die Nähe des hellsten Wahnsinns zu rücken, der je durch unsere astronomischen Riesenteleskope beobachtet worden ist.

∞ Verfaßt 2023

* Martin Klemrath, <https://www.welt.de/geschichte/article245379568/Starfighter-Die-brennenden-Flugzeugtruemmer-trafen-ausgerechnet-eine-Pfarrersfamilie.html>, 22. Mai 2023

Der polnische Augenarzt **Ludwig Zamenhof** (1859–1917) ist vor allem als Erfinder und Entwickler der Plansprache *Esperanto* berühmt. Selbst Bob Dylan kennt ihn, wie man auf den Seiten 308–11 seines schon früher herangezogenen jüngsten Prosawerkes sieht.* Dylan hält die Plansprachen-Bemühungen zurecht für gescheitert. Bekanntlich fochten sie gegen den »Sumpf der Mehrdeutigkeiten«, so Dylans Bild für die Vielfalt im Reich der natürlichen Sprachen. Sie setzten auf eine schlicht gezimmerte globale Zweitsprache, die ausschließlich jener Information und angeblichen Verständigung dient, die wir inzwischen schon weitgehend den IT-Übersetzungs-Robotern überlassen. Auch das war selbstverständlich ein schwerer Mißgriff. Vielleicht sollte ich ein wenig ausholen.

Zu den klugen Köpfen, die jene Bemühungen einst begrüßten, zählte Arthur Koestler, Essayist und Erzähler zugleich. Er betont**, Kriege würden um Worte geführt. Als köstliches Beispiel bringt er die unterschiedliche Bananen-Behandlung bei japanischen Affen derselben Art. Zwar brächten diese Unterschiede Unverständnis, zuweilen sogar Mißbilligung – nicht aber Krieg hervor. Denn was dazu fehlt, ist die Sprache, mit deren Hilfe das jeweilige Brauchtum ideologisiert werden könnte. Unter uns Menschen dagegen verhält es sich gerade so. »Jede Sprache wirkt als starke bindende Kraft innerhalb der Gruppe und als ebenso starke trennende Kraft zwischen Gruppen.« Daher wäre eine »globale Sprache« durchaus zu begrüßen, glaubt Koestler allem Anschein nach. Es gebe freilich nur eine Handvoll »unerschütterlicher Esperanto-Anhänger«, die nicht ins Gewicht fielen. So vor 45 Jahren. Meine spätere Anmerkung dazu: Jetzt spricht alle Welt Englisch. Ist aber damit das Problem der Lüge, Auslegung, Fälschung entfallen? Wankt deshalb die Macht der großen PR-Einflüsterer? Nicht die Bohne wankt sie.

Der bekannte Journalisten-Ausbilder und Buchautor Wolf Schneider hebt zunächst das Erfreuliche hervor.*** Esperanto habe lediglich einen Artikel (1a) und 16 grammatische Regeln, die keine Ausnahmen kennen. Somit dürfte es uns eigentlich viel Beugungsärger und das leidige Geschlechterproblem, außerdem die Rechtschreibfolter weitgehend ersparen. Es ist überhaupt vergleichsweise kinderleicht zu erlernen, schreibe ich aus verschiedenen Internetquellen. Schneider beklagt jedoch »die zwei meistkritisierten Beschwerlichkeiten des Esperanto«, nämlich (slawische) Akzente und umständliche Deklination des Eigenschaftswortes. Im ganzen scheint Esperanto die wesentlichen Nachteile natürlicher Sprachen, nämlich Undefinierbarkeit, Manipulierbarkeit, unklarer Bezug zur Realität, höchstens abzumildern. Gelänge es ihm aber sogar, »unwandelbare Eindeutigkeit« herzustellen, wäre es eine tote Sprache, wie das Latein. Die vorhandenen Welthilfssprachen seien nicht deshalb wenig erfolgreich, weil sie *schlecht* konstruiert sind, sagt Schneider, sondern weil sie konstruiert sind. Damit fehlt ihnen Geschichte, kultureller

Hintergrund, Volksgut. Ein Musiker würde vielleicht sagen, es fehlten ihnen soundsoviele wichtige Schwingungen, und so ähnlich äußert sich Dylan dann auch.

Hätten wir jene von Koestler vermißte »globale Sprache«, hätten wir immer auch Herrschaft, stellt Schneider sinngemäß fest. Weltsprachen wie Latein und Englisch verdankten ihre Ausbreitung dem Kolonialismus; sie siegen nur durch »Übermacht«. Hitler und Stalin verfolgten Esperanto-AnhängerInnen. Sie fürchteten ungehemmten Gedankenaustausch, jüdische Einsickerung, »Spionage«, nehme ich an; sie wollten, daß die Welt deutsch oder russisch spricht, denkt, gehorcht. Sollte eine Universalsprache die natürlichen Sprachen verdrängen können, wäre es mit einer »gewaltigen Verarmung« verbunden, glaubt Schneider. Schließlich sei eine Brechung der Deutungsmacht der Universalsprache nur von alternativen, unabhängigen Sprachen zu erwarten. Die Universalsprache würde sich hüten, sich selbst in Frage zu stellen.

Damit liegt er nicht so schief. Überlegen Sie einmal, welche Verarmung uns mit der heutigen Universalsprache Englisch aufgebürdet worden ist. Erwin Chargaff beklagte die Dürftigkeit des Nordamerikanischen wiederholt.**** Er mußte es wissen, denn er war ein scharfzüngiger Essayist, der etliche Jahrzehnte in New York City lebte, weil er an der *Columbia*-Universität Biochemie lehrte.

Ich beschließe den Ausflug, indem ich mir, an Schneider gelehnt, den folgenden Hinweis erlaube. Gemeinsamer Sprachbesitz verbürgt weder Einmütigkeit noch Gleichberechtigung. Das wird von Ost-/Westberlin und zahlreichen Bürgerkriegen bewiesen. Hier kommen der Einheitssprache Interessenkonflikte in die Quere. Von den Hitlers, Parks und Willy Brandts werden diese Konflikte selbstverständlich nach Kräften geleugnet oder vertuscht. Diese Leute wünschen Einheit der lieben großen Sprachfamilie – unter ihrer Führung.

Damit noch einmal zurück zu Bob Dylan. Der Star ist sich über verschiedene »Verständnisbarrieren«, so die Übersetzerin, durchaus im Klaren. Überraschenderweise stellt sich jedoch im Lauf seines hochtrabend so genannten Philosophiebuches heraus: Verständnis ist ohnehin keineswegs das, was ihm vor allem am Herzen liegt. Wahrscheinlich gilt das in seinem Fall für jede Textgattung. Bei Zamenhof stellt er (S. 310) zu den Songs ausdrücklich fest, wie alle anderen Kunstwerke auch, strebten sie gar nicht danach, verstanden zu werden. Für sein Philosophiebuch dürfte das Gleiche gelten, unternimmt Dylan doch alles, um uns das Verständnis zu erschweren. Er liebt das Überladene, er steht auf Wiederholungen. Striche man allein seine überflüssigen Wiederholungen oder Tautologien, hätte das Buch bereits 100 Seiten weniger. Dylan muß alles mindestens doppelt, besser dreifach sagen. Im Kapitel über den Song *The Pretender* bescheinigt er

dem Titelhelden zum Beispiel: »... inzwischen hat er kapituliert, die weiße Fahne geschwenkt.« Nur eins von beiden wäre ihm zu billig gewesen.

Mit Dylans Meditation über den Pretender – ein Blender vielleicht – hätten wir überhaupt ein Musterbeispiel für seine Art zu schreiben. Hier wie anderswo wird bald deutlich, Dylan möchte vor allem möglichst viele hübsche Worte unterbringen. Denn so arm ist das Nordamerikanische ja nun auch wieder nicht. Er ist also gleichfalls ein Prahlhans; er gibt mit seinem reichen Wortschatz an. Nur trägt diese Anhäufung nicht im Geringsten zum Verständnis des behandelten Songs bei. Sie sorgt im Gegenteil für Vernebelung. Dylan klingelt unglaublich gern mit Worten – nun ja, schließlich ist er selber Musiker. Fragt man sich freilich nach zwei Seiten Klingeln, was dieser Pretender eigentlich für ein Kerl gewesen sei, macht man ein langes Gesicht. Jedem zweiten Psychogramm von Dylan fehlt die Kontur. Das sind wirre, häufig unbrauchbare Analysen. Oft sind die Texte oder zumindest Absätze sowieso austauschbar. Dylans Schilderung paßt auf so gut wie alles. Einen Charakter vor unsere Augen stellen, ist nicht seine Sache. Dafür hätte er Tschechow statt Zimmermann heißen müssen.

Dylan möchte uns vor allem verblüffen. Aufklärung, Erkenntnisgewinn, Bildung darf man nicht von ihm verlangen. Dazu ist er auch viel zu unkritisch. Zum Medium Film zum Beispiel, das er öfter anführt, weiß er nicht eine Bemerkung, die einen gewissen fragwürdigen Zug an diesem imperialen Medium andeuten könnte. Er schätzt das Kino eben. Darin ist er aufgewachsen. Prompt pflastert er die Hälfte seines Philosophiebuches mit hübschen, meist farbigen Fotos aus der Glitzerwelt, die er ja auch selber vertritt. Entsprechend stellt er uns vorwiegend mehr oder weniger große Stars vor. Das sind die Leute, deren überragende Bedeutung zuerst Filmmagnat Adolph Zukor erkannt haben soll. Das sind die Helden, die Verwegenen, die Rätselhaften. An denen gibt es nichts zu erkennen. Entweder man verehrt sie oder man ist verloren für sie.

Jemand hätte Dylan einmal erzählen müssen, gute ProsaschreiberInnen wie Thoreau, Orwell, Chagall, FG Jünger, Marlen Haushofer hätten sich stets vorrangig um Klarheit bemüht. Ihr hatte der treffende, anschauliche, persönlich gefärbte Ausdruck zu dienen. Es hätte nichts genützt. Jemand hätte ihm von der »Maurerregel« des französischen Philosophen Alain erzählen müssen. Darüber hat der Franzose am 19. November 1923 einen *Propos* von zweieinhalb Druckseiten verfaßt, für die Zeitung, die ihn als Kolumnist angeheuert hatte. Das Handwerk wende nie einen Stein zuviel auf, heißt es darin etwa. Diesen handwerklichen Geiz benötige auch der Schriftsteller. Das Schmückende suche er nicht; es werde bestenfalls zufällig gefunden. Sie finden die Betrachtung in dem Sammelband *Spielregeln der Kunst*, Fischer-TB Ffm Mai 1985.

∞ Verfaßt 2024

* Bob Dylan, *Die Philosophie des modernen Songs*, deutsche Ausgabe München 2022

** Arthur Koestler, *Die Armut der Psychologie*, Bern 1980, S. 324/25

*** Wolf Schneider, *Wörter machen Leute*, Neuausgabe München 1986, bes. S. 320–23

**** Erwin Chargaff, *Alphabetische Anschläge*, Stuttgart 1989, bes. S. 60–65

Heinz Trettner unschuldig? Ich werde mich an anderer Stelle über die nicht ungefährlichen Parolen »Soldaten sind Mörder« und »PolitikerInnen sind Mörder« auslassen. Nun begegnet mir ein interessanter denkbarer Anwendungsfall bei meiner Arbeit an dem Reigen *Altes Eisen*. Dieser stellt in lexikalischer Abfolge etliche mehr oder weniger prominente Greise ab 95 Jahren vor. Das Ehepaar Emmy und Leo Steinweg aus Münster, Westfalen, war dem Faschismus in die Niederlande ausgewichen – und kam 1940 prompt vom Regen in die Traufe: Die Wehrmacht marschierte ein. Zwar konnte Emmy viel Ungemach durchstehen und später sogar noch 106 Jahre alt werden; ihr jüdischer Gefährte Leo jedoch wurde in KZs gesteckt und kam dort um. In diesem Fallbild streife ich auch den General der Wehrmacht und späteren Generalinspekteur der Bundeswehr Heinz Trettner, geboren 1907. Er hatte nämlich den Angriffsplan für die Besetzung der Niederlande ausgearbeitet. Der Luftwaffenpilot war ein ganz hohes braun eingefärbtes Tier. Schon im Spanischen Bürgerkrieg hatte er leitend bei den Greueln der *Legion Condor* mitgewirkt. Nach der Kapitulation 1945 mußte er drei Jahre Gefangenschaft bei den Yankees und Briten über sich ergehen lassen, aber das war vergleichsweise nicht mehr als eine Ohrfeige. Von Bestrafung in der »Demokratie« ist nirgends die Rede. Im Gegenteil, man machte ihn 1964 trotz mancher Proteste zum Generalinspekteur der Bundeswehr. Einem kritischen *Weißbuch* der DDR wurde von der damaligen Bundesregierung (Kanzler Ludwig Erhard) mit erheblichem Aufwand eine »Dokumentation« zur Weißwaschung entgegen gehalten. 1966 ließ sich Trettner vorzeitig in den Ruhestand versetzen. Er zehrte von seinen vermutlich üppigen Bezügen bis 2006, wurde er doch fast 99 Jahre alt.

Nun stelle ich mir, beispielsweise, eine Bloggerin vor, die dies alles für empörend hält und sogar so kühn ist zu verkünden, der Mörder Leo Steinwegs heiße Heinz Trettner. Was glauben Sie, was dann voraussichtlich geschähe?

Ich selber würde wohl erwidern, es kommt darauf an. Ist die Bloggerin weitgehend unbekannt und somit unbedeutend, werden sich die FahnderInnen nach »Falschdarstellungen« sicherlich hüten, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken.* Im entgegengesetzten

Fall werden Trettners Nachfahren sowie die zuständigen Regierungsstellen und ihre Medienknechte viel Geld locker machen, um die Bloggerin zu widerlegen, lächerlich zu machen oder tüchtig zu verleumden. Eine Gegenklage bekommt sie sowieso an den Hals. Wie kann sie sich erdreisten, einen verdienten hohen Offizier für den Tod eines Reichsflüchtlings verantwortlich zu machen, mit dem er nie das geringste zu tun hatte? Da könne ja jeder beinahe jeden zum Schuldigen erklären!

Und ungefähr so verhält es sich auch. Trettner war hoher Repräsentant und Täter eines Regimes, das einen Eroberungskrieg vom Zaun gebrochen hatte und wie eine Dampfwalze durch Mitteleuropa und noch manche anliegenden Landstriche fuhr. Er hatte Todesopfer wie Leo Steinweg mindestens billigend, eher sogar begeistert in Kauf genommen. Er wußte genau, was er tat. Um allen Schuldvorwürfen zu entgehen, hätte er rechtzeitig aus der Dampfwalze aussteigen müssen. Er kämpfte jedoch im Gegenteil noch 1945 in Italien und nahm am 1. April die Beförderung zum Generalleutnant entgegen. Das sicherte ihm vermutlich einen gewissen Luxus in der anschließenden Kriegsgefangenschaft.

Die Gegenseite dürfte einwenden, man könne Trettner weder sein Deutschtum noch seinen Berufsstand ankreiden. Vater Ludwig war preußischer Offizier gewesen. Überdies sei dem deutschen Kapital und seinem schnauzbärtigen Hampelmann der Krieg aufgezwungen worden. Der Einmarsch in Holland erfolgte lediglich »präventiv«, um Schlimmeres zu verhüten. Einzelne Kriegsverbrechen, also besondere Grausamkeiten, seien Trettner ohnehin nicht nachzuweisen. Das Vaterland rief, und Trettner folgte diesem Ruf instinktiv, wie es ihm sein Naturell vorschrieb. 1964 erneuerte das Vaterland den Ruf.

Übrigens hat es der Begriff *Kriegsverbrechen* in sich, wie mir etwas verspätet auffällt. Er legt die Auffassung nahe, Krieg selber sei kein Verbrechen. Er erweist sich als Zauberstab in den Händen aller Reformisten und aller TheoretikerInnen des Kleineren Übels. Jetzt können sie in den Trümmern der Kriegsschauplätze herumstochern, um genau festzustellen, ob ein bestimmtes *Leid*, das Soldaten oder Zivilisten erlitten, nach völkerrechtlicher Sichtweise »groß« war, und wenn ja, *wie* groß es war. Jetzt können sie Befehlsnotstände messen und das kriegsrische Geschehen zerreden, bis es vom herkömmlichen kapitalistischen Marktgeschehen – Kampf um jeden Cent Sondergewinn – kaum noch zu unterscheiden ist.

Dummerweise liegt in dieser großen Ähnlichkeit viel Wahrheit. Wer heute die Kriegsgefahr entschieden eindämmen wollte, müßte zunächst den Kapitalismus, die sogenannten Geldinstitute und sämtliche Staatsapparate zerschlagen. Dann müßte er kleinräumige Selbstverwaltung der Menschen einrichten. Mit Gleichheit gepaarte Nähe ist

die beste Lebensversicherung. Wie aber sollte das in der Welt, wie wir sie heute kennen, möglich sein?

Wenn sich gegenwärtig manche BeobachterInnen von den am 22. Juni (2025) erfolgten »selbstherrlichen Luftschlägen« der USA gegen Kernforschungsanlagen des Iran entsetzt zeigen, haben sie natürlich völlig recht. Etliche kritische Kapazitäten, darunter der US-Verfassungsrechtler Andrew Napolitano, nannten sie inzwischen [<https://multipolar-magazin.de/meldungen/o280>, 25. Juni] eindeutig sowohl völkerrechts- wie verfassungswidrig. Das letztere, weil Trump eiskalt den US-Kongreß übergangen hat. Ich muß aber offenherzig sagen, daß mir die Anmahnung des Völkerrechts allmählich auf den Keks geht. *Multipolar* erwähnt ja auch den Hinweis des Schweizer Historikers Daniele Ganser auf die lange Tradition des Völkerrechtsbruchs. Nach Ganser stand der Völkerrechtsbruch beispielsweise schon am Beginn des von den Yankees zielstrebig geschürten Korea- und des Vietnamkrieges. Für mich ist das Herumhacken auf »Völkerrechtsverletzungen« durch unsere wackeren Friedensfreunde vom Amt im Grunde genauso ablenkend und müßig wie jene beliebte Verdammung von »Kriegsverbrechen«. Diese Proteste zählen schon fast unabdingbar zu dem Theaterdonner, mit dem die OberbefehlshaberInnen jetzt ihre Luft- oder anderen Schläge mal aufzudonnern, mal zu verharmlosen pflegen, wobei sie sich untereinander, den Feind eingeschlossen, ganz gern abzusprechen scheinen.

Das deutet auch Florian Rötzer am selben Tag in seinem Magazin an: <https://overtone-magazin.de/top-story/historischer-angriff-auf-iranische-atomanlagen-scheint-diese-nicht-zerstoert-zu-haben/>, 25. Juni. Nebenbei macht sich Rötzer die Mühe, die mutmaßlichen Kosten des *einen* nächtlichen Angriffs vom 22. Juni zu überschlagen: unterm Strich »mindestens 500 Millionen Dollar«, behauptet er. Das nimmt mir in meiner Einfalt schon fast den Atem. Ich habe häufig bereits Mühe mir auszumalen, was man mit nur *einer* Million alles anstellen könnte.

* Vermutlich werden sie aber vorsichtshalber unauffällig die »Sichtbarkeit« der Frau im Internet herunterschrauben, um auf einen ausgezeichneten Artikel über Zensur hinzuweisen, der erst jüngst erschienen ist: Günther Burbach, »Unsichtbar gemacht«, <https://www.nachdenkenseiten.de/?p=140914>, 22. Oktober 2025.

Siehe auch → Bourne Randolph (US-Kriegsgegner) → Brandt, Müller (Demonstrant) → DDR, Tuchscheerer (Samenzellen) → Ehre, Pergaud (Knopfkrieger) → Größe, Proksch (Blut) → Immerwahr (+ Haber) → Kassel, Panzer → Nobel Emil (Sprengstoff) → Scheele Meta (Frauen) → Selbstmord, Lee (Soldaten veralten) → Im Anhang *Zeit der Luchse* Kap. 6 (Ernüchterung nach Wehrübung)

Das publizistische Wirken des bekannten westdeutschen linken Journalisten und Buchautors **Erich Kuby** (1910–2005) ist mir sicherlich lieber als die Propaganda Kubas, des DDR-Schriftstellers. *Brockhaus* widmet Kuby immerhin 15 Zeilen. Dessen mit Abstand erfolgreichstes Werk *Rosemarie* übergeht das Lexikon allerdings. Zur Zeit von *Brockhaus*-Band 12 (1990) war Kuby noch putzmunter. Er starb mit 95 in Venedig, wo er, mit seiner zweiten, beträchtlich jüngeren Ehefrau Susanna Böhme-Kuby, seit ungefähr 1980 vorwiegend lebte. Mit ihr zeugte er sogar noch ein Kind. Mit seiner ersten, 1938 geheirateten Frau Edith Schumacher, einer Bildhauerin, hatte er auch schon vier Kinder. Das geht natürlich ins Geld. Aber für ein Leben als Bettler oder Mönch war Kuby ohnehin ungeeignet. Selbst sein bissiger Bericht (von 1951) über eine Cocktailparty auf dem Landsitz des angeblich sozialistischen *Marschalls Tito* verrät, daß Kuby persönlich für die Verlockungen erlesenen Genußreichtums keineswegs unempfänglich war. Das bestätigte ihm später (in einem Nachruf) auch sein Kollege aus der *stern*-Redaktion Günther Schwarberg. Kuby sei gewiß »der einfallsreichste Journalist« gewesen, hätte es freilich »mit den großen Namen und der feinen Lebensart« gehabt. Kubys gutes Gespür für den Lebenswandel der Oberen Zehntausend geht selbstverständlich auch aus jenem erfolgreichen Buch über eine Prominenten-Gespielin (Rosemarie) aus Frankfurt/Main hervor. Andererseits betont er in seiner dickleibigen Aufsatzsammlung von 1989, neben dem »aktiven Musizieren« sei es ihm immer wichtig gewesen, handwerklich zu arbeiten, so am elterlichen Gehöft in Bayern, später an seinem ehemaligen Fischerhäuschen auf einer jugoslawischen Adriainsel. Damit habe er versucht, der Lebensfremdheit entgegenzuwirken, die sehr viele seiner Zunft auszeichnet.

Kuby war gut verdienender Mitarbeiter unter anderem bei *Süddeutscher Zeitung*, *Spiegel*, *stern* gewesen, doch den meisten Gewinn und Ruhm trug ihm das bereits erwähnte Buch *Das Mädchen Rosemarie* von 1958 beziehungsweise dessen Verfilmung (mit Nadja Tiller, Mario Adorf, Gert Froebe, Peter van Eyck) aus demselben Jahr ein. Die 24jährige »Edelhure« Rosemarie Nitribitt war im Jahr zuvor in Frankfurt/Main ermordet worden. Von diesem bis heute unaufgeklärten Kriminalfall angeregt, prangerte Kuby Habgier, Heuchelei und Doppelmoral in Ludwig Erhards Wirtschaftswunderdeutschland an. Im Vorwort zu meiner DDR-Ausgabe von 1988 erwähnt der Autor, sein zumeist als Roman bezeichneter Wurf über Rosemarie habe damals binnen zweier Jahre 17 Übersetzungen erlebt, »sogar ins Japanische«. Doch für mein Empfinden mangelt es diesem Text über die Sinnlichkeit an Sinnlichkeit. Er fesselt wenig. Vermutlich brachte er es vor allem deshalb zum »Renner«, weil die KäuferInnen auf den »geilen« Inhalt scharf

waren, den sie sich (gemäß der zeitgenössischen Prüderie) von ihm versprochen. Wenn ja, wurden sie enttäuscht. Mehr noch, verärgert das Buch sogar durch einige Längen. Stark ist es in den Zügen Betrug, Erpressung, Industriespionage und Kalter Krieg, die es dem um ein »Isoliermattenkartell« gerankten Mordfall verleiht. Diese Freiheit nimmt sich Kuby, doch den Mord selber (und die TäterInnen) spart er aus, was erneut nur zur Enttäuschung des Lesers beitragen kann. Wahrscheinlich krankt sein Werk über die Prostituierte Rosemarie an dem Umstand, weder Fisch noch Fleisch zu sein, also weder Reportage noch Roman.

1989 brachte Kuby eine umfangreiche Sammlung journalistischer Arbeiten unter dem Titel *Mein ärgerliches Vaterland* heraus. Etliche Beiträge zeugen von bemerkenswerter Hellsicht, so wenn Kuby 1950 vor den drohenden Verheerungen massenmedialer »pausenloser Unterhaltung« warnt, 1954 die Anfälligkeit des »Konsumenten« für die »Perfektion der Technik« beklagt, ab 1958 wiederholt das fraglose Inkaufnehmen von jährlich mehreren Tausend Autoverkehrstoten erwähnt und 10 Jahre später auf eine westliche Doppelmoral hinweist, die Revolutionen plötzlich liebenswert findet, sofern sie im *Prager Frühling* ausbrechen. Die xte Auflage davon haben wir neulich in Kiew erlebt. Andererseits unterlaufen Kuby naturgemäß auch ein paar Fehleinschätzungen. Die *gravierendste* (Kubys Lieblingsfremdwort) betrifft den sozialdemokratischen russischen Wolf im Schafspelz, Gorbatschow. Dafür machte er sich über die Ikone vieler Sozialisten oder Trotzlisten Tito keine Illusionen, wie ich bereits angedeutet habe. Seine eigenen Vorstellungen von einer »alternativen« Gesellschaft bleiben verschwommen. Im Grunde seines Herzens dürfte er jedenfalls nie Umstürzler, vielmehr Reformist gewesen sein. Auch Kuby wirbt dafür, sich für die jeweiligen *Übelchen* stark zu machen, wie ich sie einmal genannt habe. 1987 versteigt er sich sogar zu diesem interessanten Vergleich: »Also was tun? Kleinere Brötchen backen, wenn das große Brot nicht gebacken werden kann? Ist das Opportunismus? Natürlich, aber kein egoistischer, jedenfalls generell nicht. Wer als *Grüner* mitmischt, tut es nicht, weil es angenehm ist, Abgeordneter oder gar Minister zu sein; er tritt in die SS ein, um das Schlimmste zu verhüten. Ein böser Vergleich? Gewiß. Böse, aber nicht falsch!«

Für mich hinkt dieses Urteil nur, weil Leute wie Baerbock oder Habeck, in den Fußstapfen Joschka Fischers, inzwischen selbstverständlich durchaus MachtliebhaberInnen, PfründejägerInnen, Karrieristen sind. Aber Faschisten sind sie auch schon fast. Was Kuby angeht, ist er immerhin nie selber in den zahlungsfreudigen Staatsapparat »eingetreten«. Er schrieb und veröffentlichte bis kurz vor seinem Tod. Seine Kolumne »Der Zeitungsleser« erschien noch 2003 im Wochenblatt *Freitag*. Er habe auch gern

gezeichnet und aquarelliert. Von Krankheiten, Gebrechen, Schmerzen wird nichts berichtet. Selbst die Bombardierung Venetiens, das seit Jahrzehnten Sezessionsgelüste zeigt, durch die Nato blieb ihm erspart.

∞ Verfaßt 2023

Landesverrat

Mertens, Carl (1902–32), zunächst Hauptmann, dann Publizist. 1924 war ein Buch des pazifistisch gesinnten Mathematikers und Statistikers Emil Julius Gumbel mit dem Titel *Vier Jahre politischer Mord* erschienen. Gumbels Befund wurde, laut Wolfram Wette*, noch im selben Jahr von einer Denkschrift aus dem Reichsjustizministerium unter Gustav Radbruch (*SPD*) bestätigt. Danach waren in Deutschland verübt worden: »354 Morde von rechts; Gesamtsühne 90 Jahre und 2 Monate Einsperrung, 730 Mark Geldstrafe und 1 lebenslängliche Haft.« Dem standen gegenüber: »22 Morde von links; Gesamtsühne: 10 Erschießungen, 248 Jahre und 9 Monate Einsperrung, 3 lebenslängliche Zuchthausstrafen.« Daher die Rede vom *Rechtsstaat*. Leider hat sich an diesem krassen Mißverhältnis grundsätzlich bis zur Stunde kein Deut geändert. Es merkt nur so gut wie keiner, weil auch die unablässige Verteufelung des »Linksextremismus« blieb – während vom »Verfassungsschutz« gehätschelte Kräfte wie der *Nationalsozialistische Untergrund (NSU)* für die erforderlichen Leichen sorgen.

Die meisten politischen Morde jener Zeit gingen auf das Konto verschiedener illegaler, oft *Freikorps* genannter militärischer Verbände, war die Reichswehr doch »offiziell« durch den Versailler Vertrag stark beschnitten worden. Man spricht allgemein von der *Schwarzen Reichswehr* und ihren *Fememorden*. Über diese blutigen Umtriebe und das entsprechende Truppenklima legte der 1902 in Kassel als Sohn eines Polizeikommissars geborene Carl Mertens 1925 in einer Serie der *Weltbühne* Aufsehen erregende Enthüllungen vor. Er ergänzte sie im Jahr darauf mit einem Buch über die illegale Wiederaufrüstung Deutschlands mit dem Titel *Die deutsche Militärpolitik seit 1918*. Mertens wußte, wovon er sprach. Trotz einer Buchhändlerlehre war er ins väterliche Fahrwasser geraten, nämlich Polizeischüler und dann Offizier der Schwarzen Reichswehr geworden, zuletzt Hauptmann. Aufgrund moralischer Skrupel »stieg er jedoch aus« und ging zum kritischen Journalismus über. Es hagelte Drohungen seitens der Ex-Kameraden und Anklagen wegen »Landesverrats« seitens des demokratischen Staates. Wette seufzt,

weit davon entfernt, die von Mertens namentlich angeführten 40 Fememörder zu verfolgen, deckte die Weimarer Justiz deren Hintermänner und verfolgte nun unerbittlich den Boten, der die schlechte Nachricht überbracht hatte. Auch dieser Mechanismus arbeitet bis heute ungebrochen.

Einem Haftbefehl (der später wieder aufgehoben wurde) wich Bote Mertens Anfang 1927 ins Exil aus. Über Österreich und die Schweiz ging er nach Paris. Im Januar 1928 reiste er aufgrund der Zusage sicheren Geleits als Zeuge nach Leipzig, wo Hitlers Fahrer und Leibwächter Julius Schreck vor Gericht stand, der übrigens aus der berüchtigten »schwarzen« *Brigade Ehrhardt* hervorgegangen war. Schon am Bahnhof wurde Mertens von »Nationalsozialisten« angegriffen und verprügelt. Die kurze Spur seines restlichen Lebens verliert sich im Dunkel. Die Lexikon-Zeile, im Oktober 1932 sei der 30jährige Antimilitarist Mertens zwischen Fontainebleau und Paris bei einem Autounfall umgekommen, schreibt auch Wette ab** – ohne Verdacht zu schöpfen oder wenigstens den Mangel an näheren Angaben zu beklagen. Solange der Mangel also nicht behoben ist, sollte man in dem »Autounfall« sicherlich eher einen Anschlag vermuten.

Immerhin geben Kramer/Wette nützliche Hinweise zu jener Absurdität »Landesverrat/Vaterland«, die ich bereits wiederholt streifte. Für mich zählt sie zu den vielen »großen Sachen«, wie Koestler sie gern nannte. Sie drücken uns aufs Gehirn und gestatten den jeweils Herrschenden, uns in jede von ihnen erwünschte Richtung zu schicken. Der freiheitsliebende Mensch wird seine »Sachen« eher klein halten. Entsprechend wird er überschaubare Lebens- oder Arbeitsgemeinschaften vorziehen, in denen dann auch Gesetzbücher und 300 Bände mit Kommentaren zu den Gesetzbüchern überflüssig sind. Nationalität oder Rasse der Beteiligten sind dabei völlig unerheblich, sofern sie die Freiheitsliebe teilen und gemeinsame Interessen besitzen. Das ist selbstverständlich nicht der Fall, wenn in der betreffenden Gemeinschaft einige Leute darauf pochen, sich als Kapitalisten, Soldaten, BerufspolitikerInnen – oder eben Patrioten zu betätigen. Sie werden bekämpft, sofern sie nicht freiwillig gehen, um sich woanders eine ihnen angemessenere Gemeinschaft zu suchen. Genau nach diesem Muster hätte man 1989/90 die DDR entvölkern sollen. Jede Wette, die Leute zum Auffüllen der entstandenen Lücken wären binnen weniger Monate mit Handkuß gekommen – und zwar »aus aller Herren Länder«.

∞ Verfaßt 2022

* Helmut Kramer / Wolfram Wette (Hrsg): *Recht ist, was den Waffen nützt*, Berlin 2004, S. 135 & ** S. 139

Siehe auch → Bontjes Cato (Antifaschistin)

Lärm

Radio Igel Bekanntlich zählt die Stille zu den gefürchtesten Zuständen der Welt. In Büros, Läden, Gast- und Werkstätten pflegt man sich ihrer bevorzugt mit Radios zu erwehren. Da wird dem empfindsamen Polsterer sogar sein Preßlufttacker zum Schutz und Schirm. Mit der wahllosen verblödenden Dauerbeschallung haßt der Polsterer den Zwangsanschluß an jenen »lärmenden Betrieb, den sie hinterher Geschichte nennen«, wie Ernst Kreuder (1954) in seiner Odenwaldmühle schrieb.

In vielen zähen Kämpfen gelang es mir immerhin, den Lärmpegel unseres Werkstatttradios deutlich zu senken. Habe ich eine längere Handnaht zu machen, hole ich mir aus der Schreinerei – wo er über der Kreissäge hängt – den Bügel mit den knallroten Plastikmuscheln an den Enden und stülpe ihn über meine Ohren. Meine Mitgesellen werfen sich vielsagende Blicke zu. Sind sie sämtlich weggerufen worden, quittiere ich dies mit einem erleichterten Hieb auf die Aus-Taste unseres Werkstatttradios. Jetzt können mir Werkzeug und Werkstoff ihre Melodien vorsingen. Mein leicht gekrümmter, zierlicher Tapezierhammer spielt Specht. Eine zu teilende Bahn Nessel wird zur Ratsche. Während sich in den Hofgebüschsen die übliche Rasselbande aus Spatzen tummelt, eignet sich unser Schuster-Dreifuß als Triangel. Von einem verstorbenen Sattlermeister hieß es, er habe seinen Stiften eingeschärft, wenn draußen einer am Fenster vorbeigehe, dürfe er nicht merken, daß sich hier eine Werkstatt befinde. Taucht jedoch ein Mitgeselle wieder auf, faßt er garantiert nach 20 oder 30 Sekunden gequält schnuppernd zunächst das Werkstatt-radio, dann mich ins Auge: »Was liegt denn hier wieder für eine bleierne Stille in der Luft!« – »Was hast du denn gegen Stille?« frage ich einmal zurück. Mein Kollege erwidert maulend, das sei doch, als ob man tot sei.

Immerhin erhärtet er damit einen Befund des kanadischen Klangforschers Murray Schafer. Nach dessen Buch *Klang und Krach* (1977) genießt die Stille in der modernen Literatur einen ziemlich schlechten Ruf. Die meisten Figuren/Menschen empfinden sie als unangenehm oder gar bedrohlich. Die Stille haucht sie bereits mit der Leichenstarre an. Das Seitenstück der Stille ist ersichtlich die Weile oder das Verweilen. Jeder Stillstand aber kommt unter die Räder unseres hochgerüsteten Fortschritts. Werde ich selber auf Montage befohlen, werde ich vom Igel zum Hasen gemacht. Ob im Firmenwagen, beim Kunden im

Wohnzimmer oder auf einer Rohbaustelle: Radio *SWF 3*, *Regenbogen*, *FFH* sind immer schon eher da.

∞ Verfaßt um 2000

Die dürren Angaben zum ostwestfälischer Orgelbauer **Michael Oestreich** (1802–38) lassen dennoch die Vermutung aufkeimen, sein Lebensweg sei nicht ganz so glatt und gradlinig wie eine Orgelpfeife verlaufen. Er stammte aus einer im Raum Fulda ansässigen Orgelbauer-Sippe, wandte sich aber, mit Ende 20, um 1830 nach Dringenberg (zwischen Paderborn und Höxter), um dem Meister Arnold Isfording als Geselle zur Hand zu gehen. Vielleicht hatte er gewittert, daß der Meister schon 1831 das Zeitliche segnen würde. Oestreich übernahm den Laden des 67jährigen und gleich auch Isfordings Witwe Anna Maria oder Anna Catharina, je nach Urkunde, geb. Waldhoff. Der 31jährige hatte inzwischen die amtliche Befugnis erwirkt, im (preußischen) Regierungsbezirk Minden Orgeln zu bauen, zu reparieren und zu stimmen. Laut freundlicher Auskunft des Dringenberger Heimatvereins war Anna, Tochter eines »Ackersmannes« aus Istrup, günstigerweise erst 29. Vermutlich brachte sie, neben der Werkstatt, auch ihre zwei Kinder mit in die neue Ehe ein. Drei kamen dann noch hinzu. Dafür verlor ihr Mann eine ganze Orgel, wenn man der deutschen *Wikipedia* trauen darf. Es handelte sich um eine von Oestreich gebaute kleine, transportable Orgel, die er einem Bösingfelder Gastwirt (bei Hameln) als Pfand wegen Zechschulden habe überlassen müssen. Sie wurde nach Oestreichs Ableben umständlich freigekauft und schließlich in der Kirche von Bad Lippspringe (bei Paderborn) untergebracht.

Die Gründe für Oestreichs Ableben (wahrscheinlich mit 35) schränkt das Dringenberger Kirchenbuch auf »Zehrfieber« ein. So nannte man damals die Tuberkulose. Vielleicht war das Zehrfieber aber vom Höllenfeuer seines Temperamentes und seiner Ehe geschürt worden. Jedenfalls darf man häufige Löschversuche in Kneipen vermuten. Ein Detail macht mich allerdings stutzig: Die Strecke Dringenberg–Bösingfeld. Sie bemißt sich bereits in der Luftlinie (nach Norden) auf 45 Kilometer. Die damaligen Transportverhältnisse berücksichtigt, ist wohl kaum anzunehmen, Oestreichs Stammkneipe sei ausgerechnet von dem erwähnten Pfandnehmer in Bösingfeld betrieben worden. Hatte er am Ende eine Geliebte dort? Und dann mußte er auch noch seine Kleinorgel dahin schaffen, falls er sie nicht sowieso gerade auf dem Pferdefuhrwerk hatte, weil er unterwegs gern musizierte.

Denkt man genauer darüber nach, sind mit Orgeln noch andere gewaltige Probleme verbunden – Stichwort *Lärm*. In der hiesigen Puppenfabrikkomunne, in der ich früher wohnte, wurden zuweilen »Workshops« für Schulkinder jeglichen Alters veranstaltet – ein Wunder, daß die bröckligen Ziergiebel über den Treppenhäusern sogar heute noch stehen. Allein 30 Kinder, die in einem geräumigen Innenhof nichts anderes tun, als an, unter oder auf langen Klapptischen ihr Frühstück einzunehmen, haben die Sprengkraft dreier Horst-Lange-Hummeln. Lange verglich 1937 in *Schwarze Weide* eine schnöde Dorfkirchenorgel mit einer offenbar extrem angeschwollenen Hummel, die ringsum gegen die mit Blei eingefassten Kirchenfensterscheiben dränge. Kirchenglocken sind dann wahrscheinlich die Hodensäcke Gottes und Satans, während sie miteinander ringen.

Von daher bin ich unsicher, ob ich den Stadtpfarrer Ulrich Boom aus Miltenberg am Main bewundern soll. Er wurde Ende 2006 für 20 Minuten Glockenläuten mit dem Aschaffener *Mutig-Preis* geehrt. Im Juli jenes Jahres hatten nämlich Neonazis versucht, auf dem Miltenberger Marktplatz eine Kundgebung abzuhalten. Dies vereitelte Boom von der Jakobuskirche aus – über knapp 800 Meter! Ja, das können die Christen eben: Gewalt mit Gewalt beantworten. Wenn sie in einigen größeren deutschen Städten Sturm gegen Moscheen laufen, sollten sich die Minaretsänger vielleicht Musikkapellen mit Verstärkertürmen mieten. Ich kenne deren Wirkung, da ich eine Zeitlang das Vergnügen besaß, schräg gegenüber von einer sogenannten linken Kneipe zu wohnen, die jeden Samstag um 21 Uhr ein sogenanntes Konzert gab. Sobald meine Scheiben klirrten, sah ich zur Uhr um festzustellen, ob die Genossen RockmusikerInnen wieder ihren Verspätungsrekord gebrochen hatten, auf daß sich meine Samstagsnacht noch kürzer gestalte.

Wie sich versteht, wies das revolutionäre Kneipenkollektiv es entrüstet zurück, seine Konzerte in die Nähe von CIA-Kursen für Lärmterror und akustische Folter zu rücken. In den Händen der Guten werden aus Granaten Schokoladeneier und aus Rammbässen Engelszungen. Im übrigen beobachten wir in der Frage des Lärmes eine Ignoranz, die dem dummdreisten Übergehen aller mörderischen Zivilisationserscheinungen, die nicht dem Corona-Virus gleichen, doch sehr ähnlich ist. Dabei dürften allein die Opfer des Verkehrs, des Chemiekeuleneinsatzes, der Krankenhausinfektion, der Justiz- und Bürokratenwillkür und der imperialistischen Kriege oder »Sanktionen« Tag für Tag, weltweit, in die Hunderttausenden gehen – Tag für Tag. Aber ich will nicht ablenken. Zur Stunde scheint sich der unprogrammgemäß kalte April zu einer Wende in den Sommer zu entschließen. Da müssen wir sofort unsere Waffen schmieren. Die wirkungsvollsten Nachbarterrorisierungsgeräte außerhalb regulärer Schlachtfelder stellen wahrscheinlich Motorsensen dar.

Ihr jaulendes, gleichwohl schneidendes Mähgeräusch läßt nie Langweile aufkommen. Sie übertrifft Kettensägen und sogar Zwergtraktoren, die von den Leibesumfängen ihrer LenkerInnen gesprengt werden, während sie auf 12 Quadratmeter Rasen hin- und herfahren. Eine herkömmliche Sense könnte zwar verschlankend wirken – auf die Profitspanne gewisser Industrien jedoch auch.

Autoren wie Tschechow, Theodor Lessing, F. G. Jünger wiesen bereits vor Jahrzehnten auf den aggressiven Charakter maschineller Geräusche hin. In den völlig berechtigten Lobliedern auf das Handwerkzeug fehlt dieser Hinweis meistens. Das Fauchen einer herkömmlichen Sense ist nahezu einschmeichelnd. Über die schlichte Bügelsäge, mit der ich mein Brennholz zerkleinere, hat sich noch nie ein Schmetterling oder – im Winter – ein Buntspecht bei mir beschwert. Im Bohren und Schrauben bin ich erfreut zur Handarbeit zurückgekehrt. Selbst die Spitzhacke, mit der ich Platz für ein Betonfundament schaffe, geht im Vergleich als Musikinstrument durch.

Der Kapitalismus haßt das Musische so gut wie die Muße. Daher seine Vorliebe für das schon früher behandelte Explosive. Alfred Nobel, der Panamakanal-Pionier, wußte es: der kürzeste Weg zum Erfolg ist die Sprengung. Leider enttäuscht in dieser Frage E. G. Seeliger. Während sich bei ihm Musik auf Mozart beläuft, kennt er Lärm überhaupt nicht. Auch Stichworte wie Alarm, Glocke, Hundegebell, Krach, Orgel, Sirene wird man in seinem *Handbuch des Schwindels* (von 1922) vergeblich suchen. Dabei war er jahrelang Lehrer gewesen! Vielleicht litt der Geißler unzähliger *Sperren* an einer Ohrensperre.

∞ Verfaßt 2022

Zum *Brockhaus*-Eintrag über *Lärm* fällt mir **Jakob Keusen** (1966–89) ein. Den kann das Lexikon natürlich leicht übergehen. Aber vielleicht wäre der Düsseldorfer Schlagzeuger, als Gastspieler auch auf der Scheibe *Bis zum bitteren Ende* der Rockgruppe *Die Toten Hosen* zu hören, noch berühmt geworden, wenn er mein Alter erreicht hätte? Keusen hatte das Pech, mit seinen akustischen Lebensäußerungen auf einen Mann zu stoßen, den das Leben sowieso schon benachteiligt hatte. Von den Eltern vernachlässigt, fällt Peter F. mit neun Jahren auch noch von einer Treppe; davon behält er ein lahmes Bein zurück, das später zur Hälfte amputiert und durch eine Prothese ersetzt wird. Nach Düsseldorf gekommen, läßt er sich vom Metallarbeiter zum Bürokaufmann umschulen. Nebenbei entwickelt sich der nur 1,65 große Mann zum Ordnungsfanatiker und Rechthaber. Unter seinen Arbeitskollegen ist er unbeliebt.* Zu allem Unglück wohnt er im Dachgeschoß einer ehemaligen Fabrik zufällig über dem Künstlerehepaar Keusen, dessen Sohn Jakob das

Trommeln liebt. Trotz der Vermittlungsversuche von Jakobs Mutter Almuth entspinnt sich ein anhaltender Kleinkrieg, in dessen Rahmen der 50jährige Junggeselle schließlich mit zwei Radios arbeitet, die er auf die Treppe hinausstellt, sobald Jakob Keusen auf die Felle haut. Ende August 1989 ist »das bittere Ende« erreicht. Der fast 1,90 große, 23jährige Schlagzeuger stapft mit seinen Trommelstöcken nach oben, um die Radios wieder einmal auszdrehen. F. fühlt sich angegriffen und sticht mit einem Brotmesser zu. Es fährt dem jungen Mann fast genau ins Herz, sodaß er am Fuß der Treppe zusammenbricht und wenig später stirbt. F. bekommt acht Jahre Gefängnis.

∞ Verfaßt 2018

* Gisela Friedrichsen, »Wenn Sie das noch mal machen!«, *Spiegel* 46/1990:

<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13501526.html>

Vier Geräusche Stürmische Nacht in Meljusejew, wo *Doktor Shiwago* in einem Lazarett arbeitet. Er und Frau Fleury werden von einem unregelmäßigen Klopfen aufgeweckt und beunruhigt, das trotz des Unwetters nicht zu überhören ist. Aufgrund der Vermutung, Schwester Antipowa sei vielleicht vom Bahnhof zurückgekehrt und stehe nun vor verriegelter Haustür, sehen sie nach, doch draußen begehrt weder sie noch sonstwer Einlaß. Bald darauf bestätigt sich, es war falscher Alarm. Sie entdecken einen Fensterladen, der sich aus der Verriegelung gerissen hat. Er schlug ans Haus. Merkwürdigerweise kommt freilich selbst der Autor (Boris Pasternak) nicht auf den Gedanken, ein Schutzsuchender Mensch hätte doch sicherlich versucht, sich auch durch Rufen bemerkbar zu machen. Hört man den Fensterladen, hört man auch Rufen.

An der Friedhofsmauer in Langenhain steht ein Häuschen, das ich mir eine Zeitlang gut als Wohnsitz vorstellen konnte. Dann wurde ich auf die ungefähr 15 Meter entfernte Zapfstelle des Friedhofs aufmerksam. Es ging etwas Wind – und die vier grünen Gießkannen aus Plastik, die dort an einer Stange aufgehängt sind, klapperten, weil sie unregelmäßig aneinander stießen. Man hatte Ringe mit Steckschlüsseln um die Griffe gelegt, und diese Schlüssel steckten in den vier an der Stange befestigten Schlössern – Methode Supermarktwagen. Der Trauernde kann seine Leiche nur begießen, wenn er den Schlitz eines Schlosses mit einer Zwei-Euro-Münze füttert. Hat er gegossen, bekommt er sein Pfandgeld zurück, sofern er die kostbare Plastikkanne wieder an ihren Platz hängt. Ich möchte fast wetten, vor der »Wende« wäre kein Mensch auf diese Neuerung verfallen.

In einem Buch Ernst Kreuders wird einmal ein Sack mit Zwiebeln ausgeschüttet. Das bewirkt sicherlich ein hübsches Kollern oder Poltern. Vielleicht täte es auch ein Sack

mit Kartoffeln, nur nehme ich an, der Vorgang klänge dann etwas anders. Landwirte würden den Unterschied wahrscheinlich hören. Ein pfiffiger Showmaster könnte daraus eine möglicherweise neuartige Fernsehrätselsendung machen. Da heute alles *live* erlebt werden möchte, legt man dem Kandidaten eine Augenbinde um, bevor die Säcke auf die Bühne gehievt werden. Die Landwirtschaftsshow arbeitet also ohne Tonkonserven. Kandidaten, die versagen, müssen sich die geleerten Säcke überstülpen lassen, ehe sie von der Bühne geleitet werden. Raten sie dagegen richtig, dürfen sie die Zwiebeln und Kartoffeln mit nach Hause nehmen. In Kürze ein durchaus kostbarer Gewinn, nachdem uns die Russen überfallen und unsere Schrebergärten verwüstet haben.

Das Niedergehen gefällter Bäume spielt sich im Grunde ähnlich ab. Meist ist nach dem Brechen ein Schleifen, Schurren oder Fauchen, dann ein dumpfer oder klatschender Aufschlag zu vernehmen. Natürlich kommt es sowohl auf die Baumart wie auf die Umgebung des todgeweihten Baumes an. Ein Förster wird sofort sagen können, ob der Baum eine Lärche und der Wald, in dem sie stand, ein Eichenhain war – um nur eine Situation von Dutzenden anzuführen. In jedem Fall dürfte aber eine Bühnenshow schwierig zu bewerkstelligen sein. Es sei denn, man mietet das riesige Aufnahmestudio, in dem die Yankees nach Ansicht böszüngiger KritikerInnen die berühmte Mondlandung von 1969 simuliert haben.

Verfaßt 2025 • Siehe auch → Hopffgarten (Autobahn) → Blog R.: Erzählungen *Ellen mit voller Kraft* (Gartenparty) + *Lömmbecks Hütte* (Trommeln)

Lexikon

Renatus Gotthelf Löbel (1767–99) war möglicherweise ein wichtiger Kollege von mir, Lexikograph. Der Sohn eines sächsischen Finanzbeamten hatte zunächst Jura studiert und machte darin (1791 in Leipzig) seinen Doktor. Er warf sich jedoch zunehmend auf Schriftstellerei und Rhetorik. Ab 1796 war er Mitherausgeber und Redakteur eines *Conversationslexikons mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten*, das ihn ziemlich bekannt machte. Für ihn reichte es allerdings nur zu drei Bänden, weil er bereits 1799 unter die Erde kam, 31 Jahre alt. Das Werk wurde 1808 von Friedrich Arnold Brockhaus gekauft und stellte damit einen Vorläufer der heutigen *Brockhaus Enzyklopädie* dar.

Löbels Todesumstände? Seine Gesundheit? Gar seine sonstigen persönlichen Verhältnisse? Eine komplette Fehlanzeige. Habe ich nichts übersehen, ist die Quellenlage zu Löbel äußerst betrüblich. Selbst in der *Sächsischen Biografie* wird man mit ein paar statistischen Angaben abgespeist.* Stadt- und Staatsarchivare aus Leipzig machen sich immerhin die Mühe mir mitzuteilen, sie wüßten beziehungsweise fänden leider auch nicht mehr.

∞ Verfaßt 2022 • * <https://saebi.isgv.de/person/snr/24183>

Falls Sie vom **Schein-Lexikon** noch nichts gehört haben: es macht sich die Form herkömmlicher Nachschlagewerke wie *Wörterbuch*, *(Real-)Lexikon*, *Enzyklopädie* in literarischer Absicht zunutze. Die Lexikon-Form kann dabei mehr oder weniger verfremdet werden. Die Scheinhaftigkeit des angeblichen Lexikons kann offen eingeräumt oder kunstvoll verbrämt werden. Die Nähe zu Fingierungen, Fälschungen, Fakes kann groß oder gering sein. Selbst die alphabetische Anordnung der einzelnen Textstücke halten nicht alle Autoren für unabdingbar.

In der Spätantike wird die Bezeichnung *Lexikon* für Wörterbücher der griechischen Sprache verwendet. Das erste deutschsprachige als Lexikon bezeichnete Nachschlagewerk dürfte vom Barockdichter Gotthilf Treuer stammen, der 1660 einen rund 2.000 Seiten starken Zitatenschatz mit dem für Schein-Lexikographen schon wegweisenden Titel *Deutscher Daedalus, begreifend ein vollständig außgeführtes Poetisch Lexicon* vorlegt. Es bleibt nicht bei der Poesie. Als Medium, das ein systematisiertes Chaos präsentiert, strebt das Lexikon nach mehr. Es hat System, weil es sich beim Alphabet ohne Zweifel um ein strenges Ordnungsprinzip handelt. Allerdings unterwirft es die Phänomene, die es erfaßt, genauso zweifellos dem puren Zufall, was bedeutet, es löst das Chaos nie auf. Folgt **B**erta auf **A**nton, ist nichts über ihre Beziehung oder über ihr Verhältnis zur **U**mgang von **X**anten ausgesagt. Aber das Ordnungsprinzip Alphabet ist verblüffend aufnahmefähig; nach Ansicht des Aufklärers Denis Diderot und seiner MitstreiterInnen – die als die ersten »Enzyklopädisten« gelten – paßt sogar die ganze Welt hinein. Spätestens hier – in Mitteleuropa um 1750 – mußten sich skeptische und gewitzte Köpfe finden, die mit einem (erstmal wohl von mir so genannten) *Schein-Lexikon* zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen suchten: einerseits Parodie der vielen fragwürdigen Wissensanhäufungsbemühungen der zivilisierten Menschheit, andererseits Präsentation der ureigenen, mehr oder weniger genauso fragwürdigen subjektiven Welt des Schein-Lexikon-Schöpfers.

Den Urvater des deutschen Schein-Lexikons haben wir womöglich in Gottlieb Wilhelm Rabener zu sehen. Der sächsische »Aufklärer« wartete 1745 mit einem offensichtlich satirisch gemeinten *Versuch eines deutschen Wörterbuchs* auf, das verständlicherweise von Lichtenberg begrüßt wurde, der bald darauf mit seinen Sudelbüchern in ähnlicher Richtung ging. Wegweisende ausländische Schein-Lexika waren Ambrose Bierces *Wörterbuch des Teufels* von 1906/1911 (USA) und Franz Bleis *Bestiarium Literaricum* von 1920, das die – zumeist berühmteren – Schriftstellerkollegen des Österreichers in Tiere verwandelt. Seeligers *Handbuch des Schwindels* von 1922 habe ich schon oft genug erwähnt. In jüngster Zeit warteten verschiedene Autoren mit Spezial-Schein-Lexika auf, die sich wahlweise solchen interessanten Fachgebieten wie Fabeltiere und Engel, Träume, Stilblüten, Fiktive Orte, Fiktive Künstlerbiografien, Nie geschriebene Bücher und dergleichen Absonderlichkeiten widmen.

Leider sind dem Schein-Lexikon-Autor nicht nur in thematischer Hinsicht keine Grenzen gesetzt, sondern auch was die Leichtfertigkeit angeht, mit der er sein Werk arbeitet. Eine alphabetische Anordnung verschiedener Beobachtungen kann selbstverständlich recht bequem sein, indem sich der Autor jede nennenswerte Mühe erspart, andere Zusammenhänge herzustellen. Er zieht der Durchdringung die Reihung vor. Das *Erzählen* verkommt zum *Aufzählen*. Andererseits kann das Schein-Lexikon in bewundernswerten Fällen eine beißende Kritik jener Wissensanhäufungsbemühungen (auch der Windbeutel- und Schaumschlägerei) darstellen und dem Alphabet trotzdem eine neue oder jedenfalls aufschlußreiche Sicht auf die Dinge abringen. Übrigens kann es auch die Willkür aller Einengungen verhöhnen oder geißeln, nämlich auf sogenannte Sachgebiete, Themen, Motive, also die Willkür von Abgrenzung und Auswahl. Es selber stemmt sich in den meisten Fällen gegen die bekannte Mauer zwischen »wissenschaftlicher« und »schöngestiger« Literatur. Man wird wohl behaupten können, jedem guten Schein-Lexikon eigne Ambivalenz. Das sehr gute Schein-Lexikon atmet den Geist der Polemik und der Selbstkritik zugleich.

Die Gattung der Schein-Lexika ist noch wenig erforscht. Zu keinem geringen Teil wird die Forschung schon durch die Schwierigkeit vereitelt, einen angemessenen und einigermaßen breit akzeptierten Namen ihres Sachgebietes zu finden. Die Bochumer Germanistin Monika Schmitz-Emans arbeitet abwechselnd mit den Begriffen lexikographisches Schreiben / enzyklopädisches Schreiben / Lexikofiktion. Vor der Suchmaschine seines Internet-Browsers steht der Forscher ratlos. Ein unanfechtbarer Erfinder des Schein-Lexikons kann bislang so wenig präsentiert werden wie eine Vorhersage darüber, ob sich diese Gattung womöglich mit der Ausbreitung sogenannter

Internet-Enzyklopädien erübrigen wird. Bekanntlich stehen und fallen diese nicht mit dem Alphabet, weil sie mit punktgenauer Suchmaschine arbeiten.

Ich möchte zum Schluß dieser kleinen Bestandsaufnahme ein nahezu seriöses Schein-Lexikon aus der Feder des österreichischen Biochemikers und Essayisten Erwin Chargaff hervorheben, der ja viele Jahrzehnte in New York lebte. Er brachte 1986 *Serious Questions: An ABC of Sceptical Reflections* heraus. Eine von ihm selbst vorgenommene deutsche Bearbeitung erschien dann drei Jahre später unter dem hübschen Titel *Alphabetische Anschläge*. Chargaff begnügt sich mit je einem Artikel unter jedem Buchstaben des Alphabets. Das genügt ihm für einen weltkritischen Rundschlag. Interessanterweise denkt er unter **V** (»Versuch mit unzulänglichen Mitteln«) über den *Essay* nach. Zuviel Fachwissen schade ihm, da es die aus dem Inneren kommende Überzeugung (des Essayisten) vergifte. Zu den wesentlichen Voraussetzungen eines gelungenen Essays zählt Chargaff *ein* bestimmtes Temperament – einerlei, welches. Er meint das schreibende Subjekt. »Die Gedanken, die den Text zusammenhalten, fügen sich zu einem Stil, aus dem ein Mensch herausblickt.«

Hat Chargaff recht, ist bei Kollektivwerken wie den herkömmlichen Lexika oder Enzyklopädien die Gefahr gebannt, ihre Artikel mit Essays, vielleicht auch die VerfasserInnen dieser Artikel mit Menschen zu verwechseln. Bei *Wikipedia* werden diese Schattenwesen »BenutzerInnen« genannt.

∞ Verfaßt um 2010 • Siehe auch → Angst, Wikipedia → Zierenberg (Verantwortlichkeit? z.B. bei *Brockhaus*)

Literaturbetrieb

Meine Erwartung, mit **Mihail Sebastians** unlängst veröffentlichtem Tagebuch aus der Zeit des Faschismus eine erheblich genießbarere Lektüre als die entsprechenden Aufzeichnungen von Victor Klemperer aufgestöbert zu haben, wurde enttäuscht. Beide Werke ähneln sich in vielen, ärgerlichen Zügen, voran die Langatmigkeit und die Flüchtigkeit. Daran konnte auch der Generationsunterschied nicht rütteln. Der rumänische, jüdische Schriftsteller Sebastian (1907–45) war rund 25 Jahre jünger als der Dresdener Romanistik-Professor, sodaß er das Wüten der einheimischen und deutschen Faschisten (Besatzung) in seinen Jahren um 30 erlebte. Im Brotberuf ursprünglich Rechtsanwalt, verlor er 1940 seine Anwaltslizenz und zudem einen Posten als Redakteur bei der *Königlichen Stiftung*, weil er außer Rumäne auch Jude war – »Saujude«, wie es damals

gerne hieß. Sebastian wurde zu mehreren Wehrübungen und Arbeitsdiensten eingezogen, entging jedoch der Verschleppung. Zuletzt überstand er die wiederholte Bombardierung Bukarests durch die Alliierten im Frühjahr 1944. Ein Jahr darauf, kaum der Angst und dem Elend entronnen, kam er in der Hauptstadt, mit 37 Jahren, bei einem angeblichen Verkehrsunfall ums Leben.

In der Unschlüssigkeit und Wehleidigkeit nehmen sich beide Autoren vielleicht nicht viel, doch der stets unverblümt vorgebrachten Kritik Klemperers sowohl am Faschismus wie am Zionismus kann Sebastian selten das Wasser reichen. Im Grunde interessieren ihn die gesellschaftlichen Verhältnisse gar nicht. Er ist Schlafwandler und Einzelgänger. Mit seiner Nachgiebigkeit, die er sich ein ums andere Mal selber vorwirft, erweist sich der aus bürgerlich-liberalem Hause stammende Rumäne ironischerweise als waschechter Jude. Ihr Seitenstück ist Sebastians Angewohnheit, sich mit Alkohol, Kino, Frauen, Musik »zu betäuben« und sich »aus all diesem Ekel und Widerwillen in kindische, ausführliche Tagträume« zu flüchten, wie er am 27. September 1941 notiert. Er hält sich für einen »Versager«; er sei nicht fürs Leben gemacht. So beklagt er in jedem dritten Eintrag, wie so vieles andere, auch seine Neigung zur Niedergeschlagenheit – bei der es Jahr um Jahr bleibt.

Dummerweise war er auch nicht so richtig für die Literatur gemacht. Gewiß kann Sebastian ein paar Romane veröffentlichen oder hin und wieder ein Stück im Theater unterbringen, doch der rauschende Beifall stellt sich bestenfalls vorübergehend ein. Er ist beileibe nicht so *erfolgreich* wie beispielsweise seine fragwürdigen Freunde Nae Ionescu, Mircea Eliade, Camil Petrescu. Immerhin *wird* er nicht wie sie. Trotz jener Duldsamkeit hat Sebastian nämlich nicht das Zeug zum Opportunisten, was ja das Karrieremachen sehr erleichtert hätte. Er bleibt seinen liberalen Überzeugungen und seiner Randposition treu. Allerdings bleibt er auch den genannten Personen und anderen »alten Freunden« treu, die sich nach Sebastians ungeschminkter, wenn auch zumeist kommentarlosen Darstellung im Tagebuch nur als sowohl eitle wie gemeingefährliche Strohköpfe bezeichnen lassen. Zu sehen, daß sich Sebastian nie dazu aufraffen kann, mit einem dieser Tintenfaßträger des Faschismus und des militanten Antisemitismus wirklich zu brechen, kommt für einen Leser wie mich schon beinahe Folter gleich. Petrescu, in jedem Lexikon als bedeutender Neuerer der rumänischen Literatur ausgegeben, biedert sich später auch *erfolgreich* den Kommunisten an. Ein widerlicher Kerl. Warum kam *er* nicht unter das Auto? Er starb 1957 mit 63.

Wie es aussieht, wird Sebastian ein glückliches Verhältnis zur Literatur vor allem durch seine ihm vom eigenen Naturell bereiteten Arbeitsschwierigkeiten erschwert. Er

berichtet unablässig davon. Er findet keinen Anfang, bekommt Skrupel, schreibt zu langsam, stolpert vom Überschwang zum Selbstzweifel und wieder zurück. Möglichkeiten sich abzulenken, etwa durch »Ausgehen«, nimmt er so sicher wahr wie sie ihm kurz darauf Katzenjammer bereiten. Oft kann er nur schreiben, wenn er Bukarest verläßt, um sich als Feriengast am Schwarzen Meer oder in den Karpaten zu verschanzen. Sowohl die Ablenkungen wie die Reisen kosten natürlich Geld und sind ungeeignet, den schmal entlohten Redakteur oder Hilfslehrer (an einer jüdischen Schule) aus seiner ständigen Geldnot zu führen. Dies alles wiederholt sich durch die Jahre gnadenlos, es ändert sich um keinen Deut, aber Sebastian schreibt es, im Tagebuch, trotzdem auf. Auch seine Erschöpfung und Schlaflosigkeit beklagt er immer wieder, ohne je zu bedenken, er könne auf diese Weise vielleicht dereinst die LeserInnen seines Tagebuchs ermüden. Ähnlich häufig erwähnt er Kopfschmerzen, Sehschwäche und andere gesundheitliche Beeinträchtigungen, die ihm zusetzen. Man könnte vermuten, irgendwo nage ein Wurm in ihm, aber dazu sagt er nichts. Er bemüht sich auch nicht um eine ärztliche Diagnose.

Überhaupt kommt Sebastian ähnlich selten zu nennenswerten Erkenntnissen wie ich es, andernorts, schon Klemperer bescheinigt habe. Sie sind Tretmühlen-Protokollanten. Auch in stilistischer Hinsicht hat der Romancier und Dramatiker dem Wissenschaftler aus Dresden nichts voraus. Dabei hätte Sebastian, im Vergleich zu Klemperer, sicherlich die Muße gehabt, seinen Einträgen aus dem Abstand heraus durch Feilen etwas mehr Glanz und Tiefe zu verleihen. Er beläßt es dabei, sich auch die Flüchtigkeit seiner Tagebuch-Prosa immer mal wieder selber vorzuwerfen. Sebastians vergleichsweise große Geschütztheit geht übrigens auch aus dem Umstand hervor, daß er es – auf den 800 Seiten der deutschen Ausgabe von 2005 – nicht *einmal* für erforderlich hält, die Frage zu erörtern, ob er sich selbst und vor allem andere Personen durch dieses Tagebuchführen nicht fahrlässig gefährde. Selbst von einem Versteck für das Manuskript in seiner jeweiligen Wohnung ist nie die Rede.

Im Gegensatz zum Fall Klemperer ist es mir ohnehin nicht immer ganz leicht gefallen, den angeblichen Ernst der Lage Sebastians nachzuvollziehen. Vielleicht liegt das nur an Sebastians unverschuldetem Pech, eine geballte Mischung aus zeitgenössischem Faschismus und allgemeinem jugendlichem Lebensüberdruß aushalten zu müssen. Er liebäugelt sogar mehrmals mit Selbstmord. Sein Eintrag vom 6. Dezember 1942 beginnt mit einer Klage über seine Lethargie und die Fadheit allen Geschehens. Es fehle ihm sogar »die Kraft zum Selbstmord, doch wenn ich eine geladene Pistole in der Hand hielte, würde ich vielleicht den Abzug drücken.« Ja, vielleicht ... Sobald die Pistole vom Himmel fällt und ein Engel die Entschlußkraft zum Abdrücken mitliefert. Merkt der Mann nicht, wie

lachhaft er sich aufführt und ausdrückt? Und wie vergeßlich er ist? Hat er doch erst im Februar desselben Jahres seinen Kollegen Stefan Zweig angepinkelt, weil sich dieser (in Brasilien) soeben umgebracht hat. »Er hatte kein Recht dazu, durfte es nicht tun.« Widersprüchlichkeit lasse ich mir ja gerne gefallen, aber naseweise Oberflächlichkeit nicht.

Ein erfrischender Widerspruch ergibt sich aus dem Vorwort des Herausgebers und Mitübersetzers der deutschen Ausgabe Edward Kanterian. Sebastians »sicheres Urteil« als jugendlicher Literaturkritiker für verschiedene einheimische Blätter leitet Kanterian aus der Tatsache ab, »so gut wie alle Autoren, die er besprach«, hätten »Eingang in den Kanon rumänischer Literatur gefunden«. Eben diesen, noch um berühmte Ausländer erweiterten Kanon wagt Sebastian später, im Tagebuch, wiederholt anzugreifen, weil die gleichsam amtliche Beweihräucherung seinem eigenen Urteil als Leser der betreffenden Autoren widerspricht. Selbst seine Bewunderung für Shakespeare ist nicht ungeteilt. »Was für ein kindisches, stellenweise sogar idiotisches Zeug!« entfährt es ihm am 13. Oktober 1941. Gemeint ist ein Stück, das im Titel das oberste Geschäftsprinzip der Kanterians bezeichnet: *Viel Lärm um nichts*.

Ob sich Sebastian bis zu seinem frühen Tod, der ihn auf dem Weg zu seiner Antrittsvorlesung als frischgebackener Literaturprofessor ereilte, trotz mancher Bedenken mit Plänen trug, sein Tagebuch früher oder später – in der einen oder anderen Form – zu veröffentlichen, geht weder aus diesem selber noch aus dem Vorwort des Philosophieprofessors aus Kent, GB, hervor. Wenn ja, hätte es Sebastian möglicherweise noch einmal gründlich im Geiste Jules Renards bearbeitet, den er sehr schätzte. Aber das ist Spekulation. Tatsache dagegen ist, seine wohl in Paris lebenden (und darbenden) Erben entschlossen sich zu einer Veröffentlichung des Tagebuchs in der vorliegenden Form. Man sollte sie einmal fragen, ob sie sich vielleicht noch an Sebastians Eintrag vom 25. September 1941 erinnern könnten: *Dieses Tagebuch ist ziemlich nutzlos. Ich lese es manchmal durch, und das Fehlen einer jeglichen Tiefe ernüchtert mich. Ereignisse ganz ohne Gefühl, ohne Glanz und Ausdruck aufgezeichnet. Nirgends sieht man, dass all dies ein Mensch schreibt, der tagtäglich, stündlich den Tod neben sich, in sich spürt. Ich fürchte mich vor mir selbst, fliehe vor mir selbst, gehe mir aus dem Weg. Ich drehe lieber den Kopf in die andere Richtung, wechsle das Thema. Nie fühlte ich mich älter, glanzloser, lustloser, ganz ohne Jugendlichkeit. Zerrissene Saiten, zwecklose Gesten, nichtssagende Phrasen.*

Angeblich war Sebastian »von einem Lastwagen erfaßt« worden. Zu erforschen, warum und wie, fehlt den Damen und Herren Literaturwissenschaftlern offenbar die Zeit. Oder das Geld. Oder die Lust.

Der spanische Jurist, Musikwissenschaftler, Akademiesekretär und Literaturhistoriker **Emilio Cotarelo y Mori** (1857–1936) machte sich vor allem als Herausgeber und mit verschiedenen gründlichen Studien, darunter eine Geschichte der spanischen Oper (1917) und der Zarzuela (1934), einen Namen. Die Latte seiner Arbeiten in der spanischen *Wikipedia* ist kein Baumstumpf. Kurz und schlecht, er dürfte der typische Gelehrte und insofern nichts Besonderes gewesen sein, denn diese emsigen Exemplare gibt es in der zivilisierten Menschheit wie Sand am Meer.

Machen Sie sich nur gelegentlich klar, welcher Wahnsinn hier am Werke ist. Trotz ihrer begrenzten Lebenszeit befassen sich diese Leute zum x-ten Male mit den Schöpfungen Lope de Vegas oder Tirso de Molinas, mit dem nationalen Musiktheater oder der Literaturgeschichte überhaupt, obwohl Kollegen vor ihnen genau das gleiche auch schon taten, sodaß die Iberische Halbinsel längst von wahren Sanddünen aus Sekundärliteratur durchzogen ist. Die wandern dann durch die Hände von riesigen Rudeln aus Studenten und Doktoranden, damit sich auch diese alsbald im selben Sinne nützlich machen und bewähren können. In individualpsychologischer und volkswirtschaftlicher Hinsicht handelt es sich selbstverständlich um eine maßlose Vergeudung. Kein asturischer Fuchs käme auf die Idee, Tag für Tag viele Stunden damit zu verplempern, ein historisch-kritisches Sammelwerk über einheimische Speisekarten im Wandel der Zeiten anzulegen, statt sich gehörig mit Mäusen und Hühnern vollzuschlagen und seine gewohnte Siesta nicht zu verpassen. Aber unsere Gelehrten sind eben keine Füchse, vielmehr Wiederkäuer wie unsere Kühe und Stiere auf den Viehweiden.

Sie werden vermutlich einwenden, jeder Gelehrte triebe und schriebe seine Speisekartenkunde doch stets von wieder einer etwas anderen Warte aus. Er führe stets ein paar neue Begriffe ein und glänze mit seiner neuen, persönlichen Masche, genannt Stil. Aber das ist fruchtlose Augenwischerei. Die sogenannten Nuancen zwischen zwei Spitzen-Sopranen machen lediglich Vollidioten fett. Vielleicht dient die Schaffens- und Abgrenzungswut in nicht wenigen Fällen auch als Trostpflaster auf dem Tod, dem bekanntlich keiner entgeht. Am Ende aller Mühsal, mit knapp 80 Jahren oder so, liegt jeder Gelehrte in seinem Sarg, und zwar als das immergleiche Skelett. Da haben sich die Nuancen irgendwie verflüchtigt. Insofern wäre es nicht verfehlt, der Digitalisierung sogar eine gewisse bewundernswerte Folgerichtigkeit zu bescheinigen. Man meißelt nicht mehr in Stein, sondern gleich in die Luft, wie ich weiter oben schon sagte.

Siehe auch → Balkon (Großschriftstellertum) → Dienstboten (für Autoren) → Hunde, Winseln (Preise) → Inseln, Grönland (Beweggründe) → Jefferies → Kapitalismus, Schutzumschläge → Kivi (Verkennung) → O'Casey (Streit mit Orwell) → Titel, Titelite (Preise) → Blog R.: Erzählung *Mann im Trafoturm* (Preise) + *Düster*, Favoriten, Kap. 2 (schlampige Bücher) und Müllerkoog (Großschriftstellertum)

Mysterien der Luftfahrt

Früher hatte man allerlei Mythen, etwa über den angeblichen Urknall, den Überfall der Japaner auf einen im Hafen von Haweii liegenden Müllhaufen der US-Kriegsflotte, die von Bargeld ausgehende Infektionsgefahr und dergleichen mehr. Heute sind *Mysterien der Luftfahrt* beliebt. Die folgende kleine Zusammenstellung mag zumindest einen dürren Abglanz der entsprechenden Vorfälle geben.

Die Sache trug sich Ende Oktober 1959 zu. Der 27jährige Kubaner **Camilo Cienfuegos** befand sich gerade auf einem Nachtflug von Camagüey nach Havanna – jedenfalls angeblich. Dabei verschwand er mitsamt seiner *Cessna 310* spurlos über dem Ozean. Er wurde weder bei einer schnell eingeleiteten Rettungsaktion noch später jemals gefunden. Die offizielle Darstellung nimmt einen Unfall an.

Nun war aber Cienfuegos nicht irgendwer. Erst im Januar des Jahres war der blendend aussehende Sohn eines Schneiders als erster kubanischer Guerillaführer an der Spitze von 500 Kämpfern in Havanna einmarschiert. Er galt als beliebt. In der Revolutions-Hierarchie (für empfindliche Gemüter ein schwarzer Schimmel) kam er gleich hinter den Castro-Brüdern und Che Guevara. Allerdings glauben einige BeobachterInnen, er habe, auch von seiner Herkunft her, zu anarchistischen Positionen geneigt und in den Monaten vor seinem Verschwinden auch schon Unmut am streng kommunistischen Castro-Kurs geäußert. Gleichwohl hatte Cienfuegos kurz vor seinem Nachtflug getreulich Fidel Castros Auftrag erfüllt, seinen eigenen Freund Huber Matos zu verhaften, der gerade aus Protest gegen die offizielle, kommunistische Linie von seinem Amt als Militärbefehlshaber der Provinz Camagüey zurückgetreten war. Manche halten deshalb Matos – der geschlagene 20 Jahre im Gefängnis zu verbringen hatte – für den Drahtzieher jenes »Unfalls«, der vielleicht ein Abschuß, aber vielleicht auch ein Untertauchen war. Andere tippen wahlweise auf *CIA* oder *KGB*.

Die meisten BeobachterInnen vermuten allerdings, die Regierungsspitze selber habe ihre Hände im Spiel gehabt. Immerhin kamen innerhalb kurzer Zeit nach dem Vorfall nachweislich etliche enge Vertraute Cienfuegos' sowie Zeugen und Beteiligte der Aufklärungskommission auf unnatürliche Weise zu Tode, darunter Cienfuegos' persönlicher Adjutant Hauptmann Cristino Naranjo. Es ist freilich auch möglich, daß falsche Spuren gelegt wurden, um ein schlechtes Licht auf die erfolgreiche Revolution zu werfen. Als Historiker sieht man sich wieder einmal mit einem Küchenmesser bewaffnet dem üblichen Dschungel aus Interessen, Intrigen und Lügen gegenüber. Nebenbei äußert sich so gut wie keine Quelle zu der naheliegenden Frage, ob der Verschwundene allein in der *Cessna* saß oder nicht, ob er überhaupt einen Pilotenschein besaß und so weiter. Da möchte man fast die Eindeutigkeit loben, mit der die Fassade des »Informationsministeriums« in Havanna ein Porträt zeigt, das höher als das achtgeschossige Gebäude selber ist.

[1] Es stellt den verschwundenen Genossen Cienfuegos dar. 2015 ist die Kubanerin Yoani Sánchez schon so weit, ihn gar nicht mehr finden zu wollen.[2]

Nach einem Artikel, der im Januar 2017 im Monatsblatt *Graswurzelrevolution* zu lesen war, hatte sich der Berufsrevolutionär fliegen lassen. Im übrigen behauptet Autor »Coastliner«, laut den Aussagen verschiedener Zeugen, darunter ein ortsansässiger Fischer, seien Cienfuegos und sein Pilot Luciano Farinas in der Bucht von Masio durch einen *Sea Fury 530*-Abfangjäger der kubanischen Armee abgeschossen worden. Als Insassen des Jägers nennt er Osvaldo Sánchez und Kapitän Torres, »ein Vertrauter Raúl Castros«. Raúls Bruder Fidel habe von einem Sturm gesprochen, während andere Beteiligte heute versicherten, es habe damals klares Wetter geherrscht. Coastliner stützt sich bei diesen Angaben auf eine französische Fidel-Castro-Biografie, nämlich: Serge Raffy, *Castro, L'Infidèle*, Paris 2003, S. 337 ff. Diese Quelle wird auch in der französischen *Wikipedia* erwähnt. Allerdings betont das Lexikon, bewiesen sei nichts; die damaligen (kubanischen) Flugzeuge seien doch recht brüchig gewesen.

Der italienische Katholik **Enrico Mattei** (1906–62), ein hochgewachsener, stets elegant wirkender Mann, war Patriot und Antifaschist, aber auch knallharter Unternehmer und Politiker. Im Oktober 1962 zerschellte er, 56 Jahre alt, mit seinem Privatflugzeug bei regnerischem Wetter in den mit Zypressen und Lorbeerbäumen gespickten Fluren der Lombardei. SkeptikerInnen waren nicht verblüfft, hatte Mattei doch als Chefmanager der staatlichen Erdölgesellschaft *Agip/Eni* sogar den global führenden Ölkonzernen des Freien Westens das Fürchten beigebracht. Er hatte die algerischen UnabhängigkeitskämpferInnen unterstützt und gute geschäftliche Beziehungen zu SU und China gepflogen. Beim Absturz seiner *MS.760 Paris* in der Gegend von Mailand kamen auch sein Pilot, Irnerio

Pertuzzi, und der *Time-Life*-Journalist William McHale um. Offiziell waren zunächst, wenn nicht das Wetter, »technische Defekte« schuld. Später wurde teils unverblümt von einem Anschlag auf die Maschine gesprochen, so 1986 von Ex-Ministerpräsident Fanfani. Um 2000 strengten Angehörige Matteis und jenes US-Journalisten in Pavia einen Prozeß gegen den Bauern Mario Ronchi an, der als Augenzeuge der Presse gegenüber zunächst von Anzeichen einer an Bord erfolgten Explosion gesprochen, dann jedoch den Schwanz eingezogen hatte, nachdem er offensichtlich bestochen worden war. Dieses Verfahren wurde 2003 »mangels Beweisen« eingestellt.

Drastischer noch ist die Sache mit dem Journalisten Mauro De Mauro, der 1970 den Filmregisseur Francesco Rosi zum »Fall Mattei« mit Recherchen unterstützen wollte. Anscheinend war De Mauro in Palermo, Sizilien, stationiert, wo er nun Geschäftspartner von Mattei befragte. Mitte September jedoch war De Mauro plötzlich verschwunden. Seine Leiche tauchte nie auf. Der geständige Ex-Mafioso Gaspare Mutolo behauptete 1994, der lästige Journalist sei damals entführt und umgehend erdrosselt worden. Diese und viele andere Angaben finden sich bei der Buchautorin Regine Igel.[3] Ihr Buch läßt sich auch fast als *LbZ* jener zwei Jahrzehnte der »Strategie der Spannung« in Mitteleuropa lesen, als *Lexikon beseitigter Zeugen*. Dabei werden die unerwünschten Zeugen auffallend oft mit Hilfe fingierter Autounfälle aus dem Verkehr gezogen. Hätte es um 1880 keine wackeren Pioniere mit Interessen der schnelleren Fortbewegung oder schnelleren Profitmaximierung gegeben, wäre das Auto gleichwohl erfunden worden, nämlich von Geheimdiensten oder anderen kriminellen Organisationen, eben als Zeugenbeseitigungsgerät.

Der US-Politiker (der »Demokraten«) **Nick Begich**, geboren 1932, gilt inzwischen seit genau 50 Jahren als verschollen. Er war zuletzt Kongreßabgeordneter für Alaska. Am 16. Oktober 1972 wurde ihm ein Inlandsflug von Anchorage nach Juneau zum Verhängnis. Der Flug fand im Rahmen des Kampfes um die Wiederwahl Begichs in den Kongreß statt. Neben dem Piloten Don Jonz, 38, befanden sich Wahlkampfhelfer Russel Brown, 37, und der Kongreßabgeordnete aus Louisiana Hale Boggs, 58, an Bord. Auch von ihnen sowie von der *Cessna 310* fehlt bis heute jede Spur. Begich wurde zwar wiedergewählt, sogar mit absoluter Mehrheit, doch das war natürlich gegenstandslos, weil der 40 Jahre alte Mandatsträger trotz vieler Gebete nicht wieder auftauchte. Den Sitz übernahm sein unterlegener Konkurrent Don Young von den »Republikanern« als Sieger einer Nachwahl. Das Flugzeug der vier Männer war überprüft, das Wetter für Sichtflug eher ungünstig. Der Pilot und Eigner der *Cessna* galt jedoch als erfahren.[4] Normalerweise wäre er, bei knapp 1.000 Kilometer Strecke, nach drei bis vier Stunden in Juneau angekommen. Der letzte Funkkontakt fand schon bald nach dem Start statt. Möglicherweise stürzte die Maschine –

nicht als erste in diesem riesigen unwegsamen Staat – in eine bewaldete Schlucht oder in ein Gletschergebiet. Eine aufwendige Suche über Wochen hinweg blieb erfolglos.

Begich hinterließ, neben seiner Frau, sechs Kinder. Von diesen heißt eins auch wieder Nick. Nach einigen Internet-Quellen behauptete Nick Begich junior später öffentlich, es sei wichtiges Beweis- beziehungsweise Vergleichsmaterial beseitigt worden. Nun darf der Junior sicherlich als befangen gelten, zumal er sich, als Forscher und Autor, mit mahnenden Schriften über Parapsychologie, psychologische Kriegsführung (auch aus dem Weltall heraus) und Bewußtseins- und Gedankenkontrolle hervorgetan haben soll, die auf *Wikipedia*-Niveau unter den bekannten Holzhammer-Begriff »Verschwörungstheorie« fallen. Andererseits ist der Sohn natürlich nicht der einzige, der Unheil wittert, da es dafür naheliegende Gründe gibt. So soll Begich senior, ursprünglich Lehrer, dann Bauunternehmer, unliebsamer Vertreter der Rechte der Eingeborenen Alaskas gewesen sein. Vor allem aber war der mitverschollene Boggs ein bekannter Gegenspieler Präsident Nixons und früher, 1963/64, Mitglied der *Warren-Kommission* zur »Aufklärung« des Attentats auf Präsident John F. Kennedy gewesen. Boggs soll die amtlich bevorzugte »Einzeltäter-Theorie« zumindest zeitweise abgelehnt haben.

Laut Isabel Goyer[4], immerhin Chefredakteurin des anscheinend renommierten Magazins *Plane & Pilot*, wird die Vermutung, Boggs sei Ziel eines Anschlages gewesen, 2020 auch im Podcast *Missing in Alaska* des Journalisten Jonathan Walczak vertreten. Sie selber hält nach wie vor einen wetterbedingten Absturz, etwa wegen Vereisung, für am wahrscheinlichsten. Dennoch betont sie, Walczak habe zahlreiche Anhaltspunkte für einen Bombenanschlag geliefert, die man kaum übergehen könne. So führe er beispielsweise Entkräftungen der Behauptung ins Feld, die Überlebens-Ausrüstung in der *Cessna* sei mangelhaft gewesen. Ferner habe er eine echte Komödie ausgegraben. Danach hatte das *FBI* um 1995 mit einem niedrigrangigen Mafioso aus Tucson, Arizona, zu tun, Jerry Max Pasley, der den Beamten, offenbar im Gefängnis, von seiner Tatbeteiligung an einem Anschlag auf Begichs Flugzeug erzählte. Erstaunlicherweise hatte dieser Gangster gut ein Jahr nach dem Verschwinden der vier Männer Pegge Begich geheiratet, die Witwe des Kongreßabgeordneten. Die Ehe hielt nicht lang. Inzwischen ist Pasley gestorben.

Begichs mehr politisch motivierten Widersacher Young, immerhin ein Nutznießer des Unglücks, scheint keiner auf der Liste zu haben. Jedenfalls kann man auch ihn nicht mehr befragen, da er soeben, im März 2022, mit 88 verschied.

Nun will ich den buchstäblichen Fall **Ustica** streifen. 30 Jahre nach dem Blutbad witterte sogar ein italienischer Staatspräsident Unheil. Es gebe »Spuren einer Verschwörung«, erkühnte sich Giorgio Napolitano 2010 zu erklären, vielleicht sogar eine

»internationale Intrige«, und dies gelte es in Erinnerung zu rufen. Was war geschehen? Im Sommer 1980 war eine italienische Linienmaschine (*Itavia-Flug 870*) unweit der Insel Ustica, Sizilien, ins Mittelmeer gefallen; alle 81 Insassen kamen um. Ursache sei entweder ein Bruch der *Douglas DC-9* wegen Materialermüdung oder eine in der Maschine explodierende Bombe gewesen, hieß es sofort. Dummerweise wurde später das Wrack geborgen. 1999 stellte der hartnäckige Untersuchungsrichter Rosario Priore in einer Anklageschrift unmißverständlich fest, die Angelegenheit sei zielstrebig verschleiert worden. In Wahrheit hätten sich damals im angeblichen »Unglücks«-Gebiet mehr als ein Dutzend »Kampfflugzeuge« verschiedener Nato-Staaten und Libyens getummelt. 2013 sprach der römische Kassationshof, laut Michael Braun[5], eindeutig von einem Abschluß durch Nato-Kampfflieger. Und wie kamen die auf diese menschenfreundliche Idee? Nach der am meisten bevorzugten Theorie sollte eine *Tupolew Tu-134* abgeschossen werden, in der Libyens Oberhaupt Gaddafi zu einem Staatsbesuch nach Polen unterwegs war; durch eine Verwechslung habe die Rakete dann aber die ähnlich gebaute italienische Linienmaschine mit den 81 Insassen erwischt. 2013 wurden sogenannte Entschädigungen zugestimmt. Von diesen, je nach Quelle, 100 oder 110 Millionen Euros (aus italienischer Steuerschatulle) haben die 81 Pechvögel des Fluges Nullkommanichts.

Wer für runde Todesopferzahlen schwärmt, könnte einwenden, tatsächlich seien es um 100 Pechvögel gewesen. Während der aufwendigen und zielstrebigsten Vernebelungsarbeit etlicher PolitikerInnen, Behörden und Geheimdienstleuten – die selbstverständlich »der Aufklärung« dienten – kam es nämlich sehr wahrscheinlich zu ungefähr 15 bis 20 vorsorglichen Zeugenbeseitigungen, wie sogar in Florence de Changys Buch über *MH 370* zu lesen ist (S. 443–46). Die französische Journalistin führt eine Bilanz der Verantwortlichkeiten im Fall Ustica an, die ihr italienischer Berufskollege Andrea Purgatori 2014 im Monatsblatt *Le Monde diplomatique* zog.[6] Danach hatte Italien die Verletzung seines Luftraumes erlaubt und in der Folge alles vertuscht. Die USA seien zumindest Zeuge, wenn nicht Komplize gewesen. Der Abschluß selber ging wahrscheinlich auf das französische Konto. Doch sämtliche beteiligten Staaten, Libyen eingeschlossen, hüllten sich nach wie vor in Schweigen, stellte Purgatori abschließend fest. Als Witz nebenbei versichert De Changy, derselbe Kollege, Purgatori, habe bereits zwei Tage nach dem Unglück, 34 Jahre früher also, aufgrund von Insider-Hinweisen im *Corriere della Sera* gemutmaßt, die Linienmaschine sei durch eine eigentlich auf Gaddafi gemünzte Rakete vom Himmel geholt worden. Um diese »Verschwörungstheorie« zu zertrümmern, legten sich über Jahrzehnte ganze Hundertschaften aus kaltschnäuzigen Vertuschungskünstlern und Killern ins Zeug.

Ein ähnlicher Reißer war das bis zur Stunde ungeklärte Verschwinden von **MH 370**, das im Frühjahr 2014 die halbe Welt in Atem hielt. Eine *Boeing 777* mit 239 Menschen und einiger Fracht an Bord war (am 8. März) auf ihrem planmäßigen Nachtflug von Kuala Lumpur, Malaysia, nach Peking schon bald nach dem Start nicht mehr ansprech- und auffindbar. Nun begann ein wochenlanges Verwirrspiel, das unter Geheimdienstlern *Desinformation* heißt. Um von der Wahrheit abzulenken und alle Empörten zu beschwichtigen, arbeitet man also emsig mit Gerüchten, Falschmeldungen, Trugspuren und so weiter. In diesem Fall wurde ein rätselhafter Umschwenk der Linienmaschine nach Süden erfunden, in die Weiten des Indischen Ozeans, wo trotz aufwendigster, australisch geleiteter Suche nie etwas Handfestes aus dem Wasser gezogen wurde. Die höchstwahrscheinlich zurechtfrisierten Notsignale, die den Südkurs erhärten sollten, hatten die Briten mit Hilfe der Londoner Firma *Inmarsat* geliefert. In Wahrheit dürfte die nordwärts fliegende Riesenmaschine schon 90 bis 120 Minuten nach dem Start ihr Ende in vietnamesischen Gewässern gefunden haben: durch Notlandung oder Abschluß. Dort benötigte man jedoch Muße zur Trümmerbeseitigung, wovon auch einige Zeugenbeobachtungen sprachen. Zur Erklärung des Schwenks und des ausgedehnten Ausflugs nach Süden bevorzugten die malaysischen und australischen PolitikerInnen oder Behörden die Mutmaßung auf »erweiterten Pilotensuizid«. Das klingt bereits wie ein Witz, wenn man *Verschwunden*, das 2021 erschienene, umfangreiche Buch Florence de Changys, noch gar nicht zur Hand genommen hat.[7] Übrigens versichert die Autorin, hauptsächlich Hongkong-Korrespondentin für *Le Monde*, Paris, grundsätzlich seien Selbstmorde von diensthabenden Piloten »sehr selten«. Häufigste Unfallursachen seien technisches Versagen oder (irrtümliches) militärisches Eingreifen, doch genau die würden auch häufig vertuscht. Schließlich möchten weder die HerstellerInnen noch die Aufsichtsorgane ihr Gesicht und ihre Umsätze einbüßen. Den Ehrverlust mutet man dann lieber den sowieso schon mausetoten Piloten zu.

Es ist nicht immer bequem, der französischen Journalistin zu folgen, hat sie sich doch durch einen wahren Dschungel an Fakten, Lügen und Theorien zu kämpfen. Ich hätte manches abgekürzt, aber das ist vielleicht Geschmacksache. De Changys Gründlichkeit hat freilich den Vorteil, das Märchen vom Abstecher in den südlichen Indischen Ozean mit 100- und das Märchen vom Amok laufenden Piloten mit 98prozentiger Wahrscheinlichkeit vergessen zu können. Für den Südabstecher reicht eigentlich schon eine Parallele zu 9/11, die De Changy wohlweislich vermeidet. Damals, 2001 in New York City und Washington, D.C., soll es bekanntlich einigen »Terroristen«, die Riesenmaschinen gekapert hatten, gelungen sein, die Luftabwehr des Giganten des Militarismus und der Scheinheiligkeit

USA mit ein paar Teppichmessern in der Hand auszuhebeln. Was nun Indischen Ozean und Chinesisches Meer angeht, hält es De Changy für nahezu unmöglich, mit einem fetten Passagierflugzeug dem äußerst dichten Spähnetz der Yankees zu entgehen. Mit Diego Garcia und U-Tapao lagen zwei US-Militärstützpunkte, übrigens mit ausreichend langer Landebahn versehen, ganz in der Nähe. Zur Verschwindens-Zeit waren sogar sehr wahrscheinlich zwei *AWACS* der USA in der fraglichen Luft. Das sind fliegende Spionage- und Einsatzzentralen. Doch die Yankees ließen sich nie dazu herab, irgendwelche Radar- oder Satellitenbilder aus der Unfall- oder Tatzeit zur Verfügung zu stellen, obwohl sie dadurch doch vielfach geäußerte Verdächtigungen auf Faulspiel hätten entkräften können. Sie taten einfach so, als besäßen sie solche Aufzeichnungen nicht. Der nächste Witz.

Nachdem sie zahlreiche Theorien von Dritten erschüttert hat, wagt De Changy ein eigenes »Szenario« vorzustellen, das sie zugleich für das naheliegendste und wahrscheinlichste hält. Die Frachtpapiere von *MH 370* wiesen mehrere Mängel oder Lücken auf. Kuala Lumpur gilt ohnehin als bekannter Schmuggelplatz. Demnach könnte sich ein wertvolles US-Spionagegerät im Frachtgut befunden haben, das Peking nur zu gern entgegen genommen hätte. Die Yankees bemerkten den Diebstahl jedoch und bedrängten die *Boeing* mit den bereits erwähnten zwei *AWACS*-Flugzeugen, wodurch sie auch den Funkverkehr ihres Opfers lahmlegten. Schließlich riefen sie aber einen Jäger herbei, weil sich die Piloten nicht zu einer Zwischenlandung auf einer US-Base bereit gefunden, vielmehr gehofft hatten, noch rechtzeitig den rettenden chinesischen Luftraum zu erreichen. Nun, im Grenzgebiet Vietnam/China, schoß der Jäger die *Boeing* ab. 239 Leichen wegen eines ausgefeilten elektronischen Spielzeugs. Möglicherweise seien es aber auch die Chinesen selber gewesen, weil da fremde Maschinen in ihren Luftraum eingedrungen waren.

Für mich hat dieses »Szenario« lediglich eine Schwachstelle, nämlich die Piloten der geopferten Linienmaschine. Mit De Changy probeweise angenommen, sie lassen sich auf die Vorwände eines Zwischenhalts in U-Tapao (Thailand) ein, warten 20 Minuten, bis Agenten das Spionagegerät aus der Fracht gerettet haben – und setzen den Linienflug, mit Verspätung, einfach so fort ..? Stumm machen konnte man sie ja schlecht. Man durfte ihnen noch nicht einmal die Augen zubinden. Aber hätten sie dann nicht, ob in Peking oder in Kuala Lumpur, von verschiedenen Ungereimtheiten ihres Fluges berichten müssen, »höhere Gewalt« eingeschlossen? Das wäre für die Yankees ziemlich peinlich geworden.

De Changy übergeht diese Schwachstelle – die hoffentlich kein Denkfehler von mir ist. Dafür läßt die Französin keinen Zweifel, wer dem mutmaßlichen Drahtzieher aus

Washington beigestanden hat. Es ist vor allem die übliche Brüderschaft: Australien, Singapur und Großbritannien. Die Briten steuerten wahrscheinlich die schon erwähnten gefälschten, in den Indischen Ozean führenden Notsignale bei. Was Malaysia angeht, ist es laut De Changy im Laufe des Unglücks und der Vertuschung »zu einer geradezu sensationellen Annäherung« zwischen ihm und den USA gekommen (S. 62). Vermutlich hat Washington diese Annäherung gut bezahlt. Nebenbei scheint Malaysia von Hause aus ein ähnlich korrupter Landstrich zu sein wie etwa die sprichwörtliche Bananenrepublik. Oder wie Kiew.

Andernorts erwähnte ich kürzlich Michael Schneiders Lob einer neuen »fulminanten« Studie seines geringfügig jüngeren Kollegen Kees van der Pijl: *Die belagerte Welt*. Aber etwas früher (deutsch 2018) legte der Niederländer das Buch *Der Abschluß* vor. Es bezieht sich natürlich auf ein Aufsehen erregendes *Boeing*-Unglück, das nur wenige Monate nach dem fernöstlichen Vorfall in der Ostukraine stattfand: **MH 17**. Erneut war also Malaysia beteiligt, aber den Löwenanteil der Passagiere dieses Linienfluges von Amsterdam nach Kuala Lumpur stellten just NiederländerInnen. Im ganzen hatte die Maschine 298 Personen an Bord. Sie wurde, am 17. Juli 2014, sehr wahrscheinlich abgeschossen. Von Überlebenden ist nichts bekannt. Die vielfältigsten Beschuldigungen und Hintertreibungen blühen bis zur Stunde. Nach dem Ausholen über der Indischen See will ich mich jedoch auf ein paar Waschzettel-Sätze zu Van der Pijls Arbeit beschränken. »Auf der Basis bisher unveröffentlichter Dokumente der niederländischen Regierung und gehackter E-Mails des damaligen NATO-Kommandeurs General Philip Breedlove trägt das Buch aussagekräftige Indizien zusammen. Es behauptet nicht, die wirklich Verantwortlichen zu identifizieren, belegt aber, dass die neuen Herren der Ukraine das größte Interesse, das ausgeprägteste Motiv und die beste Gelegenheit hatten, den Absturz herbeizuführen.«

Sehen wir zum Abschluß einmal sträflich von den leiblichen und seelischen Kosten all dieser »Mysterien« ab, bleibt immer noch das liebe Geld. Gegenwärtig beträgt der Listenpreis einer *Boeing 777* mindestens 300 Millionen Dollar. Für die getürkte oder aufrichtige Suche nach *MH 370* werden, laut De Changy (S. 74), um 10 Millionen Dollar geschätzt. Kommen die ganzen Pressekonferenzen, Untersuchungsausschüsse, Agentenspesen, Versicherungsgelder, Entschädigungszahlungen, Gerichts-, Artikel- und Bücherkosten und vieles mehr hinzu. Sagen wir insgesamt, für diese sechs Fälle, drei Milliarden. Dafür können Sie sämtliche irdischen RüstungsunternehmerInnen mit Überlebensrationen versehen und auf den Mond schießen. Aber Sie können die drei

Milliarden selbstverständlich auch in Schokoladeneis und Smartphones anlegen, falls Sie ein gutzivilisierter Mensch sind.

∞ Verfaßt 2022

[1] https://de.wikipedia.org/wiki/Camilo_Cienfuegos#/media/Datei:Homenaje_a_Camilo_Cienfuegos_en_La_Habana.jpg

[2] Yoani Sánchez, <https://generacionyde.wordpress.com/2015/10/28/ich-mochte-dich-nicht-mehr-finden-camilo/>

[3] Regine Igel, *Terrorjahre. Die dunkle Seite der CIA in Italien*, München 2006, S. 74–82

[4] Isabel Goyer, »1972 Cessna 310C Alaska Disappearance of Hale Boggs and Nick Begich«, <https://www.planeandpilotmag.com/news/2020/09/24/1972-cessna-310c-alaska-disappearance/>, 22. März 2020, jetzt 18. August 2022

[5] Michael Braun, »Zusammenbruch des Lügengebäudes«, <https://taz.de/Flugzeugabsturz-von-Ustica-1980/!5074320/>, 29. Januar 2013

[6] Andrea Purgatori, »Ein mysteriöser Flugzeugabsturz vor 34 Jahren«, <https://monde-diplomatique.de/artikel/!297499>, 11. September 2014

[7] Florence de Changy, *The Disappearing Act*, London 2021, hier deutsche Ausgabe *Verschwunden*, Berlin 2022

Der Schauspieler und Kabarettist aus Wien und Berlin **Wolfgang Müller** (1922–60) war außerdem ein Scherzvogel, der unbedingt Flugkapitän werden wollte. Müller starb erheblich früher und unauffälliger als sein Partner aus der Jugendzeit Wolfgang Neuss, der noch als »Mann mit der Pauke« Karriere machte, nachdem Müller keineswegs als Bühnenkünstler, vielmehr als Flugschüler abgestürzt war. Die beiden hatten sich 1949 gefunden. In der Folge schossen sie unter der Firma »Die zwei Wolfgangs« als Adenauerfeindliches Komiker-Duo aus der »Frontstadt« Westberlin aus allen blitzenden Rohren. Daneben waren sich beide Wolfgangs nicht zu schade, ob solo oder gemeinsam, in etlichen zeitgenössischen Filmklamotten mitzuwirken, darunter *Das Wirtshaus im Spessart* von 1958. Als 1960 in der Schweiz Dreharbeiten zum *Spukschloß im Spessart* folgten, nutzte der 37jährige Müller die Gelegenheit zu einem Besuch beim Piloten und Fluglehrer Max Manger aus Basel, der inzwischen in Minusio lebte, einem Nachbarort von Locarno am Lago Maggiore, also im schönen Tessin. Dieser Entschluß kam Mangers Todesurteil gleich.

Wie schon angedeutet, hatte sich Müller die Pilotenlizenz in den Kopf gesetzt, und Manger, geboren 1916, galt als erfahrener und geschickter Flieger. Aber lediglich bis zum 26. April. Dies alles weiß ich übrigens nur, weil mir eine freundliche Frau aus der Gemeindeverwaltung von Lostallo mit einem leider auf italienisch verfaßten Zeitungsartikel* vom 27. April unter die Arme griff. Danach waren die beiden Männer in einer *Piper* um Mittag in Lugano-Agno gestartet. Man führte mehrere »Außenlandungen«

durch, darunter im berühmten Städtchen Ascona. Der Versuch, am frühen Nachmittag auf dem Flugfeld von Lostallo, Graubünden, zu landen, ging jedoch schief. Aus meiner Quelle geht beim besten Willen nicht hervor, wer da gerade am Steuer des Sportflugzeuges saß. Ich vermute, es war Flugschüler Müller, weil ja Manger wohl keine »Außenlandungen« mehr nötig hatte. Doch wenn in einem motorisierten Sportgerät zwei Hohlköpfe sitzen, dürfte es Jacke wie Hose sein. Auf dem genannten Flugfeld verding sich die *Piper* bei ihrem Landeanflug in rund 30 Meter Höhe an einem »überhängenden Draht«, stürzte ab und ging, ausgerechnet neben einem Bach, in Flammen auf.

Leider nützte der Bach weder dem 37jährigen Komiker Müller noch Max Manger, der wohl 42 war. Beide verbrannten. Manger soll Sprößling einer seinerzeit recht bekannten Baseler Konzertpianistin gewesen sein. Was den verhängnisvollen »Draht« angeht, war es wohl keine Stromleitung, aber doch ein Hindernis, das schon früher bei Piloten Mißfallen erregt hatte. Vielleicht wurde es entfernt. Über die Ermittlungen der Behörden ist im Internet nichts zu lesen.

∞ Verfaßt 2022

* »Un attore ed un ardito pilota periti in un aereo decollato da Agno«, *Giornale del Popolo* (Lugano), 27. April 1960, S. 2

Quakenbrücker Segelflugschülerin († 2012). Für den Autoführerschein war diese vermutlich deutsche junge Frau noch zu jung. Als sie am 4. August 2012 im niedersächsischen Quakenbrück mit ihrem unmotorisierten Flugzeug gegen eine Zeile von Reihenwohnhäusern krachte, war sie 17 und tot. Man könnte das mit dem Hinweis übergehen, kein Fortschritt sei ohne Lehrgeld zu haben. Knapp zwei Jahre darauf legte freilich eine schon 56jährige Segelflugschülerin aus dem nordhessischen Baunatal auf dem nahen Dörnberg einen zu steilen und damit letztlich »harten« Landeanflug hin, weshalb sie, wegen Verdachts auf schwere Rückenverletzungen, gleich weiter ins Kasseler Rote-Kreuz-Krankenhaus – geflogen wurde.* Eine Alternative wäre der auch nicht ganz ungefährliche Weg über die Autobahn Dortmund–Kassel gewesen. Jetzt fährt die gute Frau vielleicht Rollstuhl. Der Dörnberg bietet schon seit 1924 einen Segelflugplatz. Seit 2015 beherbergt er außerdem, im ehemaligen Landesjugendhof, eine Kommune: befremdlicherweise, wie ich finde.

Jene 17jährige starb noch am Unfallort. Was die beteiligten BodenbewohnerInnen angeht, kamen sie anscheinend mit dem Schrecken davon. Das Mädchen war auf dem Quakenbrücker Flugplatz per Seilwinde gestartet. Zuletzt war es, nach Augenzeugen-

berichten, sehr tief geflogen. Laut Untersuchungsbericht der *BFU* lagen bei der jungen Pilotin weder Anfälle noch Drogenkonsum vor; vielmehr: Überforderung beim ersten Alleinflug. 2009, am 5. Juli, hatte es ein 19jähriger Sportkamerad besser getroffen. Er rettete sich durch Fallschirmabsprung, ehe sein Segelflugzeug bei Quakenbrück in einem Getreidefeld zerschellte.** Auch die brütenden Wachteln waren rechtzeitig davongestoben. Wie ich im Internet lese, lieben es die SegelfliegerInnen, ihren »Sport« als Poesie oder Mentaltraining, somit als gesundheitsdienlich, ansonsten harmlos auszugeben. *Ertüchtigung und Beherrschung des Luftraums* sind nicht im Spiel.

Soweit ich weiß, waren in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst alle nichtstaatlichen Flugaktivitäten verboten. Der Segelflug wurde 1951 wieder erlaubt. Der deutsche Faschismus hatte dem Segelflug großes (vormilitärisches und ideologisches) Gewicht beigemessen; schon in der *HJ* gab es recht begehrte »Luftsportscharen«, die vor allem Gleit- und Segelflug pflogen. Heutzutage haben wir im schönen Deutschland ungefähr 50 Segelflugunfälle jährlich. 2009 sollen diese sogar den Löwenanteil aller Flugunfälle gestellt haben. 2010 teilt ein *FAZ*-Sportredakteur*** beiläufig mit, der gesamte europäische Segelflug fordere jährlich zwischen 16 und 20 Todesopfer. Alle anderen Schäden, die »mentalen« eingeschlossen, wollen wir wieder mit Schweigen bedecken.

∞ Verfaßt um 2015

* <https://112-magazin.de/aus-der-region/item/11716-segelflugsch%C3%Bclerin-bei-harter-landungschwer-verletzt>, (Korbach), 17. April 2014

** <https://www.noz.de/artikel/243148/segelflugzeug-sturzt-in-quakenbruck-in-wohnhaus-17-jahrige-pilotin-tot#gallery&o&o&243148>, *Bersenbrücker Kreisblatt*, 4./6. August 2012 (am Artikelende)

*** Leonhard Kazda, <https://www.faz.net/aktuell/sport/randsportarten/segelfliegen-weltmeister-der-luefte-mit-der-nummer-007-11012274.html>, 18. Juli 2010

Die Tochter eines Bonner Architektenpaares **Rita Maiburg** (1952–77) war Fliegerin geworden. Nun hieß sie aber nicht Rita Metermaid oder wenigstens Charles Lindbergh, und deshalb blieb sie im *Brockhaus* unberücksichtigt. Das nenne ich einen Fehler. Schließlich war Maiburg, ab 1976, nicht nur der erste weibliche Flugkapitän im Liniendienst zumindest der westlichen Hemisphäre. Sondern ihre Laufbahn endete keineswegs in der Luft! Das könnte man sogar witzig nennen, hatte sie doch zunächst einen Prozeß führen müssen, bis sie um 1975 Aufmerksamkeit und erneut eine Anstellung als Pilotin bekam, wenn auch nicht bei der beklagten *Lufthansa*. Sie flog für *DLT*.

Allerdings hatte sich dieser Job bald erledigt. Am 2. September 1977 frühmorgens auf dem Weg zum Flughafen Münster-Osnabrück, Greven, wo sie das Cockpit einer *Short*

3-30 (30 Sitze) mit Ziel Frankfurt/Main zu erklimmen gedachte, stieß die 25jährige grünäugige und langmähige Blondine, Größe 1,73, mit ihrem Auto frontal mit einem Milchtankwagen zusammen. Nach einem Sachbuchautor* sah es draußen ähnlich wie im Tankwagen aus: Nebel. Eine Woche später erlag Maiburg in einem Grevener Krankenhaus ihren schweren Verletzungen und sah gar nichts mehr.

Dafür gibt es aber inzwischen schon mehrere Rita-Maiburg-Straßen in Deutschland, wie ich anderen Quellen entnehme. Alle FußgängerInnen, die nicht blind und keine Analphabeten sind, werden Rita lieben. Und sie werden sich auch einen Roman über Rita besorgen, der kürzlich erschienen und kongenial besprochen worden ist. Für Maiburgs tödlichen Autounfall (mit 25) hatte die Rezensentin (falls es eine war) keinen Platz mehr.** Schließlich ist die *Gießener Allgemeine* nicht die Londoner *Times*.

∞ Verfaßt 2022

* Ernst Probst, Buchauszug auf *FF (FlugzeugForum.de)*, 14. Februar 2006:

<http://www.flugzeugforum.de/threads/30307-Rita-Maiburg-Der-erste-weibliche-Flugkapitaen>

** <https://www.giessener-allgemeine.de/kultur/eine-mutige-frau-kaempft-sich-ins-cockpit-90313289.html>,

1. April 2021

Siehe auch → Bückeburg, Harder (Absturz mit Adligen) → Chaoui (Pilotin) → DDR, Sindermann (Absturz) → Faschismus, Fieseler (Flugzeugbauer) → Krieg, Starfighter → Rana Plaza (Hubschrauber) → Raumfahrt

Lüge

Ja, das waren noch Zeiten, als Täuschung durch Verkleidung und Verstellung beinahe die Regel war! Berühmt ist der Vorfall im Herbst 1906, von dem das Wort **Köpenickiade** für einen Streich oder eine Gaunerei abgeleitet ist. Damals tauchte ein erwerbsloser Schuhmacher in Hauptmannsuniform im Köpenicker Rathaus auf, verhaftete den Bürgermeister und beschlagnahmte die Stadtkasse. Rottländer und Zuckmayer machten aus diesem Stoff Dramen; Wilhelm Schäfer schrieb (1930) einen ganzen Roman.

Inzwischen täuscht man überwiegend mit gefälschten Dateien, also digital. Der leibliche Mensch ist ja ohnehin schon zum Aussterben verurteilt worden, Soldaten eingeschlossen, da fehlt der Verkleidung der Trägerstoff. Ein harmloses Beispiel für das veraltete Vorgehen finden wir im für die USA schicksals- oder intrigenschweren Jahr 1941. Der Chef der Funkaufklärungsstation *HYPO* nahe Honolulu, Hawaii, war damals ein gewisser Joseph Rochefort. Seine Abteilung lag in einem Keller, in dem zunächst

unerträgliche Hitze geherrscht hatte, weil sich die landesübliche tropische Hitze mit der Abwärme der benötigten Büro- und Dechiffriermaschinen paarte. Schließlich ließ Rochefort eine Klimaanlage einbauen – aber die sorgte nun für eine Kälte, die ihn, den Marineoffizier, tüchtig zittern ließ. So verfiel er auf die Idee, über seiner tadellos gebügelten Khakiuniform ein rotes Smokingjackett zu tragen. Und mehr noch: »Um die Härte des teppichlosen Betonbodens abzumildern, tauschte er seine Uniformschuhe während der Bürostunden mit weich gepolsterten Pantoffeln.« Beides widersprach selbstverständlich den Kleidervorschriften der Marine, doch diese Unkorrektheit habe sich Rochefort gestattet, schreibt Robert B. Stinnet in seinem bedeutenden Buch über *Pearl Harbor* (deutsche Ausgabe 2003, S. 109). Sobald Rochefort aus seinem Verlies auftauchte, um etwa Admiral Kimmel oder Beamte vom *FBI* zu treffen, steckte er wieder in der vorschriftsmäßigen Kluft.

Zwei Jahre früher hatten sich die deutschen Faschisten bekanntlich einen Kriegsgrund geschaffen, indem sie (am 31. August 1939) ein paar SS-Männer als polnische Freischärler verkleideten und gegen die eigene Rundfunkstation in Gleiwitz zum »Überfall« ausschickten. Damit war der Zweite Weltkrieg eröffnet. Rochefort sorgte dann in Haweei durch ganz andere, weitaus weniger sympathische Unkorrektheiten mit dafür, den Krieg noch kräftig auszudehnen. Der Preis dafür war ein Massengrab im eigenen Marinehafen, das die Yankees »den Japsen« in die Schuhe schoben.

∞ Verfaßt um 2020

Täusche ich mich nicht, zählt der **Vorwand** zu den drei oder vier wichtigsten Mitteln sämtlicher menschlicher Kommunikation. Er ist allgegenwärtig. Nur im *Brockhaus* fehlt er. Es mag natürlich sein, er taucht im Lexikon hier und dort im Zusammenhang mit der Lüge auf – aber durch irgendeine Nebenbehandlung wird man seiner großen Bedeutung nicht gerecht. Prüfen Sie einmal, was Sie gestern an einem Tag Ihrer Gattin, Ihren Kindern, Ihren Freunden, Mitarbeitern, Kunden, Wählern, Ärzten und schließlich immer wieder auch sich selber weisgemacht haben: nichts als Vowände. Sprächen Sie stets unverblümt und geradeaus, *hätten* Sie beispielsweise keine Freunde, MitarbeiterInnen, Kunden und WählerInnen mehr. Sie ließen Sie kurzerhand stehen, weil Ihr Eigennutz und Ihre Verdorbenheit gar zu offensichtlich wären. Gewiß ist denen schon klar, daß Sie ein Arschloch sind – aber sie möchten gern darüber hinweggetäuscht werden. Nennen Sie mir *ein* Kind, dem der Vater zuknurrte: »Warte nur, du Saubiest, dich werde ich schon kleinkriegen!« Nein, nein. Es geht nur um Erziehung. Papa will lediglich dein Bestes.

Meistens bekommt er es auch, beispielsweise deine sogenannte Liebe. Nennen Sie mir einen Finanzminister, der den Wahlschafen ankündigte, mit der steuerlichen Maßnahme X gedenke er sie wieder tüchtig auszuweiden, ohne daß sie es merkten. Nennen Sie mir eine geheimdienstliche oder militärische Maßnahme, die kein Kriegsvorwand gewesen wäre. Eine Stufe vorher werden allerdings zunächst *Sanktionen* angeordnet. *Sanktionen* sind möglicherweise das beliebteste Hüllwort der Postmoderne überhaupt.

Während ich diesen kleinen Text zu redigieren habe, tischen uns VerschwörungstheoretikerInnen passend Vorwürfe über Vorwände der jüngsten Corona- und Impfwahnzeit auf, die Toxikologe Dr. Helmut Sterz erhebt, ein anscheinend reuiger Ex-Manager des Pharmaunternehmens *Pfizer*. Er spricht von »katastrophalen« Impfschäden und nennt die politische Durchsetzung der fragwürdigen *mRNA*-Technologie recht ungeschminkt »verbrecherisch«. Dabei hatten doch die Gesundheitsminister Jens Spahn und Karl Lauterbach und ihre vielen Genossen nur das Volkswohl im Auge! Erstaunlicherweise meldet Sterz, wie etwa Reuther, sogar grundsätzliche Bedenken gegen den Impfwahn an. Er scheint zu glauben, wenn man neuerdings die gesamte Bevölkerung »wie mit der Gießkanne« ständig impfen wolle, habe es keineswegs wohlerwogene und nachvollziehbare medizinische, vielmehr »einzig und alleine finanzielle« Hintergründe.

∞ Verfaßt 2025 • <https://multipolar-magazin.de/meldungen/0349>, 3. Dezember 2025

Hätten Sie diesen Künstler gekannt? Laut *Brockhaus* brachte der niederländische Maler **Han van Meegeren** (1889–1947) »jahrelang erfolgreich meisterhafte Fälschungen« in den Handel, die er als Werke berühmter Vorgänger wie etwa Vermeer, Terborch, Hals ausgab. Er gilt noch heute als König unter den Kunstfälschern. Den Gipfel seiner Karriere erreichte er 1942, als Europa gerade in Trümmer fiel. Mit Hilfe eines Mittelsmannes gelang es ihm damals, seinen angeblichen Vermeer »Christus und die Ehebrecherin« für den Rekordpreis von 1,65 Millionen Gulden keinem Geringeren als Hermann Göring anzudrehen. Und der hängte dieses Gemälde überglücklich in seinen von Legenden umwobenen Landsitz *Carinhall*.*

Mit dem Kriegsende kamen jedoch die Yankees in den Besitz der Göringschen Sammlung. Und das sorgte in den Niederlanden für einige Empörung: »Landesverräter« Meegeren habe den Nazis einen Vermeer verscheuert, um noch reicher zu werden, als er ohnehin schon war. Er soll in den Niederlanden fast 70 Häuser, darunter Hotels, besessen haben. Seine Erlöse aus Fälschungen wurden um 1970 auf 30 Millionen Dollar geschätzt. Jetzt aber sah sich der Künstler in einer peinlichen Zwickmühle. Hütete er das Geheimnis

seiner Könnerschaft und seines Reichtums, winkte ihm der schändliche Tod als Landesverräter; bekannte er sich dagegen als Fälscher, somit Betrüger, kam er »nur« ins Gefängnis. Für das zweite entschied er sich auch. Allerdings nahm ihm das verblüffte Gericht sein Bekenntnis zunächst nicht ab. Dazu seien die heiklen Gemälde viel zu gut. Sie müßten echt sein. Erst eine gründliche Untersuchung durch einen Experten-Ausschuß stimmte das Gericht um. Nun zog es seinen Hut vor dem Künstler und brummte ihm lediglich ein Jahr Gefängnis auf. Das war am 12. November 1947.

Irre ich mich nicht, hatte Meegeren freilich schon vor dem Krieg in der Klemme gesessen. Schließlich hatte er sich damals (in Nizza) unter gründlichen Vorbereitungen sehr wahrscheinlich nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern auch deshalb zu der Laufbahn als Fälscher entschlossen, weil er wütend war. Er hatte sich über die Verkennung seitens der Kunstkritik gegrämt, die seine Erzeugnisse für Kitsch oder billige Nachahmung hielten. Als er dann seine ersten gelungenen Fälschungen an den Mann brachte, besaß er zwar die Genugtuung, diese verächtlichen Urteile zermalmt zu haben – nur war er leider, von seiner Ehefrau vielleicht abgesehen, der einzige Mensch auf der Welt, der das wußte. Schließlich konnte er seine Urheberschaft nicht an die große Glocke hängen. Diese Möglichkeit bot ihm erst der Nachkriegsprozeß um das Göring-Gemälde. Allerdings konnte er seinen Triumph so gut wie nicht mehr genießen. Er starb nämlich dummerweise bereits am 30. Dezember 1947 an »Herzversagen«, wie die Nachschlagewerke der Einfachheit halber sagen. Er war nur 58 geworden. Die Vermutung, er sei der ganzen Aufregung nicht mehr gewachsen gewesen, liegt natürlich nahe. Ein begnadeter Maler zu sein und echte Marderhaarpinsel einzusetzen, ist eine Sache, aber man braucht auch ein dickes Fell.

Zum Beispiel hilft einem das dicke Fell auch dabei, sich nie als Versager zu fühlen. Laut englischer *Wikipedia* war Meegeren in seiner Schulzeit vom Vater wiederholt dazu verdonnert worden, strafweise hundertmal zu schreiben: »Ich weiß nichts, ich bin nichts, ich bin zu nichts fähig.« In seiner Zeit als Meisterfälscher sei er zunehmend von verschiedenen Drogen abhängig geworden. Den deutschen Faschismus habe er, nebenbei, bewundert. Nach dem glimpflichen Ausgang seines Gerichtsverfahrens soll er mit bitterer Miene erklärt haben, sein Triumph als Fälscher sei seine Niederlage als schöpferischer Künstler gewesen. In diesem Bewußtsein steckte er die beiden Herzanfälle ein, die ihn in den Sarg beförderten.

Sind wir schon einmal bei Fälschungen, gestatte ich mir ein paar Bemerkungen zu Regenauers jüngstem *Manova*-Rundschlag.** Die Einsicht, das Überleben unserer Eliten stehe und falle seit vielen Jahrzehnten mit großangelegter »Manipulation«, auch PR

genannt, setzt er natürlich voraus. Neuerdings jedoch suche man lästige Umwege zu vermeiden, indem man unmittelbar ins Hirn der Massen ziele. Es geht also um »Gedankenkontrolle«, wie der orwellsch geprägte Laie sagen würde. Der IT- und Militärkomplex zücht seine hinterhältigen »Neuronalwaffen«. Die Datenverarbeitungsplattform *Insight* von Interpol – der nie gewählten Weltpolizeiorganisation – strebe bereits seit 2020 die lückenlose Speicherung unserer Personaldaten an, den »gläsernen« Weltbürger also. »Abschalten lässt sich die BLE-Übertragung nicht.« Schließlich ist inzwischen so gut wie jeder an verschiedenen Funk- und Überwachungsnetze angeschlossen. Hinzu käme jetzt aber die unmerkliche Fernsteuerung mithilfe von Nanopartikeln, die wir etwa durch Nahrung und Arznei oder einfach durch die Luft aufnähmen. Das klingt so erschreckend, daß Regenauer viele Belege auffahren muß – und er hat sie. Deshalb bezweifle ich die von ihm umrissenen Möglichkeiten und Anstrengungen keineswegs. Trotzdem lassen mich die Ausblicke auf die weltumspannenden finsternen Großer-Bruder-Pläne, die wir ja eigentlich schon seit etlichen Jahrzehnten zu lesen bekommen, stets auf gewissen Bedenken sitzen. Ich nenne nur zwei.

Zunächst bezweifle ich die angebliche vollständige Skrupellosigkeit unserer Eliten, an die Regenauer ausdrücklich glaubt. Ich sage mir, auch diese SpitzenmanagerInnen und SpitzenverdienerInnen haben doch Kinder oder Enkel. Sie sind ja auf geeigneten Nachwuchs angewiesen. Sollten sie nun diesen Lieben all die verheerenden, nun auch körperlich Gestalt annehmenden manipulativen Eingriffe, die sie den breiten Massen zgedacht haben, ebenfalls zumuten? Das Impfen mit Schrott und Chips und Begierden, die sie nicht mehr abwehren oder beherrschen können? Diese Einheitslösung kommt mir doch ein bißchen zu einfach vor. Nebenbei besitzen etliche Staaten seit Jahrzehnten Kernwaffen, aber nach dem furchtbaren US-Versuchsballon in Hiroshima hat noch kein Politiker oder General es gewagt, seine Kernwaffen einzusetzen. Dadurch gingen ja nicht nur ihre Sprößlinge, vielmehr auch sie selber drauf. Damit will ich die Möglichkeit von Irrsinnstaten oder »Versehen« keineswegs ausschließen.

Mein zweiter Einspruch haut gleichfalls in die Kerbe »Einheitslösung«. Ich befasse mich seit Jahren mit Geschichte, ob des Neandertals, des Kapitalismus' oder anarchistischer Kommunen. Dabei ist mir echte und einigermaßen dauerhafte Einigkeit noch nie begegnet. Alle Gesellschaften, alle Bewegungen, alle Grüppchen sind gespalten oder jedenfalls leicht spaltbar. Davon hat natürlich auch die CIA gezehrt – und das gewichtige Buch von Tim Weiner über deren Geschichte bis 2007 beweist, auch dieser brutale Geheimclub selber litt unentwegt an Spaltungen und Spaltbarkeit in den eigenen Reihen. Deshalb werden mich auch turmhohe Stapel von Manifesten, man müsse und werde jetzt

dies und das tun, nicht davon überzeugen, das es auch geschieht. Die Elite wird immer wieder über unerwartete Klüfte im eigenen Lager stolpern. Sie wird immer Rivalität, Intrige und Verrat am Hals haben. Damit will ich natürlich nicht behaupten, das unterbinde nun die meisten von ihr geliebten Scheußlichkeiten. Sie wird im Gegenteil noch viel Unheil anrichten, und von daher kann ich dem Zufall nur für mein vergleichsweise hohes Alter danken.

Nebenbei kostet es mich einige Selbstdisziplin, Regenauer nicht die vielen scheußlichen Fremdworte anzukreiden, die er hartnäckig liebt. Er selber hätte gesagt: notorisch. Dabei habe ich natürlich nicht die kaum vermeidbaren angelsächsischen Fachbegriffe der IT-Branche im Auge. Vielmehr völlig grundlose, überflüssige Wendungen wie: Relevanz, kapriziöses Gesetz, Eliminierung mißliebiger Informationen, definitive Abgrenzung, den zu priorisierenden Sicherheitsinteressen, skalieren, expandieren und dergleichen mehr. Das soll aber nicht am Verdienst des Überblicks rütteln, den er in seinem Aufsatz gibt.

∞ Verfaßt 2024

* Armin Fuhrer am 13. August 2021 für

https://www.focus.de/wissen/mensch/geschichte/nationalsozialismus/vermeer-fake-machte-ihn-reich-genialer-kunstfaelscher-narrte-selbst-hitler-vize-goering_id_13552153.html

** Tom-Oliver Regenauer: <https://www.manova.news/artikel/die-sechste-dimension>, 25. Mai 2024

Siehe auch → Corona, Selbstkritik (Echtheit von Dokumenten) → Neun-Elf → Quantitatives D., 9,99 (Euro)
→ Sprache → Blog R.: ausführliche Betrachtung *Alle Kreter lügen*

Lyrik

Weißer Rappen oder **Den freien Versfüßen auf den Fersen** Soweit ich sehe, treten auf Erden schon seit ungefähr 170 Jahren literarisch gestimmte Apostel auf, die ihre LeserInnen mit *Prosagedichten* beglücken oder aufrütteln, je nach dem. Hier hat sich soeben Günter Grass mit einer Aufsehen erregenden Attacke gegen ein kleines Land eingereiht, das ohnehin bereits zu alttestamentarischen Zeiten einen Zustand größtmöglicher Feindseligkeit anstrebte. Hätte er seine Attacke, per »Prosagedicht«, somit auf einem weißen Rappen geritten? Das wäre in der Tat große Kunst. Aus denselben Erwägungen heraus könnte der Gesetzgeber den Lehrberuf des Schlosserschreiners anordnen – und siehe da, die hinter dem Gesetzgeber stehende Industrie hat das Unmögliche bereits vollbracht, sie hat das

Automotorrad erfunden, wie mir an jedem Wochende einige jüngere, in Lederzeug gehüllte MitbürgerInnen beweisen, die die umliegenden Feldwege als Rennbahnen auffassen. Warum sollten *sie* untätig bleiben, während die Nato Bombardierungen als Friedensmissionen und den Schutz afghanischer Mohnfelder als Verteidigung der Menschenrechte ausgibt?

Ich fürchte, ich habe mich wieder einmal auf ein verdammt weites Feld begeben. Also eins nach dem anderen. Das sogenannte Prosagedicht ist ein Phänomen der sogenannten Modernen Lyrik. Über den hohen Ruf dieser Unterabteilung des Literaturbetriebes, die uns hartnäckig mit sprachlichen Erzeugnissen von hoher Beliebtheit, gewaltigem Zäsurenschwachsinn und allgemeiner Formlosigkeit beliefert, kann sich ein Freund der Ästhetik eigentlich nur wundern. Was wäre daran Lyrik? Da ihre Produzenten jedoch beteuern, in jeder anderen Gestalt verlören ihre sogenannten Gedichte an Aussage- und Bannkraft, kommen wir nicht umhin, sie achselzuckend der Sphäre von Religion, Aberglaube und Kult zu überantworten. Um die *Illusion Fortschritt* (1996) zu zerfetzen, zieht der US-Paläontologe Stephen Jay Gould, nebenbei guter Prosaist, das in den Staaten überaus beliebte Baseballspiel heran, das irrwitzige Regeln hat. Diese Regeln ließen sich beim besten Willen nicht vernünftig begründen, doch Millionen glaubten inbrünstig an sie, versichert Gould. In der Sportart »Moderne Lyrik« verhält es sich lediglich etwas komplizierter, weil sich jeder Lyriker seine eigenen Regeln schafft.

Ist er schlau wie Theo Breuer (*Wandler* Nr. 19), orakelt er etwas von einer »inneren Gesetzmäßigkeit des Freiverses«, um uns einen Hutmacher aufzubinden, der Schuhe feilbietet. Ein Vers hat mit Freiheit nichts zu tun. Wie zum Beispiel der französische Denker Alain gern betonte, hat es sich bei Lyrik schon immer um gebundene Rede gehandelt. Sie ist nicht frei sondern Form. Wie anders wollte sie sich auch von der Prosa unterscheiden? Denn von den möglichen Themen und der möglichen Bezauberung her unterscheiden sich Lyrik und Prosa um keinen Deut. Da wirft man Literaturstars wie Schiller oder Grass »Gedankenlyrik« vor, dabei ist *jede* Lyrik von gedanklicher Art, sofern sie durchs Gehirn ihres Schöpfers ging. Bei Grass ist man sich darin nicht immer sicher. Und wer umgekehrt der Prosa von Thoreau oder Tschechow »Gefühl« absprechen wollte, kann nur ein Sack voll Grillkohle sein. Ist es uns aber »nur« um die Anschaulichkeit oder Sinnlichkeit eines Textes zu tun, betrifft es Lyrik und Prosa gleichermaßen. Auf diesen angeblichen Gegensatz von gefühlsbetonter und durchdachter Sprache komme ich noch zurück.

Das Gedicht ist ein Fingerhut

Der Unterschied zwischen Lyrik und Prosa liegt allein im Bindungsgrad. Wer Prosa schreibt, springt ins aufgewühlte Meer. Und es gehört viel Disziplin dazu, hier eine schiffbare Route zu finden. Langen Atem braucht man auch. Wer dagegen »dichtet« – nach herkömmlicher Art – schreibt in Kanälen. Von jener Disziplin ist er entlastet. Das Eigenartige und Wohltätige des Gedichts liegt gerade in seiner Enge. Das Gedicht ist ein Handschuh; fast möchte man sagen, ein Fingerhut. Es nimmt nur auf, was paßt. Die strenge Form geht vor; das Maß der Strophen und Verse *schreibt* vor. Dieser freiwilligen Fesselung einen Höhenflug abzurufen, darin besteht die spannende, allerdings auch mühsame Arbeit des Gedichtverfertigers. Daß es dazu nicht unbedingt des Endreims bedarf, sieht man von Hölderlin bis Hacks. Aber es ist Arbeit. Wer sie fürchtet, wird sich unter das Dach des postmodernen »erweiterten Kunstbegriffs« retten, den niemand hartnäckiger verhöhnt hat als der Maler und Lyriker Robert Gernhardt. Dieses Dach ist groß genug, um alle Strohköpfe, Scharlatane und Faulpelze der Welt zu beherbergen. Der Forderung der Nachprüfbarkeit entgehen sie allemal. Denn woran wollte man ihre Ausgeburten, die weder überlieferte Maßstäbe anerkennen noch einen ihnen »inhärenten« Maßstab entwickeln, messen? Das einzige und das Großartige, worauf sie pochen können, ist die Nochniedagewesenheit ihrer Produkte. Der Kapitalismus mit seinem »Innovations«-Zwang, auch Neuigkeitswahn genannt, läßt grüßen.

Dem unreligiösen Freund der Ästhetik drängt sich natürlich die Frage auf, warum sich im Zuge der Moderne ausgerechnet Maler, Bildhauer, Komponisten und sogenannte Dichter bereitwillig dazu hergeben, an der Zerstörung der Form mitzuwirken. So weit ich sehe, gibt es dafür mindestens vier Gründe, die sicherlich immer anders zusammenspielen. Den ersten Grund habe ich bereits angedeutet: man möchte nicht veraltet sein. Das Schimpfwort dafür ist »antiquiert«. Also muß etwas Neues her, sofern man nicht als HinterwäldlerIn gelten möchte. Selbstverständlich wird es immer auch als das Bessere verstanden. Die Wurzel liegt in unserer Vergänglichkeit. So gut wie jeder junge Mensch ist davon überzeugt, er könne dies oder das, am besten sogar alles, besser machen als seine zahlreichen VorgängerInnen. Das Kind überflügelt seine »Alten«, auf die es sowieso schlecht zu sprechen ist.

Was Wunder, wenn unsere »Neuerer«, dies zum zweiten, auch dem allgemeinen Fortschrittswahn aufsitzen. Die Menschheit schreitet unbeirrt auf ihr Heil los, und nicht etwa heillos. Irrtümer oder Rückschritte zieht der Neuerer nicht in Betracht. Ironischerweise bleibt er mit seinem Fortschrittsglauben dem Anspruch des 19. Jahrhunderts verhaftet, man müsse die Wirklichkeit wiedergeben. Denn in der Wirklichkeit wird bekanntlich alles immer kniffliger, vielschichtiger, unübersichtlicher –

die Kultur verfeinert sich. Und dabei möchte er mithalten. Doch für mich besteht die Aufgabe der Literatur und Kunst nicht in dieser Nachäffung, sondern gerade umgekehrt darin, dieser bedenklichen Entwicklung, die uns zu Sklaven eines Trommelfeuers aus Trümmern, Splintern, Fetzen macht, klare Gestalten entgegen zu halten. Nur solche sind Quellen wirklicher Erkenntnis und Kraft. Daß sie bei aller Reinheit trotzdem zauberhaft wirken können, sieht man an einem Tagebuch-Eintrag von Jules Renard so gut wie an einem Bläserquintett von Paul Hindemith. Dies liegt ohne Zweifel daran, daß der Mensch und seine Welt unergründlich sind. Man braucht sie nicht künstlich zu verrätseln.

Der nächste Grund liegt auf der Hand. Er ist allen Handwerkern einsichtig genug, um mich hier nicht an ihm aufzuhalten. Er lautet: Es ist leichter, eine Form zu zerstören als eine zu schaffen. Es ist bequemer, ein Pißbecken zur Kunst zu erklären als eine Gestalt zu modellieren. Bei den modernen Lyrikern stellt die angebliche Gedichtform das Pißbecken dar, in das sie ein paar Reizworte kotzen. Mondrian gab die Gitter, die manchmal auf den Pißbecken liegen, als Stilleben aus, vor denen in Andacht zu erstarren sei.

Den vierten Grund erblicke ich in dem durchaus alten, unseligen Begehren der KünstlerInnen, ihren ureigenen Ausdruck, ihre ganz persönliche Sprache zu finden. Nach etlichen tausend Jahren emsigen Kunstschaffens ist da natürlich nicht mehr viel zu holen. Folglich weicht der Nachwuchs nur zu gern auf »Sprachen« aus, die mit Kunst nichts mehr zu tun haben. Sie setzen uns leere Leinwände, flimmernde Bildschirme, Wortsalate vor – in Zeiten des events auch gerne alles zusammen. Sie leiern Telefonbücher herunter oder verwandeln jedes Ding, das ihnen in die Hände fällt, in Fakirbretter oder Striegelbürsten, weil sie ja, wie ich schon sagte, nichts so lassen können wie es ist. Doch was immer auch, sie erklären es für die jüngste Vervollkommenung des *Pegasus* – und reiten dann 30 Jahre lang überaus einträglich darauf herum. Zugegeben, Grass reitet nicht; er ist wandlungsfähig. Aber sein jüngster weißer Rappe namens *Prosagedicht*, der sich vor lauter ungelinken Schachtelsätzen die Hachsen bricht, wird bis zum letzten Atemzug Dukaten scheißen, weil er einem Marken-Stalle entstammt.

Um noch kurz darauf einzugehen: Blechtrommler Grass imponierte im Laufe seines langen prominenten Lebens nicht unbedingt durch Gradlinigkeit, womit er nebenbei auf den Schlußseufzer meiner Betrachtung verweist. Während er geraume Zeit nach dem Empfang des Nobelpreises (1999) einige SS-Jugendsünden bekannte (2006), hatte er sich 1974, gemeinsam mit Böll, Walser und anderen, gegen den haarsträubenden Freispruch für den NS-Arzt Kurt Borm verwahrt. Während er vom Rande des Sarges aus die TotschlägerInnen aus dem Heiligen Land anprangert, begrüßte er 1999 die Bombardierung Jugoslawiens durch seinen Busenfreund Gerhard Schröder. Um 1970 fanden Klaus-Staack-

Plakate seinen Beifall, die den deutschen Arbeiter ironisch alarmierten, die *SPD* wolle ihm (dem deutschen Arbeiter, nicht Grass) die Villen im Tessin wegnehmen; im Oktober 2004 verkündete er gemeinsam mit 60 anderen Prominenten in einem Aufruf, das Ausplünderungs- und Ertüchtigungsprogramm *Hartz IV* sei »für den Standort Deutschland überlebensnotwendig« – wie ja auch Phrasen und Superlative für Schriftsteller unverzichtbar sind. Den Marsmännchen, die die ausgeglühte Erdkugel besichtigen werden, wird sich die Art Grass vom Skelett her als allesfressendes Chamäleon darstellen.

Die Gedanken sind frei und die Verse ohne Gedanken

Ich will nun versuchen, auf »Gedankenlyrik« und das leidige Grenzproblem zurückzukommen, siehe Schlosser/Schreiner. Was ich bis zum Weltuntergang erbittert bekämpfen werde, das ist neben der Heiligsprechung des Volkes Israel die Vergötterung sogenannter Dichter. Hier sind wahrscheinlich die berüchtigten »Spalter der Arbeiterklasse« am Werk. Da die Linke im allgemeinen Hierarchien liebt, macht sie jedenfalls bei der verbreiteten Praxis, einen Keil zwischen die »Dichter« und alle Nichtdichter zu treiben, emsig mit. Dabei stehen die Dichter – weibliche immer eingeschlossen – ersichtlich umso himmelhöher über den Nichtdichtern, je weniger es von jenen gibt. Für Blätter wie *Junge Welt* und *Ossietzky* sind unsere ehrfurchtgebietenden deutschsprachigen Dichter eigentlich nur Heine, Brecht, Hacks, Handke und, wie sich versteht, Johannes Erbrecher. Alle anderen sind nur Schriftsteller. Sie stellen ihre hölzernen Buchstaben auf wie Jägerzäune. Sie verfertigen Berliner Mauern. Nur der (linke) Dichter sitzt auf dem (hohen) Roß und webt an Deutschlands Leichentuch.

Scherz beiseite. Nach landläufiger Vorstellung – die Linke liebt alles Landläufige und Volkstümliche – ist der Dichter fürs Gefühl zuständig. Die Gedanken werden dem Schriftsteller überlassen, der sie durch die Bleiwüsten seiner Prosa schleppt, in welcher Form auch immer, ob Abhandlung, Kurzgeschichte, Roman. Ja selbst durch Gedichte! Wie ich ja schon durch Schiller und Grass belegt habe. In Wahrheit gibt es selbstverständlich nicht ein sprachliches Erzeugnis, das von Gedanken frei wäre. Die Sprache besteht nur aus Gedanken; andernfalls wäre sie Musik. Es ist sicherlich richtig, daß wir eine von Pflaumbäumen und Johannisbeersträuchern durchsetzte Rede zumeist anheimelnder finden als eine Rede über Pomologie (das ist die Obstbaukunde). Gleichwohl handelt es sich bei dem bekannten Vers *Mit gelben Birnen hängen / Und voll mit wilden Rosen / Das Land in den See* um einen durchweg begrifflichen Satz.

Wie F. G. Jünger in *Sprache und Denken* (1962) ausgeführt hat, sind auch unsere Dingwörter Schemata, die nicht die geringste Ähnlichkeit mit den gemeinten leibhaftigen

Phänomenen haben. Sie sind abstrakt. Sie stellen uns – so Jünger – durch ihre Begrifflichkeit einen »Riegel vor der Zudringlichkeit und Übermacht der Wahrnehmung« zur Verfügung. Sie helfen uns, die Dinge und Ereignisse zu ordnen, zu klären und so zu bewältigen. Was sich dagegen Kleinfritzchen unter einem Dichter vorstellt, das ist ein Nebelwerfer, ein Schaumschläger – eine taube Nuß, in die ein hilfsbereiter Freund des Dichters, der im Kölner Dom die Altarleuchter putzt, Weihrauchkörnchen geschmuggelt hat. Aber sie haben es faustdick hinter den Ohren, diese Dichter! Sie schwören bei Gott, nur sie sprächen zu uns über Gefühle und zu Herzen gehend. Wie machen sie das denn, ohne Gedanken? Ohne Sprache gibt es keine Gefühle. Es gibt dann nur Regungen, von denen wir nichts wissen. Sobald wir eines Gefühls inne werden, ist es durch unser Bewußtsein gegangen. Und nur auf diesem Wege kann es auch, soweit es Schriftstücke angeht, geäußert werden.

Selbstverständlich gibt es Prosa, die ungenießbar ist – viel zu viele. Man muß dazu nicht unbedingt Grass lesen und mästen – versuchen Sie es einmal mit bereits toten Leuten wie Georg Simmel, Rudolf Steiner, ja sogar Kafka. Dessen Prosa ist unerfreulich kalt, naturfern und unsozial, wie ich schon einmal andernorts behauptet habe. Ich glaube, in dieser Hinsicht ist ihm sogar Grass vorzuziehen. Gewiß, gemäß meines Unglaubens an »Willensfreiheit« können sie allesamt nichts dafür. Sie haben sich ihr Naturell nicht ausgesucht. Aber das heißt noch lange nicht, man müsse sie zu Denkmälern oder gar Vorbildern der Menschheit erheben.

Was eine Prosa packend macht ist, von gewissen dramaturgischen Kunstgriffen einmal abgesehen, vor allem ihr *Ausdruck*. Das meint jedenfalls George Orwell, der übrigens ein hervorragender Essayist war. Nach ihm hat sich der Ausdruck durch drei Merkmale auszuzeichnen: anschaulich, treffend, persönlich. Prägen Sie sich diese drei Begriffe ein. Sagen Sie sie viermal täglich auf, das ist wichtiger als Zähneputzen. Spielen sie jeden dieser drei Begriffe nach dem Aufsagen anhand verschiedener Beispielsätze, die Sie aus Ihrem Gedächtnis kramen oder just neu bilden, durch. Denn Sie werden kaum über Nacht begreifen, was mit ihnen gemeint ist. Falls Sie so dumm sind, SchriftstellerIn werden zu wollen.

Ich gehe hier nur kurz auf das Merkmal *persönlich* ein, weil es am häufigsten mißverstanden wird. Den Vogel schießen hier die Avantgardisten ab. Es geht nicht darum, mit Neuigkeiten, Tand oder Seelenmüll zu glänzen. Ganz im Gegenteil. Wenn Sie nach einer anschaulichen und treffenden Formulierung suchen, fällt Ihnen zunächst das Naheliegendste ein, und das ist eben der ganze Schrott, der sich in den Zeitungen und auf den Bildschirmen und deshalb in Ihrem Gehirn stapelt. Einen persönlichen Zug gewinnt

ein Text, wenn er *Ihren* Blick auf den Gegenstand (oder gar die ganze Welt) in möglichst geschlossener Konsequenz zeigt. Da können selbst Äpfel und Birnen oder die Pomologie oder ein Pferd wie der zugegeben rare weiße Rappe helfen, die so nur bei Ihnen vorkommen, weil Sie, und damit ihr Text, dafür disponiert waren.

Der schwarze Rappe galoppiert

In meinem Aufsatz über Fotografie und Film »Klappe zu, Affe tot«, vor etlichen Jahren in der Zeitschrift *Die Brücke* erschienen, schwang ich mich zu dem verkünderischen Satz auf, mit jeder Grenze, die fiel, rückten wir dem Nichts näher. Das ging selbstverständlich gegen die unübersehbare, Besorgnis erregende historische Tendenz der Verklumpung und Vermanschung, die mit dem Kapitalismus höchstens einen neuen Schärfegrad – und mit dem vielleicht von mir geprägten Begriff der *Globalisierung* ihren eigenen Witz bekommen hat. Sie wird uns zum *schwarzen* Rappen, also zu immer mehr Tautologien, und schließlich zu jenem Tröpfchen hochkonzentrierter »Ursuppe« führen, das Gott dereinst vom Himmel fallen ließ, bevor er mit mächtigem Knall furzte. Das Peinliche ist nur: auf der anderen Seite werden meine Schriften von Schimpfkanonaden gegen die *Trennungen* durchzogen: Arbeit/Freizeit, Schule/Leben, Privatsache/Öffentlicher Dienst, Sachbuch/Belletristik, Erwerbsleben/Ruhestand und dergleichen mehr. Die DDR ist keineswegs an den streckenweise lächerlichen »Fehlern« zugrunde gegangen, die Friedrich Wolff im jüngsten *Ossietzky* aufzählt (Heft 11/2012). Grundsätzlich betrachtet, scheiterte sie an fehlender Konsequenz, stellte sie doch nie eine Alternative zum Kapitalismus dar, den sie beneidete und nachäffte. Wolff jedoch beklagt das »psychologische« Ungeschick der *SED*-Fürsten bei der Erläuterung ihrer marxistisch-leninistischen Linie und das Fehlen »materieller Anreize« – man konnte dem Westen in der Durchtriebenheit nicht das Wasser reichen. Und im besonderen scheiterte die DDR am Unwillen, die »Mauern« zwischen Gebrauchs- und Tauschwert, Bürgern und Politikern, Notwendigkeit und Vergnügen und so weiter einzureißen. Sie war eine gespaltene Gesellschaft.

Aber da haben wir es schon. Jene Konsequenz hätte ja mehr *Abgrenzung* vom Goldenen Westen erfordert, also gerade das Trennende betont. Im gleichen Selbstwiderspruch halte ich die Verpanschung von Lyrik und Prosa für unzulässig, während ich in meinen »Erzählungen« emsig Betrachtungen anstelle und in meinen »Betrachtungen« emsig erzähle. Einerseits fordere ich den allseitig gebildeten und geschickten Menschen; andererseits winde ich mich angesichts der Bühnenshows zeitgenössischen »Theaters«, die keine Gattung der Kunst und der Überredung auslassen, in Magenkrämpfen. Ich befürworte anarchistische Kommunen, bei denen »alles unter einem Dach« lebt und

schaft, führe selber das Leben eines Eigenbrötlers, dem Distanz über alles geht, hasse Kaufhäuser und verachte illustrierte Literatur. Und so weiter.

Ich schließe mit einer Behauptung, die ich so schnell nicht beweisen kann: hätte ich auf meiner Webseite 100 LeserInnen, die ich zudem einer sozialwissenschaftlichen Untersuchung aussetzen dürfte, käme ich zu 100 völlig unterschiedlichen Gepflogenheiten, was deren Praxis der Grenzziehung angeht. Jeder würde dieselben Phänomene anders nach »dies gehört vereinigt / dies gehört getrennt« verlesen. In dieser Hinsicht herrscht, ich wette darauf, die reinste Willkür. Somit sollte man von flammenden Worten nie auf die Gesetzgebungskraft ihrer VerkünderInnen schließen.

∞ Verfaßt 2012

Jedenfalls Trompetenhals Mein Großvater Heinrich, ein Volksschullehrer, Schrebergärtner und strammer Wandersmann, war zusätzlich ein hartnäckiger Reimer. Ein Familien- oder Verbandsfest ohne seine mehr oder weniger holprigen, humorigen Verse war undenkbar. Hauptsache, gereimt. Mich schon als Knabe zu fragen, was uns eigentlich am Reim so betört, wäre vielleicht zuviel verlangt gewesen. Also eiferte ich meinem Großvater kurzerhand nach. Keine Schülerzeitung war vor meinen holprigen, humorigen Versen sicher. Später, wohl noch in maoistischen Nachwehen liegend, verbrach ich ein furchtbares langes Gedicht auf einen Förderturm der stillgelegten Bochumer Zeche *Hannibal*, der sich zunächst seiner Sprengung widersetzt hatte. Das dürfte 1974 gewesen sein. Damals wohnte ich auch noch in Bochum, wo ich zeitweilig Berufsrevolutionär gewesen war. Wenn ich mich richtig erinnere, war der Turm erst im dritten Anlauf in die Knie gegangen – was ja wohl eindeutig für die tiefen Wurzeln und die baldige Wiederkehr des proletarischen Aufbegehrens sprach! Pustekuchen.

Am Reim betören einige edle Züge, die uns in der Realität nur selten oder nie gewährt werden. Zum Beispiel den Gleichklang des Proletariats ... Das Aufgehen einer Rechnung. Stimmigkeit, Nachvollziehbarkeit, Übersichtlichkeit. Kurz, der Reim schafft Ordnung. Das stellt gerade auf seinem Herkunftsgebiet, der Sprache, eine wahre Labsal dar, sehen wir doch von Afghanistan bis Ukraine nichts als heillose Verwirrung, Betrug und Spaltung. Die Soldaten sprengen Brücken und Fabriken, nie dagegen Lügengebäude.

Das Schönste an jeder Ordnung ist: wir wissen, warum sie so ist, wie sie ist. Schließlich haben wir sie selber gemacht: die Religion, den Staat, die Ausweis-, Schul- und Impfpflicht, den Kalender, die Uhrzeit, die schwachsinnige »Sommerzeit« und so weiter. Sogar die bekannten, angeblichen »Naturgesetze« sind auf unserem eigenen Mist

gewachsen. Ob sie wirklich vorhanden sind oder welche Reichweite sie haben, kann kein Mensch sagen. Hauptsache, sie funktionieren. Bei uns. In unseren Maschinen. Das hindert aber ein Heer von hochqualifizierten Astrophysikern nicht daran, im Hinblick aufs Universum oder auf die Gesamtheit aller Universen mit irdischen Kategorien Marke »Raum«, »Zeit«, »Geschwindigkeit«, »Richtung« wie mit Eierlöffeln oder Vorschlagshämmern zu hantieren.

Statt Ordnung wird auch oft Notwendigkeit gesagt. Beider Widersacher ist ein Phänomen, das wir meistens Zufall nennen. Von diesem wissen wir im Grunde nicht mehr, als daß er selten glücklich, in der Regel ärgerlich ist. Er stiftet viel Verwirrung. Was Wunder, wenn jeder Mensch auch grundsätzlich lieber notwendig statt zufällig wäre. Allerdings behaupten inzwischen die meisten »EvolutionforscherInnen«, die größte Rolle bei der Entstehung von Arten spielten *zufällige* Genmutationen, und nicht etwa ausgeklügelte göttliche Pläne à la *Illusion Fortschritt*. Auf jene zufälligen Sprünge führen sie auch die schon früher gestreifte altsteinzeitliche »Explosion« unseres Gehirns zurück. Deshalb seien wir alles andere als eine Krone der Schöpfung, eher deren x-tes Magengeschwür.

Das Dumme ist nur: alle Verweise auf zufällige Anlässe oder Beweggründe erklären so gut wie nichts. *Warum* sprang denn das Gen? Warum verläuft ein zufälliges, chaotisches Geschehen so und nicht vielmehr anders ab? Dies alles liegt im Nebel, und in der Tat ist es uns nicht gegeben, uns mehr als völlig verschwommene Vorstellungen von nicht-notwendigen Vorgängen zu machen. Da sind ein Staat, ein gereimtes Gedicht oder eine Oktave doch etwas ganz anderes. Bei dieser fand irgendein Steinzeitler, falls es keine Frau war, plötzlich das kleine c im eingestrichenen c wieder, Symbol c'. Ja, das ist Ordnung.

Jetzt fängt draußen wieder dieser idiotische Buchfink zu schmettern an. Während seine Artgenossen ihren »Gesang« meistens in dem Schnörkel *Gewürzbier* auslaufen lassen, hat mich dieser Vertreter zu dem Gedicht angeregt: »Ja, das ist *Sirédio* / wird wohl nie des Lebens froh.« Ich hoffe, Sie sind beeindruckt. Um 1977 ziemlich unvermutet auf dem Weg zum Liedermacher, kam ich »natürlich« auf meine frühe Reimlust zurück. Immerhin war ich aber im folgenden klug genug, auf Schmarren wie »Herz/Schmerz« zu verzichten und meine Reime stattdessen mehr oder weniger »unsauber« zu halten. Das empfand ich als bedeutend raffinierter. Doch genau diese Unsauberkeit (in meinen um 2012 aufgenommenen *Zwergliedern*) warf mir neulich ein Berliner Chorleiter als »Stümperhaftigkeit« vor! Das war vielleicht das Todesurteil für Liedtexte der folgenden Sorte: >>**Meine Flöte** ist ein Notbehelf, denn viel lieber säng ich aus eigenem Hals. Doch

erwartet man in diesem Fall alle Töne schön in Bedeutung gewälzt. Hab schon gebetet um einen Liedtext, der mir womöglich aus dem Glied wächst.<<

Die Noten können Sie gerne anfordern. Sie werden sehen, die »holprigen« Worte sind gar nicht so ungeschickt auf die hübsche Melodie geschneidert.

∞ Verfaßt 2022

Siehe auch → Balcke (und Heym) → Bildende Kunst, Lyncker (Dichterlesung G. Eich) → Kopfbedeckung, Hölderlin → Nacht (mit Gedicht) → Sprache, Abbo

Tansania, der ziemlich ausgedehnte Staat an der ostafrikanischen Küste, befreite sich um 1960 von kolonialer Bevormundung und Ausbeutung, jedenfalls offiziell. Die einheimischen PolitikerInnen bemühten sich um »Blockfreiheit« und unterstützten verschiedene andere afrikanische Befreiungsbewegungen. Aber dies alles stand auf tönernen Füßen, da die Macht ja nach wie vor beim Imperialismus saß. 2015 wurde **John Pombe Joseph Magufuli** zum Präsidenten Tansanias gewählt. Sein Programm bestand vor allem darin, die Vetternwirtschaft und die Eingriffe der Westlichen Tauschwertgemeinschaft in sein mit begehrten Bodenschätzen gesegnetes Land zu unterbinden. Wie es aussieht, war er bei den meisten Kleinen Leuten ausgesprochen beliebt. Die westlichen Medien hoben aber lieber seinen angeblich autoritären und wissenschaftsfeindlichen Regierungsstil hervor – dabei war er unter anderem promovierter Chemiker. In der Tat weigerte er sich, seine vielen WählerInnen als Versuchskaninchen für genmanipuliertes Saatgut oder dann, in der Zeit des weltweiten Coronawahns, für fragwürdige Impfstoffe aufzufassen. Damit setzte er sich natürlich zumindest beim Imperialismus stark in die Nesseln. 2021 verschwand der Staatspräsident plötzlich für etliche Wochen. Dann hieß es Mitte März regierungsamtlich, er sei in einer Klinik von Daressalam dem berüchtigten »Herzversagen« erlegen, einer klassischen Überdehnung des gesunden Menschenverstandes also. Etliche maßgebliche Leute behaupteten zudem, sein Herz habe just wegen Corona versagt. Trifft das zu, wäre es für Magufulis AnhängerInnen ohne Zweifel peinlich. Angela Mahr trägt jedoch in einem drei Monate später veröffentlichten Artikel* zusammen, wie geballt Magufuli damals in den westlichen Medien herabgesetzt, ja sogar verleumdet worden ist. Ich persönlich neige zu der Annahme, man habe den 61jährigen damals gewaltsam, freilich auch geschickt aus dem Verkehr gezogen. Tim Weiner, der *CIA*-Chronist, könnte Ihnen erzählen, wie man das macht.

Über Mahrs erstaunlich behutsame und – für 2021 – mutige Wahrheitssuche ist jedenfalls bislang, soweit ich im Internet sehe, niemand hinaus gekommen. *Wikipedia*, englisch und deutsch, betet selbstverständlich die AnschwärzerInnen des verstorbenen dunkelhäutigen Politikers nach. Ansonsten scheint sich keiner bemüht zu fühlen, ein neues kritisches Licht auf den Fall zu werfen. Alternativ zu Mahr empfehle ich Ihnen, einen jüngeren *Handelsblatt*-Artikel** über Magufulis Nachfolgerin Samia Suluhu Hassan zu lesen. Sie werden unter anderem erfahren, sie hat die Nachlässigkeiten im Krieg gegen das Coronavirus sofort abgeschaltet, Oppositionsführer geküßt und ihren hohen Besucher Frank-Walter Steinmeier gebeten, sie in Berlin als »Hoffnungsträgerin« zu empfehlen.

∞ Verfaßt 2023

* Angela Mahr, <https://www.manova.news/artikel/der-unbestechliche>, 17. Juni 2021

** <https://www.handelsblatt.com/politik/international/samia-suluhu-hassan-warum-tansanias-praesidentin-zur-hoffnungstraegerin-afrikas-wird-/29474280.html>, 1. November 2023

Mammutisierung

Auf etlichen Seiten seines zweiten Bandes trachtet *Brockhaus*, mir das **Atom** nahezu-bringen und mich ferner in die Geheimnisse von Atomgesetzen, Atommodellen, Atommeilern, Atommüll und so weiter, übrigens wenig später auch der Atonalen Musik einzuweihen. Aber ich will nicht. Ich erinnere mich noch ziemlich genau daran, vor Jahrzehnten wie so viele mit der bekannten sonnigen, gelbroten Anti-Atom-Plakette herumgelaufen zu sein und schon damals gedacht zu haben, dieser ganze komplizierte, kostspielige und oft hochgefährliche Wissenschaftskrempel werde uns bloß aufgezwungen – kurz, ich weigerte mich kurzerhand, mich eingehend damit zu befassen. Es interessierte mich nicht, wie ein Atomreaktor funktioniert. Es interessierte mich noch nicht einmal, wie ein Geschirrspülautomat oder ein Mobiltelefon funktioniert. Es genügte mir, wenn ein paar kluge, kritische Köpfe Bedenken gegen derartigen »Fortschritt« anmeldeten. Für mich fand hier ein Atom- und Atonal-Terror statt, dem nichts lieber gewesen wäre, als mich in Überflüssigem zu ertränken. Ich erinnere auch an die vielen im Meer oder im Orbit stationierten Raketen beziehungsweise deren Stufen oder Krümel. Oder nehmen Sie die schon gestreiften Gesetze. Unsere MachthaberInnen vernebeln ja beileibe nicht nur Atomprogramme; Tag für Tag werden wir mit Betriebsanleitungen, Verordnungen, Gesetzespaketen bombardiert, an denen ein schlichter Bürger nur verenden kann. Zufällig

hat sich das verdienstvolle Autorengespann Bräutigam/Klinkhammer gerade in diesen Novembertagen unter der Überschrift »Staatlich vorangetriebene Zensur und Meinungsterror werden deutsche Staatsräson« durch ein Labyrinth von jüngsten, wie immer gut verbrämten Vorschriften aus dem PR-Bereich gekämpft.* Ich danke den Kollegen sehr – und erkläre unmißverständlich: mit dieser Scheiße möchte ich nichts zu tun haben. Schließlich habe ich Brennholz zu machen, Brot einzukaufen, den Fehler in meiner Fahrradbeleuchtung zu finden und nicht zuletzt den *Brockhaus* durchzukauen – und dergleichen ist schon hart genug.

∞ Verfaßt 2023

* Bräutigam/Klinkhammer auf <https://www.nachdenkseiten.de/?p=106628>, 13. November 2023

Die **Ballung**, in sozialpolitischer Hinsicht oft als ganzer Ballungsraum verstanden, auch Agglomeration oder Metropolregion genannt, wird von *Brockhaus* viel zu dürr behandelt. Man merkt, er hat für die zivilisatorische Tendenz, die ich gern *Mammutisierung* nenne, kein tieferes Verständnis. Als günstige Auswirkung der Tendenz führt er selbstverständlich die gewaltige Steigerung der auf einem Haufen möglichen »Vielfalt« an Konsum- und Gewinnmöglichkeiten an. Tausend »unnötige« Wege und Schliche entfallen. Ungünstig dagegen wirkten sich die »durch Verdichtung hervorgerufene Flächenknappheit und deren Folgen« aus, voran die Explosion der Grundstückspreise, dann Lärm sowie Wasser- und Luftverschmutzung. Das war es schon. Die Undurchschaubarkeit unserer Ballungsräume für alle ZweibeinerInnen, die keine PolitikerInnen, Rechtsanwälte oder SteuerberaterInnen sind, kommt nicht zur Sprache. Letztlich führt aber gerade sie zur Unbeherrschbarkeit der Ballungsräume. Nebenbei sind unsere geografischen Klumpen natürlich wunderbare, einträgliche Ziele für sogenannte »Marschflugkörper« oder in Kanalaröhren hinterlegte Sprengladungen. Für alle GaunerInnen, die *keine* PolitikerInnen, Rechtsanwälte oder SteuerberaterInnen sind, stellen sie den idealen Tummelplatz dar, weil sie auf diesem gar nicht mehr auffallen. Die hochgerüstete Polizei ist machtlos. Da helfen auch die riesigen Türwächter-Figuren vor der Bangoker Tempelanlage *Wat Phra Keo* nicht, die uns *Brockhaus* auf einem Foto zeigt. Der Ballungsraum **Bangkok**, Thailand, hat derzeit schon gut 14 ½ Millionen EinwohnerInnen. Bevor Sie da im *Hi-End Snooker Club* eintreffen, wo neuerdings die Ballerinen dieser Billardsportart fast wie am Fließband gebacken werden, sind Sie schon dreimal ausgeraubt und ermordet worden oder eben an der hohen Luftverschmutzung krepirt. Die einzig wirksame Gegenmaßnahme könnte man wohl *Entflechtung* der Ballungsräume nennen – aber wie diese Maßnahme »nachhaltig«

gute Ergebnisse ohne die *Zerschlagung* der Ballungsräume liefern soll, weiß kein Sozialreformer zu sagen.

∞ Verfaßt 2023

Jetzt sehen Sie sich einmal die angebliche **Prachtorchis** an, auch *Vanda sanderiana* genannt. Es handelt sich um eine Orchidee, die es wild nur auf den Philippinen gibt, ansonsten jedoch in überzüchteter Form* in allen Städten der Welt auf zahlreichen Fensterbänken oder Rednerpodien. *Brockhaus* meint, sie sei »eine der schönsten kultivierten Orchideen« überhaupt. Das ist nicht nur eine subjektive Bewertung, die beispielsweise nach den offiziellen *Wikipedia*-Richtlinien verboten wäre, sondern auch eine üble Geschmacksverirrung. Der Mensch ist der große Aufbläher. Folglich bläst er auch Kuheuter zu Milchfabriken und Gladiolen zum Träger popfarbig angestrichener Schultüten auf. Die gewaltigen volkswirtschaftlichen Kosten der Angelegenheit, etwa der Blumenzucht und des Blumenhandels, scheren ihn einen Dreck, obwohl man dafür Millionen Menschen aus dem Elend reißen könnte. Eben diesen Dreck verwandelt ja unsere Freie Marktwirtschaft in sinnvolles Gold und Geld, weil sie insgesamt als riesiger Luftballon funktioniert.

Eine bezeichnende Szene aus Remarques *Arc de Triomphe* fällt mir ein. Der durchaus lesenswerte Roman spielt im Jahr 1939. Held der Geschichte ist Ravic, ein aus Deutschland geflüchteter Arzt und Saufbold. Seine neue Geliebte singt in einem Pariser Nachtclub. Nun überrascht ihn Joan beim Eintritt in sein Hotelzimmer mit einem ganzen Armvoll Chrysanthemen, die ihr ein sie bewundernder Gast geschenkt hat. Ravic liegt noch im Bett. Joan läßt die beliebten gefüllten Sahnebonbonblumen auf seine Bettdecke prasseln. Das hält er aber für gefährlich (Erstickungsgefahr); so rafft sie sie mit heftiger Bewegung wieder zusammen – und wirft sie auf den Fußboden. Es folgt das übliche Hickhack um die Frage, ob man auch einander genügend liebe. Unterdessen schimmern die Chrysanthemen vom Teppich her. Ravic hat nebenbei eine frische Tageszeitung unter sie geschoben, um die Schlagzeilen zur wachsenden Kriegsgefahr nicht mehr sehen zu müssen. Bald verlagert sich die Auseinandersetzung zwischen den beiden mehr oder weniger vollständig auf den Fußboden, sprich auf das Blumenmeer, in dem bereits eine halbgeleerte Flasche Calvados schwankt, der beide gern zusprechen. Fehlt nur noch, daß sich die beiden am Ende versöhnlich *in* den Chrysanthemen wälzen, aber vorher bricht das Kapitel (Nr. 11) wohlweislich ab.

Vielleicht ist der Hinweis gestattet: die krankhafte Zucht und Verwendung von Tischblumen ist im wesentlichen eine Folge der Verstädterung. In den gelichteten, gleichsam aufgelösten ehemaligen Städten meiner Freien Republiken käme kein Mensch auf die Idee, sich um die Frische täglicher Tischblumen zu sorgen. Er hat keine Tischblumen, weil sie draußen neben der Haustür oder nach hinten heraus in den Wiesen blühen. Will er Blumen sehen, braucht er bloß aus dem Fenster zu gucken. Will er an ihnen schnuppern, hat er nur ein paar Schritte zu gehen. Im Winter nimmt er mit den Eisblumen an den Fensterscheiben und den Eiszapfen an den Dachrinnen vorlieb. Diese ganze Erbaulichkeit kostet ihn keinen Pfifferling.

Zu meinen Lieblingsblumen zählt das schlichte, pink blühende *Tausendgüldenkraut*, das ich öfter auf einer nahegelegenen, teils feuchten Waldwiese besuche. Der Name ist irreführend, wohl zum Teil durch Fehlübersetzungen. Freilich wurde das Pflänzchen schon immer wegen seiner Heilkraft wertgeschätzt, etwa gegen Gallendrücken oder Fieber.** Solange unsere Städte mit Goldgruben namens Apotheken gepflastert sind, kostet es allerdings Geld.

∞ Verfaßt 2022

* <https://orchideeen-shop.nl/de/products/vanda-sanderiana>

** Justus Meißner, <https://www.stiftung-naturschutz.de/aktuelles/pflanze-des-monats/echtes-tausendgueldenkraut>, Juli 2020

Der Umverteilungs- und Ausplünderungsvorwand **Währungsreform** dürfte ziemlich bekannt sein. Vielleicht war Ihnen aber bislang nicht unbedingt klar, daß es sich im Laufe der Neuzeit zunehmend um eindrucksvolle Massenveranstaltungen handelt. Zur westdeutschen Währungsreform von 1948 bringt *Brockhaus* gleich zwei Schwarzweißfotos, die mich fast auf Anhieb geradezu erschreckt haben. Foto 1 zeigt eine schier endlose Warteschlange in einer recht engen Straße, in der sich offensichtlich eine Umtauschstelle befindet. Zu allem Unglück regnet es auch noch in Strömen. Die Hüte triefen; die Regenschirme verhaken sich; jederzeit droht eine Massenschlägerei auszubrechen. Im Inneren der Umtauschstelle (Hamburg, Foto 2) sieht es keineswegs gemütlicher aus. Wir blicken über die gebeugten, tadellos frisierten Hinterköpfe von mehreren schreibenden oder schimpfenden Schalterbeamten auf Dutzende von andrängende, sich stoßende Leute beiderlei Geschlechts, die sich bereits eine Weile ihre Beine in den Bauch gestanden und Püffe und Blaue Flecke geholt haben, und die jetzt endlich ihre 40 Mark oder weiß der Teufel welches Almosen begehren. Auch hier liegen Verzweiflungstaten geradezu in der

dicken Luft. Viele Gesichter sind verzerrt; einige Fäuste, die den Berechtigungsschein umkrampfen, bereits angeschwollen; manche Augen hilfeerheischend oder wütend gegen den vermutlich auf einem Schrank sitzenden Fotografen verdreht.

Der Grundzug dieser Massenveranstaltung kann nur als *Entwürdigung* bezeichnet werden. Um sich auf solche erniedrigende Abhängigkeit, Zusammenpferchung, Freiheitsberaubung einzulassen, muß der Mensch bereits auf das Niveau einer Schafherde herabgesunken sein. Das hat die sogenannte Massengesellschaft geschafft. Und es ist ja in allen gesellschaftlichen Bereichen das Gleiche. Massen strömen zum Fußballstadion; Massen lassen sich wie kleine Abnickautomaten an die Wahlurnen führen; Massen schielen zur Anzeigetafel, wo die Zugverspätung von 20 auf 40 Minuten »aktualisiert« wird, stecken ihrem Jüngsten schnell ein Bonbon ins Maul und nehmen sich vor, bei »60 Minuten« nach zwei MitwarterInnen zum Skatspielen Ausschau zu halten. Aber die Massen können auch in Zorn geraten und sozusagen losgelassen werden. Deshalb habe ich Demonstrationen eigentlich immer gefürchtet, schon als rebellischer Schüler. Die Massen brüllen »Che Che Che, jetzt tun wir euch mal weh« und schlagen alles kurz und klein.

Im Zeitalter der anscheinend unumkehrbaren Vermassung ist die Stunde der mit allen Wassern gewaschenen Regisseure und der schlitzohrigen DrahtzieherInnen gekommen. Schon Konrad Adenauer war ein ganz großer Fuchs. Jetzt bildet sich wahrscheinlich Sahra Wagenknecht ein, sie werde die Massen früher oder später in die Glückseligkeit führen. Hoffentlich wacht sie nicht im Krankenhaus auf, weil die enttäuschten Massen sie zermalmt haben.

∞ Verfaßt 2024

Siehe auch → Achtundsechzig, Ritas *RUD* (E. F. Schumacher) → Anarchismus → Bevölkerungsfrage, Folgen eines Skiunfalls (Manifest) → Bürokratie → Corona, Schauermärchen → Geld, Gutscheine → Gewalt, VerbrecherInnen → Größe → Imperialismus, Furchenwale → Kapitalismus, Inflation → Knoten (und Klumpen) → Spanienkrieg, Iberien → Städte → Vertretung → Voelkner (LPGs DDR)

Maoismus

London / Neunkirchen (Saar) Mein einziger Besuch auf der britischen Insel fand in einem Winter der frühen 70er Jahre statt. Damals streikten dort ein paar tausend Bergarbeiter. Da ich mit der Tochter eines echten Ruhrpottkumpels zusammenlebte, lag es

nahe, mich zu schicken. Außerdem war ich nicht irgendwer. Ich kam als hoher Gesandter der *KPD/ML (Rote Fahne)*, an die sich heute vermutlich noch nicht einmal der Verfassungsschutz erinnern kann. Ich sollte den streikenden *miners* eine Grußadresse des westdeutschen Proletariats überbringen und unmittelbare Eindrücke von ihrem großartigen Kampf sammeln, die dann meine Genossen Gerd G. und Richard C. für die Parteipresse aufbereiten würden. Sie waren die Polit- und Agitprop-Leiter des Vereins, während ich, kaum über 20, das Amt des Org-Leiters bekleidete.

Auf der besagten Reise begleitete mich eine Studentin von der Ruhr-Uni, die ich einmal Irene nennen will. Sie reiste als Dolmetscherin mit, da ich nur mangelhaft Englisch sprach. Irene baute damals das Archiv unseres »Zentralbüros« auf. Damit stand sie natürlich weit unter mir. Ob ich ihr aber *deshalb* in einem fort mit mürrischer Rechthaberei zusetzte? Einer, der sich im Einklang mit seiner hohen Position befunden hätte, hätte das wohl kaum nötig gehabt. Vielleicht spürte ich bereits meine Überforderung, die ich mir erst Monate später eingestand. Meister im Phrasendreschen und Bleistiftanspitzen zu sein, prädestiniert einen Jüngling noch nicht unbedingt zum Org-Leiter. Vielleicht setzte mir Irene durch ihre doppelte Eigenschaft zu, Intellektuelle und Frau zu sein. Dabei war sie nur ehrenamtlich im *ZB* tätig! Mehr als drei Berufsrevolutionäre konnte sich unsere Partei nicht leisten.

Man glaube aber nicht, wir hätten auf Kosten des Fußvolks – das ja ohnehin nur schütter vorhanden war – in Saus und Braus gelebt wie später die meisten *rotgrünen* Galionsfiguren. Die Askese durchzieht mein Leben. In einem heruntergekommenen Geschäftshaus, das unweit des Bochumer Hauptbahnhofs in der Bongardstraße lag, hatten wir eine düstere Zimmerflucht im 1. Stock angemietet. Unser Mobiliar stammte vom Sperrmüll. Das einzige, was in diesen schäbigen Zimmern und dem tunnelartigen Flur leuchtete, waren die Stalin- und Maoplakate. An so etwas wie feste Gehälter oder auch nur Taschengelder war im *ZB* nicht zu denken. Herrschte in der Parteikasse absolute Ebbe, pflegte ich meine Mittagspause einzuleiten, indem ich mir zwei oder drei Exemplare der jüngsten Ausgabe unseres Theoretischen Organs *Bolschewik* unter den Arm klemmte. Hatte ich auf der Bongard- oder Kortumstraße glücklich eins davon an den Mann oder an eine barmherzige Rentnerin gebracht, war ich um stolze vier Mark reicher. Die setzte ich in der Imbißstube am Nordring in Bratwurst und Kartoffelsalat um.

In London wurden wir von Genossen unserer »Bruderpartei« verköstigt und beherbergt. Sie begleiteten mich und Irene auch beim Ausflug in den Raum Birmingham/Manchester, wo die *miners* ihre *picketing-lines* (Streikpostenketten) aufgezogen hatten. Natürlich handelte es sich um einen Kampf für mehr Möpse und sichere

Arbeitsplätze – wenn schon Ausbeutung, dann bitte mit Garantie. Von Umsturz wollten die Jungs nichts wissen. Das focht freilich die Bruderpartei und den Genossen Vorsitzenden Reg Birch nicht an. Sie lasen das Umsturzbegehren der Massen kurzerhand aus den Kaffeetassen der fröstelnden Streikposten.

Wie sich versteht, nutzte ich meine Anwesenheit in London dazu, ein »herzliches« Gespräch mit dem Genossen Vorsitzenden zu führen. Irene übersetzte. Aber was? Daran kann ich mich so wenig erinnern wie an die Erscheinung und das Auftreten Reg Birchs, der damals zwischen 50 und 60 gewesen sein dürfte. Noch nicht einmal das Zimmer, in dem wir die üblichen Phrasen austauschten, bekomme ich in meinen Blick. Vielleicht ist das kein Wunder, denn wie mir erheblich später dämmerte, geht es unter Fanatikern nie um das Anwesende. Ob Birch noch lebt? Ob er möglicherweise darüber staunt, daß sich am 15. Februar 2003 rund anderthalb Millionen Menschen in London gegen den Krieg versammelten, ohne so etwas wie eine Parteilinie vorweisen zu können? *Blairs blood – not oil!*

Im Gegensatz zum Ort des herzlichen Meinungs-austausches zwischen den Genossen Reg Birch und Henner Stahl – so mein zärtlicher Deckname – steht mir das winzige Hinterhofzimmer, in dem Irene und ich nächtigen durften oder mußten, noch sehr genau vor Augen. Das einzige Fenster war quergeteilt. Um es zu öffnen, mußte man die obere Hälfte über die untere schieben. Es war ewig nicht geputzt worden. Das einzige Bett – immerhin 1,40 breit – war von gestapelten Kartons umzingelt, die Unmengen von Zeitungen, Flugblättern, Broschüren dergleichen enthielten. Von der Zimmerdecke baumelte eine 40-Watt-Glühbirne. Mühsam entkleidet, rollten wir uns jeweils in eine muffige Wolldecke ein und kehrten einander die Rücken zu. Von all den Strapazen unserer grotesken Mission erschöpft, fielen wir auch alsbald in Schlaf.

Doch man hat es womöglich schon geahnt: mitten in der Nacht erwachten wir – gleichsam wie auf ein Kommando. Vermutlich war das Kommando aus unseren zuckenden Fortpflanzungsmuskeln gekommen. Wir fielen übereinander her. Es war ein durchaus eindrucksvolles Erlebnis – zumal wir am nächsten Morgen und auch später noch so taten, als habe es nie stattgefunden. Man kennt ja Leute, die verfahren mit ihrer gesamten linksradikalen Vergangenheit so.

Neunkirchen

Nach tagelangen inquisitorischen »Gesprächen« ließ sich Genosse Gustav endlich erweichen: ich durfte absteigen. Als Nachfolger auf meinem Org-Leiter-Posten in der Bochumer Zentrale hatte ich ihn selber vorgeschlagen. Bis zur Erlaubnis, mich in einer Ortsgruppe zu verkriechen, ging sein Verständnis allerdings nicht. Es ging nur bis zu

einem Landesverband – den es noch gar nicht gab. Ich sollte ihn im Saargebiet gemeinsam mit meiner Gefährtin C. erst aufbauen.

Völklingen klang von der Karte her vielversprechend, doch unser einziger »Sympathisant« wohnte in Neunkirchen. So erhoben wir Erich Honeckers Geburtsort – der immerhin ein Hüttenwerk mit einigen tausend Beschäftigten aufwies – zähneknirschend zum Sitz unseres »Landesverband« genannten Phantoms. Es war 1972. Es war irrwitzig. Während die anderen »Landesverbände« längst von der Krise des deutschen Maoismus geschüttelt wurden, stand ich in der Senke vorm Hüttenwerkstor, um den lieben Kollegen unsere Phrasen aufzunötigen. Ich hätte genauso gut meinen schweren, abgewetzten, marineblauen Wollmantel dort hinstellen können. Der Kragen war wegen des Aprilwetters ohnehin hochgeschlagen, und durch den Schweiß meiner klassenkämpferischen Jahre stand dieser bolschewistisch wirkende Mantel von selbst.

Die Kreisstadt zog sich einen Hang hinauf, wo der Sympathisant eine Wohnung aufgetrieben hatte, die er unterdessen gemeinsam mit C. renovierte. Sie wußten noch nicht, daß sie nur für eine Mietdauer von zwei Monaten schufteten. Dagegen dämmerte mir am Hüttenwerkstor, zukünftig hätte ich wenig Grund, einem Zeugen Jehovas hochnäsiger zu begegnen. Ich verspürte das Vorbeireden an den Leuten zunehmend als Folter, während ich mir vor *Krupp* oder *Hoesch* im Ruhrgebiet eher heldenhaft vorgekommen war. Ich besaß keine Neigung zum Masochismus. Gewiß wurde die Qual durch unsere Fremdheit in Neunkirchen verstärkt. Zu den wenigen Attraktionen der 44.000-EinwohnerInnen-Stadt zählte eine der steilsten Straßenbahnstrecken der Welt – wir hatten weder Augen noch Geld noch Verwendung für sie. Wen sollten wir besuchen? Wir hockten in unserer spärlich möblierten Wohnung wie zusammengepappte Fünf- und Zweimarkstücke, die nirgends als Zahlungsmittel anerkannt wurden. Eigentlich ließ die gepflasterte enge Seitenstraße oberhalb des winzigen Stadtparks an proletarischer Romantik nichts zu wünschen übrig. Wir wohnten in einem traditionellen Arbeiterviertel. Aber was sollten wir da?

C.s Aufbegehren galt noch nicht der männlichen Bevormundung und meines noch nicht der Erweckungs- und Heilsidee. Doch kursierten in der »Partei« schon die Ketzerbriefe, die mir unter anderem mein alter Mentor Richard zukommen ließ. Ich meine schon, sie gemeinsam mit C. erörtern zu haben, denn sie war ein geschulter Kader. Doch mein eigentliches Problem behielt ich für mich. Ich war eben ein geschulter Mann. Mein Problem war nicht zu wissen, was ich eigentlich wollte. Mochte ich in dem erwähnten Stadtpark auch 7.000 Kreise ziehen, die Unschlüssigkeit blieb. Ich bin geborener Grübler. Die Gedankengängerei zieht sich durch mein Leben. Das Grübeln hat so wenig Ufer wie die

Natur Grenzen hat. Das einzig wirksame Mittel gegen Unschlüssigkeit wurde mir erst spät von Alain nahegebracht: Beschränkung. Man muß sich für irgendetwas entscheiden, ohne den zahlreichen anderen Etwasen, die dadurch geopfert werden, mit zäher Reue verhaftet zu bleiben.

Beneidet mich Zander zuweilen um mein buntes Leben, zeigt er Sinn für die Dimension dieses von ihm geleisteten Opfers. Für die Kehrseite auch? Wer ohne bestimmte Sache, Laufbahn, Stellung auszukommen sucht, hat wenig Halt. Er kann sich keine Geltung verschaffen, denn nur Eintagsfliegen erwerben sie über Nacht. Andererseits sind etwa Forschungsleiter oder Hochschulprofessoren Gefangene ihrer Stellung. Wer da was wählt, liegt am Naturell. Glücklich ist keiner. Rosa Vandeek, in der Kreisstadt Pflegemutter der vom Dorf stammenden schulpflichtigen Gebrüder *March* (F. G. Jünger): »Ein sorgloses Leben wünschen wir uns alle. Aber wenn es da ist, reicht es nicht hin.«

∞ Verfaßt um 2005

Die Kaderschmiede bleibt dicht In die stattliche Reihe meiner nicht zustande gekommenen biografischen Arbeiten – beispielsweise über Ernst Kreuder, Petra Schelm, Jost Herbig, Marco Morelli, Armin Müller – gliederte sich im Frühjahr 2010 das Projekt *ZB* ein. Auch in diesem Fall scheiterte ich an fehlender Bereitschaft von Betroffenen oder unverzichtbaren Dritten zur Mitarbeit.

ZB war die Abkürzung für das Hauptquartier, nämlich *Zentralbüro* der *KPD/ML* (*Rote Fahne*). Diese »Partei« zählte um 1970 zu den einflußreichsten der in Westdeutschland und Westberlin wirkenden maoistischen Sekten. Die drei (blutjungen) Häuptlinge des in Bochum ansässigen *ZBs* hießen Gerd G. (Polit-Leiter), Richard C. (Agitprop-Leiter) und Henner R. (Org-Leiter). Meine Idee bestand nun darin, einige führende Parteikader, mich eingeschlossen, danach zu befragen, wie sie diese Zeit erlebten und welchen Werdegang sie anschließend genommen haben. Schon die erste vortastende Recherche deutete darauf hin, sowohl in den Motiven zum damaligen Engagement wie im Verarbeiten des Scheiterns mit *der Partei* würden sich erhebliche Unterschiede zeigen. Das müßte doch auch für andere aufschlußreich oder reizvoll sein, sagte ich mir. Wie man das Ganze darstellt und bündelt, würde sich schon ergeben.

Es war nicht so einfach, die mir vorschwebenden Kandidaten aufzutreiben – einmal davon abgesehen, daß sie auch schon unter der Erde liegen konnten. Mit allen hatte ich seit bald 40 Jahren keinen Kontakt mehr. Gerd G. erreichte ich über eine Schwester, von der ich bis dahin nichts gewußt hatte. »Privatleben« interessierte damals nicht. Gerd

freute sich über meinen Anruf. Unser damaliger »Parteichef«, vier Jahre älter als ich, lebt nach wie vor im Ruhrgebiet. Von Hause aus Germanistik- und Philosophiestudent (und natürlich beim *SDS* gewesen), schloß er dieses Studium nach dem *ZB*-Zusammenbruch (1973) nicht mehr ab. Vielmehr ging er – wie so viele von uns – in die Fabrik. Er war fünf Jahre bei *Mannesmann*. Er war auch für einige Jahre in der »revisionistischen« *DKP*, die wir als Maoisten erbittert bekämpft hatten. Später ernährte er sich mit logistischer Arbeit für Kunstgalerien. Nebenbei zog er eine Tochter auf. Schließlich rutschte er vor einigen Jahren – »obwohl ich ja eigentlich Atheist war!« – über einen 1-Euro-Job auf einen Posten als Lektor für einen evangelischen Kirchenverlag. Dort gefällt es ihm nach wie vor. Er habe durchaus noch seine Wut auf die Ungerechtigkeiten im Kapitalismus, doch glaube er nicht mehr an »Generallösungen«, wie er sich ausdrückte. Mein Vorhaben finde er interessant.

Gerd hat noch dieselbe klangvolle, Vertrauen einflößende Stimme. Sie hatte schon vor 40 Jahren etwas Väterliches, dem sein leichtes Ruhrgebietsplatt die Strenge nahm. Nach dem Telefongespräch stellte ich etwas betreten fest, der Mann sei mir sympathisch. Ich konnte ihn mir sofort als engen Freund vorstellen. Bedenklich genug, denn wer weiß, was er mir erzählt und nicht erzählt hat – und vor 40 Jahren war er für zwei oder drei Jahre unumstrittener Parteichef. Galt es, die Feinde der Partei zu zerschmettern, fehlte es dem untersetzten stämmigen Gerdchen mit den hübschen Grübchen nie an Beschimpfungen und Winkelzügen. Aber seine Mitstreiter legte er, wenn ich mich recht erinnere, nie herein.

Zu meinen damaligen unmittelbaren Untergebenen gehörte Dietmar K., der den »Literaturvertrieb« des *ZBs* betreute. Er zeigte nun ebenfalls ein offenes Ohr für mein Projekt. Wie sich herausstellte, beschäftigt er sich seit vielen Jahren »wissenschaftlich« mit der *Geschichte der KPD/ML-ZB* und stellt seine Forschungsergebnisse ins Internet. Es fiel mir schwer, in seinen langatmigen Aufsätzen zu lesen. Das Ganze wirkt absonderlich, obwohl der »subjektive Faktor« gar nicht darin vorkommt. K. will objektive Geschichtsschreibung liefern. Natürlich ist es nicht verboten, den Verlauf der damaligen Fraktions- und Aufbaukämpfe innerhalb der maoistischen Szene nüchtern nachzuzeichnen. Aber was hätten wir davon? K. macht es derart akribisch, daß die Groteske für mein Empfinden schon absurd wird. Wer die Streitigkeiten und Schlammschlachten um jedes Haar im Barte des Propheten lückenlos dokumentiert, trägt doch schwerlich mehr zu dessen Erhellung bei, als man ohnedem schon weiß. Im Maoismus befriedigte ein Teil der zerfahrenen antiautoritären Jugendbewegung seine Heilserwartung. Ich erinnere an Koestler und seinen Essay *Der Yogi und der Kommissar*. Wir Rebellen wider Vater, Vater Staat, Vater Ernst Aust wollten eine klare unbedingte Sache, an die sich inbrünstig glauben ließ. Aust

war damals Häuptling des ZKs der anderen KPD/ML, die sich ums Zentralorgan *Roter Morgen* scharte. Die »Partei« hatte sich gespalten. Die neuen Götter gehen gern aus Bruderkämpfen hervor.

Auch Peter W. begrüßte mein Vorhaben. Der kauzige, hitzköpfige Mann war damals Mitbetreiber der Parteispaltung und anschließend Chef unseres wichtigsten Landesverbandes Nordrheinwestfalen gewesen. Im Gegensatz zur »sektiererischen« Altpartei hielten wir die Praxis und die Massenarbeit hoch, das war genau das Richtige für diesen Agitator, den böswillige Kritiker als Rattenfänger zeichneten. Peter schrieb später für sozialkritische Online-Blätter, wobei er sich offenbar einige Vorwürfe wegen reaktionären Gedankenguts einhandelte, die er selbstverständlich zurückwies. Er wohnt heute in Ennepetal, das liegt nicht weit von Bochum südlich der Ruhr. Wenn er dort (und über seine Webseite) mit chinesischer Medizin praktiziert und handelt, scheint er sich nicht sonderlich weit von seinen revolutionären Ursprüngen entfernt zu haben.

Auf Ablehnung stieß ich zunächst bei Wolfgang S.. In der nichtkommunistischen Linken ist er als langjähriger führender »roter Betriebsrat« bei *Opel Bochum* bekannt. Er baute damals die dortige Gewerkschaftsopposition auf und sympathisierte mit unserer »Partei«. Er konnte sich nicht mehr an mich erinnern, als ich ihn endlich ans Telefon bekam. Ich glaube, er sah zu wenig »praktischen Nährwert« in dem Vorhaben, das ich ihm umriß – zu wenig, um sich aus seiner Referententätigkeit reißen zu lassen, in der er anscheinend auch als Rentner bis über beide Ohren steckt. Ich hatte mir von S. zumindest einen Kontakt mit Lothar M. versprochen, zog aber auch in dieser Hinsicht eine Niete. Er wisse nicht, was aus M. geworden sei. Dummerweise bietet sich Lothars Allerweltsname nicht gerade für eine frohgemute Recherche an. Der bärtige Hüne war damals Jugendvertrauensmann der *IG Metall* bei den Bochumer *Friedrich Krupp Hüttenwerken* und als solcher unser Vorzeigeproletarier gewesen. Noch dümmer ist es, daß ich schon selber nicht mehr weiß, ob ich noch mit Lothar in Verbindung stand, als ich zwei oder drei Jahre später ebenfalls für ein halbes Jahr bei *Krupp*-Bochum schaffte. Die »Partei« war inzwischen zusammengebrochen wie das sprichwörtliche Kartenhaus. Bei *Krupp* steckten sie mich als Schmiedehelfer an eine Versuchsanlage von *Steyr-Puch*, die ungefähr armdicke Rundstähle zugleich walzte und schmiedete. Die rotglühenden Stangen liefen durch eine Maschine mit konzentrisch angeordneten Hämmern, die sie in rasender Geschwindigkeit, vermutlich sich abwechselnd, rund klopfen und dabei verdichteten. In dieser Fabrikhalle ging mir allmählich auf, daß wir in unserer *Kaderschmiede* über dem Haushaltwarengeschäft in der Bochumer Bongardstraße nicht viel anders verfahren waren. Dort saß das ZB, wie ich schon weiter oben erwähnte.

Am schwierigsten war unser hochgewachsener Agitprop- und *Rote-Fahne*-Chef Richard C. aufzutreiben, obwohl er noch 2006 mit einem Kinofilm über jugendliche Diebe auf sich aufmerksam gemacht hatte. Nach der maoistischen Burleske hatte er eine Zeitlang mit dem erfolgreichen »Jungfilmer« W. zusammengearbeitet und sich dann als Filmproduzent selbstständig gemacht. Inzwischen arbeitet er als Herstellungsleiter abwechselnd in Südafrika und Holland. Hin und wieder hält er sich in Berlin auf. Sein dort lebender langjähriger Kamermann David S. hält große Stücke auf ihn. In künstlerischer und logistischer Hinsicht ein As, sei Richard gleichwohl bescheiden und seinen Freunden und Mitarbeitern gegenüber auch immer zuverlässig und uneigennützig hilfsbereit. Er sei »sozial«, fügt der gebürtige Tscheche hinzu. Die Liste von Richards Filmen (von denen ich keinen Meter kenne) riecht allerdings nicht gerade nach starker Gesellschaftskritik. Richard ist mein Jahrgang, doch hat er, im Gegensatz zu mir, laut einem Foto von 2005 bereits angegrautes Haar. Unsere Beziehung war nie vertraulich gewesen – aber möglicherweise gerade deshalb für mich ein Problem. Ich war der Begriffsstutzige, Treuherzige, Kleine, für den er sich wahrscheinlich nicht wirklich interessierte. Das habe ich ihm freilich nie vorgeworfen, wenn ich mich nicht täusche. Zuneigung läßt sich ja nicht erzwingen.

Richard sagte ab. Für mich war das ausschlaggebend dafür, mein Projekt *ZB* auf Eis zu legen. Ich hielt Richards Mitarbeit für unverzichtbar, weil er damals »die Nummer Zwei« der Partei gewesen war und in der Folge als einziger von uns – im bürgerlichen Staate – eine vergleichsweise ruhmreiche Karriere machte. Ich hatte ihm mein Vorhaben in einer Email umrissen. Seine prompte Antwort (aus Kapstadt) berührte mich ziemlich schmerzlich. Traf er vielleicht wunde Punkte? Er habe sich bislang allen Interviewversuchen über die *KPD/ML*-Zeit – »unter anderem von Rainer Langhans« – erfolgreich widersetzt. Andererseits könne er natürlich nicht verhindern, in literarischen Werken aufzutauchen, so erst unlängst, 2008, in einem Buch über die mir wohlbekannten »Zwillinge« (die wie wir aus Kassel stammen). »Du kannst ja schreiben, was du willst, aber das interessiert doch wirklich niemanden, was aus irgendwelchen *KPD/ML*ern geworden ist, oder was sie damals motiviert hat.« Gleichwohl trinke er gern einmal ein Glas Wein mit mir, wenn er etwa auf der Durchreise von Holland nach Berlin durch Thüringen komme. Das sei wohl wieder im Spätsommer (2011) der Fall.

Ich glaube, mich kränkte sein herablassender Tonfall und die völlige Ignoranz meiner Anliegen. Wenn er befindet, unser Schicksal interessiere niemanden, gilt es offenbar für alle Welt. Nebenbei waren Gerd, er und ich nicht »irgendwelche *KPD/ML*er«, vielmehr die Führungsspitze der damals möglicherweise wichtigsten »K-Gruppe«. Nach

verschiedenen ähnlich lautenden Schätzungen sind diese Gruppen in den 70er Jahren von ungefähr 150.000 Menschen »durchlaufen« worden. Viele von ihnen sitzen heute auf verantwortlichen Posten in Staat und Wirtschaft. Etliche »Prominente« haben es dabei erneut bis in die Führungsspitze gebracht. Ich nenne nur die ehemalige Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt (*SPD*), Schröders Umweltminister Jürgen Trittin und Antje Vollmer von den *Grünen*, *KBW*-Chef Joscha Schmierer, der dann zum Planungsstab der Außenminister Joseph Fischer und Frank-Walter Steinmeier zählte, und schließlich den ehemaligen *KBW*-Aktivisten Winfried Kretschmann: er brachte es 2011 als gläubiger Katholik und treuer Freund »der Wirtschaft« (womit er das Kapital meint) im Schwabenland zum ersten deutschen *grünen* Ministerpräsidenten. Alles uninteressant?*

Es wie Richard zu einem angesehenen Filmproduzenten und bis nach Südafrika zu bringen, ist wohl auch nicht ganz ohne. Hält er die Wurzeln dieser Karriere für nicht weiter besichtigenswert, hat er entweder Angst, das Bollwerk seiner »Verdrängungsleistung« könne brüchig werden, oder aber von Haus aus ein dickes Fell. Ich neige zur zweiten Annahme. Soweit ich ihn nämlich erlebte, hatte Richard nie Angst. Er war realitätstüchtig, zielstrebig in der Verfolgung seiner Anliegen, anpassungsfähig. Auf meine briefliche Bitte einzugehen, mir ein paar Worte über sein Wirken in Kapstadt zu schreiben, hat er nicht nötig. Genauso übergeht er meinen angehängten kleinen Text »Neunkirchen/Saar«, in dem er als »mein Mentor« erwähnt wird. Wer bin ich schon, daß ich der Gnade teilhaftig werden dürfte, Einblicke in seinen Werdegang und drei Worte Kommentar zu einem Text zu erhalten? Die Frage läßt sofort die Alarmglocken aufschrillen. Vielleicht reagiere ich überempfindlich, weil ich mich Richard gegenüber stets unterlegen fühlte. Er bekam jede Sache sofort in den Griff; ich war der Einfaltspinsel und Wirrkopf. Und was ist aus mir geworden? Ein angeblicher Schriftsteller, der ein abwegiges Manuskript nach dem anderen produziert – Ware, die auf »dem Markt« völlig chancenlos ist. Die Vorstellung, einer könne *auch* um der eigenen Klärung willen schreiben, scheint in Richards Denken keinen Platz zu haben.

Ich betone jedoch, dies alles sind nur Vermutungen über ihn. Ich kenne ihn viel zu wenig. Auf das Gegenteil hat er auch nie Wert gelegt. Ein Kneipengespräch bei der Durchreise hülfe dieser Unkenntnis sicherlich nicht ab. Man müßte einander erleben. Ich hatte in der Tat das Wunschbild, zumindest Gerd, Richard und mich noch einmal an einen Tisch zu holen, in eine Wohnung, am besten für mehrere Tage. Eine Art Klassentreffen der besonders abwegigen Art schwebte mir vor – das möglicherweise überraschende Ergebnisse zeitigt, seien es Liebesgeständnisse, Selbsterkenntnisse, Streit und Prügelei. Wie illusionär! Wie kindisch! Sowas gibt es nur in Romanen – und Filmen.

∞ Verfaßt 2012

* Ein mir bis dahin unbekannter Herr Bernd Ziese mer fragt am 1. Mai 2018 bei mir an, ob ich ihm für ein Buch etwas über G. L. Flatow sagen könnte, ein Alt-Maoist. Dadurch kommt mir ungerufen ein weiteres Beispiel gegen Richards Abtun des westdeutschen Maoismus ins Haus. Ziese mer selber, Jahrgang 1953, erklärt mir über sich, er sei seit über 35 Jahren Journalist (u.a. Chefredakteur des *Handelsblatts*) und Buchautor. »Ich kenne die K-Gruppen-Szene der 70er Jahre aus eigener Anschauung, wenn gleich ich Mitglied einer anderen Gruppe war (KPD/AO).« Auf seiner Webseite verrät er seine Jugendsünde nicht, falls ich mich nicht irre. Bei *Wikipedia* dagegen wird sie erwähnt. Ziese mer studierte bei Wolf Schneider. *Handelsblatt*-Chef war er fast neun Jahre lang, bis 2010. Derzeit hat er, unter anderem, eine wöchentliche Kolumne bei *Capital*.

Im Oktober 2025 erhält der Historiker Karl Schlögel, geb. 1948, den sogenannten »Friedenspreis« des deutschen Buchhandels, was in systemkritischen Kreisen zu einigem Kopfschütteln führt. Er gilt als Ex-Maoist. 1980 erarbeitete er mit seinem ehemaligen Mitstreiter Ziese mer das Buch *Partei kaputt: Das Scheitern der KPD und die Krise der Linken*. Inzwischen hat er sich anscheinend zum Vorkämpfer der Nato-Osterweiterung gemausert, ein erklärter Rußlandfeind. Hochschul-Professor in Frankfurt/Oder bis 2013.

Ezra Ich knüpfe an meinem rund 10 Jahre alten Bericht über den gescheiterten Versuch an, jene Ruhrgebiets-»Kaderschmiede« noch einmal ins Licht zu rücken. Unsere »Partei« hatte sich um 1970 von der in Hamburg residierenden Sekte *KPD/ML* abgespalten, deren ZK-Chef Ernst Aust den *Roten Morgen* herausgab. Unsere Abspaltung wurde meist *KPD/ML-ZB* oder *KPD/ML-Rote Fahne* genannt, nach unserem neuen »Zentralbüro« und unserem neuen »Zentralorgan«. Wir, die Rote-Fahne-Leute, thronten in Bochum, also im Herzen des proletarischen Ruhrgebiets, lag uns doch, im Gegensatz zu den Aust-Leuten, die Massenarbeit am Herzen. Die Aust-Leute schworen mehr auf Abwarten & Teetrinken, also Theorie und Schulung. Im Grunde stritt man sich zweifelsohne um die Haare im Barte des Propheten und wetteiferte um den dickeren Katalog an Schimpfworten. Oft nannten wir unsere Erzfeinde klangvoll *Ezristen*. Die Anspielung auf »Trotzkisten« war gewollt. Unfreiwillige Quelle des Namens war ein Häuptling der *Roten Garde*, der Jugendorganisation der Hamburger Mutter- oder Vaterpartei. Ich glaube, der junge Funktionär, geboren 1951, wirkte damals vor allem in Westberlin, wo er wohl auch zur Schule gegangen war. Er hieß *Ezra* Gerhardt und hatte noch einen zwei Jahre älteren Bruder, Titus. Das waren die gemeinsamen Kinder von Renate und Rainer Maria Gerhardt. Gegen Renate und Rainer nehmen sich die Namen der Sprößlinge sicherlich wie Edelsteine zwischen Eisenbahnschotter aus.

Brockhaus schreibt den alttestamentarischen, heute ziemlich ungebräuchlichen Vornamen *Ezra* bevorzugt mit s, also *Esra*. Aber das ist ja egal, ich lernte »unseren« *Ezra*

sowieso nie persönlich kennen. Seinen Erzeuger **Rainer Maria Gerhardt** (1927–54) allerdings auch nicht; denn er lag längst unter der Erde. Ursprünglich Versicherungskaufmann, hatte sich Gerhardt spätestens nach Kriegsende als Gasthörer an der Uni in Freiburg im Breisgau für Moderne Lyrik erwärmt, voran die nordamerikanische, darunter die von Ezra Pound. In der Prosa schätzte der Nachwuchs-Literat James Joyce und Arno Schmidt. Westdeutsche Schriftsteller wie Curtius, Andersch, Enzensberger lobten Gerhardts poetischen Blickwinkel, und so wagte er es im Verein mit Übersetzerin und Gattin Renate, in seiner Heimatstadt Karlsruhe einen Poesie-Verlag zu eröffnen. Offenbar strandete das Unternehmen rasch im Ruin. Ob sich Gerhardt vor allem deshalb mit 27 Jahren (1954) umbrachte, kann ich nicht beurteilen. Alfred Andersch soll dazu bemerkt haben*, der »ebenso begabte wie gefährdete junge Mann«, der zeitweise in einem Zelt wohnte, sei »vom eisigen Wind des wirklichen Hungers, der Schulden, der inneren Schwierigkeiten und von der Kälte des Wartens auf ein Echo« ausgelöscht worden, »das er, ein sehr Ungeduldiger, nicht vernahm.« Demnach fühlte er sich verkannt, wie so viele. Jedenfalls ließ er, je nach Quelle, 20.000 bis 40.000 DM Schulden zurück – von den beiden Söhnchen nicht zu schweigen.

Renate Gerhardt, die Witwe, scheint sich später in Westberlin als Übersetzerin und Verlegerin durchgeschlagen zu haben. Sie starb 2017, gut 90 Jahre alt.** Die beiden Söhne dürften noch leben. Wie es aussieht, haben sie gleichfalls künstlerische Wege beschritten, ohne dabei je berühmt zu werden. Ich habe lange überlegt, ob ich sie anschreiben und um Auskünfte bitten sollte, denn die Quellenlage ist wieder einmal schlecht. Ich verzichte jedoch darauf. KünstlerInnenkinder sind grundsätzlich sehr schwierig, von ihrer Befangenheit einmal abgesehen, und warum sollten Ezra und Titus eine Ausnahme darstellen? Zumal in dem Alter, in dem sie jetzt sind? In meinem. Aber ich bin kein *KünstlerInnenkind*. Schließlich waren meine Eltern Landwirtschaftshelferin und Radiobastler, wie es Biografen etwas frisiert ausdrücken könnten.*** Damit ginge ich noch als Mann »proletarischer Herkunft« durch ...

∞ Verfaßt 2024

* »Rainer Maria Gerhardt« bei <https://www.literatur-live.de/gerhardt/index.htm>

** <https://trauer.tagesspiegel.de/traueranzeige/renate-gerhardt>

*** In meinem Blog steht neuerdings ein von mir verfaßtes Porträt meiner Mutter, *Hannelore im Pech*

Haben wir den x-ten Frühverstorbenen zu betrauern? Für *Brockhaus* wurde Schuhmachersohn **Christopher Marlowe**, der in Cambridge studiert und bereits Ruhm als englischer Dramatiker, Lyriker und Übersetzer eingeheimst hatte, am 30. Mai 1593 im Alter von 29 Jahren »bei einem Wirtshausstreit erstochen«, aus die Maus.* Immerhin hatte er da ja schon *Die tragische Historie vom Doktor Faustus*, das Versepos *Hero und Leander* und das Drama *Edward II.* vollendet – was wollte er noch mehr? Erfahren zu wollen, worum es denn bei diesem »Wirtshausstreit« gegangen sei, wäre vielleicht zuviel verlangt, können sich doch herkömmliche gedruckte Nachschlagewerke stets auf »Platznöte« zurückziehen. *Brockhaus* ist aber überdies kaltschnäuzig genug, einen anderen Streit, der unter Literaturwissenschaftlern und -freunden seit mindestens 100 Jahren tobt, mit keinem Komma zu erwähnen: ob Christopher Marlowe möglicherweise an jenem Mai-, Zech- und Zahltag im Londoner Stadtbezirk Deptford keineswegs gestorben und ob er nicht vielmehr mit dem ebenfalls 1564 geborenen Stratford Dramatiker William Shakespeare identisch gewesen sei. Die AnhängerInnen *dieser*, beispielsweise ausführlich im *Wikipedia*-Artikel »Marlowe-Theorie« vorgestellten Sicht (für die Gegenseite selbstverständlich eine *Verschwörungstheorie*) können sich dabei unter anderem auf Ungereimtheiten des Shakespearschen Lebens und Schaffens stützen, die heute so gut wie niemand mehr bestreitet.** Viele dem »Meister« aus Stratford zugeordneten Werke lassen sich nur für Einfaltspinsel jenem rothaarigen, biedereren Kaufmann unterschieben, der weder vor Marlowes (angeblichem) Tod jemals durch literarische Produktion aufgefallen war noch nach seinem eigenen Ableben (1616) Hinweise auf eine solche hinterließ. Zudem war der Kaufmann bar aller höfischen Kontakte und wohl auch aller Fremdsprachenkenntnisse, ganz im Gegensatz zu dem jungen Marlowe.

Der umtriebige Akademiker Marlowe war zumindest zeitweise als Kundschafter im Auftrage Königin Elisabeths tätig gewesen, hatte dann aber schwer mit Vorwürfen wegen seines unverhohlenen »atheistischen« Denkens und Lebenswandels zu kämpfen. Als er an jenem unheilschwangeren 30. Mai im Hause der durchaus angesehenen Witwe Eleanor Bull mit Ingram Frizer, Robert Poley und Nicholas Skeres beim Abendmahle saß, waren gerade zwei enge Freunde Marlowes eingesperrt und gefoltert und noch andere »Ketzer« verfolgt oder gar aufgeknüpft worden, darunter Thomas Kyd.*** Marlowe befand sich ohne Zweifel in einer höchst bedrohlichen Lage, ihm winkte die Todesstrafe. Die »VerschwörungstheoretikerInnen« nehmen deshalb mit etlichen guten Argumenten an, die Messerstecherei in dem Speisezimmer sei lediglich vorgetäuscht worden. Die Genannten hätten vielmehr Marlowe auf diese Weise aus dem Verkehr gezogen, dafür den

Untersuchungsrichtern eine »falsche« Leiche untergeschoben. Fortan habe Marlowe ein anonymes Leben geführt, allerdings unter verschiedenen Pseudonymen, darunter eben »William Shakespeare«, weiterhin literarische Werke veröffentlicht. Wahrscheinlich sei er erst 1655 in hohem Alter gestorben, und zwar in Gent, Flandern, also auf dem Festland.

Die bislang jüngste Munition der DenkmalschänderInnen packte ein pensionierter Münchener Medizinprofessor mit einem 700-Seiten-Wälzer auf den Tisch.**** Sein Werk wurde unter anderem von der *FAZ* verhöhnt und verrissen*****, was niemanden verblüffen wird, der an die vielen offiziell erlassenen Kanons nicht mehr ganz so fest wie kleine Kinder an den Nährwert des Goldes oder wie die kommunistische Tageszeitung *Junge Welt* an den »Klimawandel« glaubt. Im Falle Shakespears stehen neben der ungemein einträglichen Stratford Tourismusbbranche immerhin die sogenannte Reputation (auf deutsch »päpstliche Unfehlbarkeit«) und die entsprechenden Einkünfte von vielen Hundert literaturwissenschaftlichen Kapazitäten auf dem Spiel. Sie müssen recht behalten, damit ihre Sterne nicht sinken und ihre Preise nicht fallen. Das nordhessische, minder geweihte Blatt *HNA* (aus Kassel) nimmt solche Rücksichten erstaunlicherweise nicht, wie ein Artikel aus 2014 bezeugt.*****

Das vorstehende Porträt war ab 2021 in meinem Blog-*LdF* zu lesen, das ich allerdings bald darauf wieder auflöste. Dagegen verkniff ich mir die Veröffentlichung der folgenden **Arbeitsnotiz** bis Mai 2023.

Die Lektüre von Bastian Conrads Wälzer (in der 5., angeblich »korrigierten« Auflage vom Januar 2016) ist aufgrund der dramaturgischen und stilistischen Mängel kein Vergnügen. Die Stofffülle erschlägt, und neben zahlreichen Wiederholungen verärgert die Armut in Ausdruck und Satzbau, die mit einem Reichtum an Druck- und Layoutfehlern einhergeht. Gleichwohl dürfte an Conrads Argumentation und Beweisführung *gegen* Shakspere gar nicht, und *für* Marlowe (= Shakespeare) kaum zu rütteln sein. Der junge Marlowe, denunziert, hatte seine Ketzereien überzogen und wurde 1593 qua »Messerstecherei« mit zumindest stillschweigender Billigung der Krone auf Betreiben seiner hochstehenden Gönner aus dem Verkehr, also in die Anonymität gezogen. Er galt hinfort als tot. Das hatte wohl vor allem den Sinn, die Gönner selber, voran William Cecil, zu schützen – hätte nämlich Marlowe unter Folter »ausgepackt«, wäre es seinen Gönnern gleichfalls an den Kragen gegangen. Daneben retteten sie so die Schaffenskraft eines erst jungen »Genies«. Den gleichaltrigen, biedereren, völlig ungebildeten Kaufmann Shakspere, geb. 1564, aus dem Nest Stratford, der vorübergehend in London lebte und in der Theaterbranche investiert hatte, kauften sie als Marlowes Strohmann ein, auf daß Marlowes folgende Werke einen »Namen« bekämen und nachlaßfähig wären. Daneben schrieb Marlowe schon zu

Shakspere's Lebzeiten unter zahlreichen anderen Pseudonymen, um seine Stratford »Maske« nicht überzustrapazieren und ihr keine Schnüffler ins Haus zu schicken. Als Shakespeare 1616 das Zeitliche segnete, veröffentlichte Marlowe fröhlich weiter unter vielen Pseudonymen, denn er war unglaublich produktiv und starb erstaunlicherweise erst im Oktober 1655 als Tobias Matthew in Gent, Flandern, wie jedenfalls Conrad glaubt, S. 588. Demnach wurde Marlowe trotz aller Ängste, Exilnöte und Arbeitswut 91 Jahre alt! Das ist für die Zeit enorm – merkwürdigerweise aber für den kritischen Conrad nie ein Grund zum Stutzen.

Ähnlich bleibt unerklärt, warum Marlowe das Komplott seines Untertauchens gefährdet, indem er sich, unter anderen Pseudonymen, wiederholt nur notdürftig verschlüsselte Anpinkereien gegen seinen Stratford Strohmännchen gestattet, der sich ungestraft mit fremden Federn schmücken dürfe, obwohl er eine taube Nuß oder ein Arschloch sei. Vielleicht beläuft sich die Erklärung auf Marlowes gewaltige Eitelkeit: er konnte nicht anders. Sie erklärt ja nebenbei auch den Hauptzweck der eigentlich überflüssigen Maske. Wenn schon nicht unter seinem eigenen, wollte Marlowe doch wenigstens unter einem anderen Namen weltberühmt, beweihräuchert und bewallfahrtet werden, eben als William Shakespeare aus Stratford. Doch es wurmte ihn 60 Jahre lang Tag und Nacht. Conrad erwähnt einmal Marlowes eher geringe Körpergröße; entsprechend muß der Minderwertigkeitskomplex des Schustersohnes, der sich nach »echtem« Adel (dem seiner Gönner) verzehrte, höher als der Tower gewesen sein. Nach Conrads Darstellung und Auslegung vieler, teils ungeklärter pseudonymer Quellen war Marlowe so stark von sich eingenommen, daß die Vorstellung, Neid, Bedauern und Selbstmitleid hätten geschlagene 60 Jahre an ihm genagt ohne ihm vorzeitig den Garaus zu machen, umso schwerer fällt.

Medizinprofessor Conrad, brav auch die akademischen Titel der angeführten Autoren nicht unterschlagend, räumt diese Eitelkeit nur hin und wieder und nur beiläufig ein. Die antiautoritäre Perspektive ist nicht sein Blick. Erwähnt er einmal, Leute wie Goethe hätten massiv zum Geniekult um Shakespeare beigetragen, ist es schon viel. An der Bedeutung von »Größe« für die Menschheit rüttelt er nie. Die bereits groteske Überschätzung der schöngeistigen Verse sowohl eines Marlowes wie eines Shakespeares macht er mit. Was soll dieses gezielte Stöhnen »genialer Dichter« über die Sorgen von Herrscherfiguren, während, schon damals, die halbe Welt verhungert oder erfriert? Egon Friedell aufgreifend und wendend, müßte man wirklich knurren: ob Shakespeare, Marlowe, Bacon oder sonst wer, das sei doch scheißegal. Warum daran so unglaublich viel Mühe und Lebenszeit verschwenden wie Professor Conrad?

∞ Verfaßt 2021 / 2023

* *Brockhaus* Band 14 von 1991, S. 229

** Als der Wiener Schauspieler und Publizist Egon Friedell 1927 den ersten Band seiner *Kulturgeschichte der Neuzeit* veröffentlichte, waren ihm die Zweifel an der Identität des »heimlichen Königs« von England durchaus bekannt – weshalb er diese Frage kurzerhand für nebensächlich erklärte: »Vielleicht hieß er nicht Shakespeare: was kümmert uns seine Adresse!« (Zitiert nach der einbändigen Münchener Dünndruckausgabe von 1974, S. 400.) Hauptsache, die verehrbare »Größe« war da, soll sie doch Schüttelspeer, Marlowe oder Windbeutel heißen. Friedell liebte Großes.

*** Der Dramatiker Kyd (1558–94) war wohl im Gefängnis umgefallen und dann, entlassen, nach einem Jahr als 35jähriger an den Folter- und Haftfolgen gestorben.

**** Bastian Conrad: *Christopher Marlowe, der wahre Shakespeare*, München 2011

***** Werner von Koppenfels, https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/bastian-conrad-christopher-marlowe-so-eine-maulwurfexistenz-ist-doch-enorm-anstrengend-11533109.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2, 18. November 2011

***** Bettina Fraschke, »Der wahre Shakespeare? Der Dramatiker Christopher Marlowe«, 25. Februar 2014: <https://www.hna.de/kultur/wahre-shakespeare-dramatiker-christopher-marlowe-3384721.html>

Wenige Tage, nachdem er in einer Rede vor der römischen Abgeordnetenversammlung die Faschisten angeprangert hatte, wurde der 39 Jahre alte Politiker **Giacomo Matteotti** (1885–1924) von vermeintlichen Banditen entführt und ermordet – die sich später als Getreue »aus der engsten Umgebung Mussolinis« entpuppten, wie sich sogar *Brockhaus* festzuhalten getraut. Wahrscheinlich war der gemäßigte Sozialist und studierte Jurist nach dem Überfall bereits bei der Autofahrt aufgrund eines Fluchtversuchs erstochen worden – was hieße, einige Folter blieb ihm erspart. Er hinterließ seine Frau nebst zwei oder drei Kindern. Mit dem Wendepunkt der sogenannten Matteotti-Krise ließ der »Duce« spätestens im Folgejahr des Mordes sein demokratisches Mäntelchen fallen. Nach dem Krieg wurden noch lebende Ausführende zu hohen Haftstrafen verurteilt; Mussolini dagegen war inzwischen selber tot. Angeblich hatte er sogar öffentlich die »Verantwortung« für das Verbrechen übernommen, entnehme ich verschiedenen Internetquellen. Wohl daher der *Brockhaus*-Mut.

1973 wurde der Stoff mit Franco Nero in der Hauptrolle und Mario Adorf als Mussolini unter dem Titel *Il delitto Matteotti* (Die Ermordung Matteottis) verfilmt. Ganz am Rande kommt er auch in einem seltsamen Roman von Friedrich Georg Jünger vor, gestorben 1977. Bekanntlich schätze ich in FGJ vorwiegend den Essayisten und Verfasser kürzerer Erzählungen. Er verfaßte jedoch auch drei, durchweg kaum bekannte Romane.

Zwei Schwestern ist der »mittlere« Roman. Ich will ihn bei dieser Gelegenheit vorstellen. Ein Deutscher im heiratsfähigen Alter verbringt einige Sommermonate in Rom – aus welchem Grund, ist einem auch nach 260 Seiten nicht wesentlich klarer als zu Beginn der Lektüre. Vielleicht darf man den Hauptgrund in den titelgebenden Schwestern sehen, von deren Existenz der Gast aus Deutschland freilich vor seinem Eintreffen gar nichts wußte. Ansonsten liebt er Bücher, Altertümer und Feigenbäume, spricht gelegentlich von Studien und läßt sich außerdem in diplomatisch-geheimdienstliche Machenschaften verwickeln, angeblich jedenfalls. Bei allem scheint es ihm weder an Zeit noch Geld zu mangeln. Handlungszeit des Romans dürfte um 1930 sein, da von Weltkriegsanstrengungen noch nicht die Rede ist, dafür aber von der »Ermordung Matteottis«, »eine üble Geschichte«. Sie war ja 1924 vorgefallen. Jüngers Roman wurde 1956 vom anspruchsvollen Programm des *Hanser Verlages* mitgeschleppt, wie man wohl behaupten darf. Gegen heutigen Müll stellt er sicherlich Gold dar, weil FGJ sorgsam formuliert und auch ein gewisses Romanklima zu schaffen versteht. Doch gegen die erwähnten Ansprüche gehalten, ist er Blech.

Das darf man buchstäblich verstehen. Zu allem Unglück ist jener gelehrte deutsche Kunstfreund nämlich auch der Ich-Erzähler des Romans, den keine Macht daran hindern kann, sein Lamento über die Berechenbarkeit und Vernutzung der modernen Welt über sämtliche Buchkapitel auszubreiten. Selbst LeserInnen, die dieses Lamento noch nicht kennen und die es keineswegs abwegig finden, könnten ungehalten werden, weil es von diesem Mann vorgebracht wird, der nie Geldsorgen hat und der die hechelnden Mühlen des Erwerbslebens wahrscheinlich lediglich vom Hörensagen kennt. Während der Autor »nur« eine Kriegsversehrtenrente von etwa der Hälfte eines Arbeiterlohnes bezog, muß seinem offensichtlichen alter ego »Giorgio« (Georg) mindestens das Sechsfache zur Verfügung gestanden haben. Was Wunder, wenn er sich in Rom, der Hotels überdrüssig, ein mehrgeschossiges Häuschen mit Garten und Springbrunnen mietet. Da findet dann auch bald die erste der beiden Schwestern Platz, Rosalie, trotz der Gegend eine Blondine. Die schwarzgelockte Fernanda, die nach wenigen Monaten in ihre Fußstapfen tritt, zieht nur deshalb nicht ebenfalls ein, weil sich Giorgio zur Rückreise entschließt – in Fernandas Begleitung. Jüngers Vorstellungen über die Rolle von Geliebten waren immer altmodisch und simpel. Hier versucht er Gewinn an Dramatik zu erzielen, indem er Rosalie einer tödlichen Krankheit zum Opfer fallen und Giorgio über seine ursprüngliche und wahre Hinneigung zu Fernanda im Dunkeln läßt. Erst spät fällt bei diesem Müßiggänger der Groschen: Fernanda gibt sich so feindselig und schnippisch, weil auch sie sich vom ersten

Besuch bei den Schwestern an stark zu dir hingezogen fühlte und es lediglich der Schwester oder dem elterlichen Haussegen zuliebe verbarg!

Dieses dramaturgische Rezept wäre vielleicht aufgegangen, wenn Jünger in der Erzählform erzählt hätte. So aber wird es krampfhaft. Giorgio darf sich seine Begierde nach der Schwarzelockten nie eingestehen und hat sich einer vergleichsweise langatmigen »Eroberung« dieser zweiten Schwester zu unterziehen. Kaum weniger verquollen (und ertraglos) gestaltet sich die Geheimniskrämerei, die Jünger seinem Giorgio in Sachen Spionage verordnet. Der müßte ja eigentlich wissen, ob und warum er eine Figur im Spiel der Geheimdienste sei, doch er hütet sich, obwohl Ich-Erzähler, uns davon etwas zu verraten. Dieses Bemühen, den Leser auf die Folter zu spannen, wirkt wahrlich peinlich, oder zumindest albern. Das ganze Geschehen nimmt einen Zug der Belanglosigkeit an. Angeblich findet es vor dem Hintergrund des Kampfes zwischen faschistischen und demokratischen Bestrebungen statt, doch auch davon, den entsprechenden Positionen und der Kräfteverteilung, erfahren wir lediglich in Andeutungen, die das Gesamtbild schön verschwommen halten. Damit ist Jünger auch in diesem Fall eine Auseinandersetzung mit dem eigenen, dem deutschen Faschismus erlassen, der hier nur in Gestalt der Randfigur des Kriminalbeamten Silbermann vorkommt. Auch ihn gibt Jünger so »rätselhaft«, wie er wahrscheinlich den ganzen deutschen Faschismus gern gehabt hätte.

∞ Verfaßt 2022

Medien

Brockhaus hat die Gelegenheit versäumt, allen Fernsehsprechern, ob Mann oder Frau, ein gutes, nacheifernswertes Beispiel zu geben. Die studierte US-Journalistin aus Ohio **Christine Chubbuck** (1944–74) war zuletzt, bis zu ihrem Tod, als Reporterin und Moderatorin in Sarasota, Florida, beim Fernsehsender *WXLTV* tätig, auch *Channel 40* genannt. In ihrer Vormittagssendung *Suncoast Digest* des 15. Juli 1974, einem Montag, faßte die 29jährige einen folgeschweren, offensichtlich halb spontanen Entschluß. Als die Filmrolle mit dem Bericht über eine Schießerei in einem Restaurant des örtlichen Flughafens klemmte, schaltete Kamerafrau Shay Taylor zur Moderatorin der Show zurück. Daraufhin teilte Chubbuck ihrem Publikum schlagfertig mit, gemäß der Tradition des Senders, sie stets mit den frischsten Blut- und Ekelvorfällen »in living color« zu versorgen, sähen die Damen und Herren zu Hause nun alternativ einen Selbstmordversuch. Schon setzte sie

sich, laut *Sarasota Herald-Tribune* vom nächsten Tage, den Lauf einer Pistole hinter das rechte Ohr, drückte ab und fiel, von ihrem wehenden langen, schwarzen Haar begleitet, mit dem Oberkörper vornüber, also gleichsam dem Fernsehpublikum in den Schoß. Dann sorgte der geistesgegenwärtige Technische Leiter dafür, daß auch der Bildschirm schwarz wurde. Aber von dem vorausgehenden Knall dürften noch alle Teelöffel in Floridas Küchen gezittert haben. Chubbuck hatte die Pistole aus einer unter ihrem Pult verborgenen Einkaufstasche gezogen. Nun tobten die Telefone des Senders. Chubbuck starb noch am selben Tag im Krankenhaus.

In den zurückliegenden Wochen hatte sie in Übereinstimmung mit ihren Vorgesetzten an einer Sendung zum Thema Selbstmord gearbeitet und sich in diesem Rahmen beiläufig beim Sheriff nach der sichersten Methode des Sicherschießens erkundigt. Angeblich hatte sie seit Jahren mit »Depressionen« zu kämpfen und war deshalb auch schon häufig in Behandlung gewesen. Ihr jüngerer Bruder Greg sprach oder spricht* von »bipolar disorder«. Sie sei Perfektionistin mit makaberem Humor gewesen; vielseitig begabt, jedoch unstet; viel bewundert, aber mit Selbstzweifeln geschlagen. Die attraktive Frau habe nicht verhehlt, noch immer »Jungfrau« zu sein, doch entsprechende Annäherungsversuche zerstoßen. Wahrscheinlich litt sie an diesem Mangel an engen Freundschaften am meisten. Dem Bruder zufolge bastelte sie Kinderpuppen, von denen sie immer welche mitsichführte. Auch in der Einkaufstasche mit der Pistole hätten sich zwei Puppen gefunden.

Horatia Harrod** glaubt, die »Krankengeschichte« von Chubbuck werde meist überbewertet. Man gehe dabei den Vorurteilen der zeitgenössischen Quellen auf den Leim. Dagegen sprächen Chubbucks letzte Worte (vor der Kamera) deutlich von ihrem Unbehagen an dem Seifenoper-Kurs ihres Senders. Einige Arbeiten von ihr waren zugunsten von Geschichten gekippt worden, die mehr »Sensation« hatten. Selbst ihr Bruder Greg habe bestätigt, daß Chubbuck diese Tendenz im US-Journalismus verabscheute. Ich wage hier nicht zu richten, spreche mich aber im Sinne meiner Eröffnung unbedingt dafür aus, Chubbucks mutige Tat insbesondere kerngesunden heutigen Nachrichtensprechern von Fernsehsendern zur Nachahmung ans Herz zu legen. Das Ekelhafteste an diesen Sendungen sind ja keineswegs die Bilder und Nachrichten, von denen Chubbuck sprach, vielmehr ist es die gefolgstreue, karrieredienliche Ungerührtheit, mit der diese Bilder und Nachrichten, etwa von der Raumfährenabschußrampe auf Kap Canaveral, Florida, oder aus dem zertrümmerten, qualmenden Gazastreifen, von der einen oder anderen aufpolierten Knechtsvisage dargeboten werden. Die adretten TV-Ansage-Puppen meiner Kindheit bildeten in dieser Hinsicht sicherlich keine Ausnahme, aber womöglich

verstanden sie sich lediglich auf den *Anschein* von Ungerührtheit. Ihre heutigen Kollegen dagegen *sind* abgestumpft, wenn ich verschiedenen Gewährsleuten trauen darf. Hier verfängt keine Umschulung mehr. Schickt sie nach Feuerland auf die Eisbärenjagd, allerdings ohne Maschinenpistolen.

∞ Verfaßt 2024

* laut Christine Pelisek in *People*, 11. Februar 2016: <http://people.com/crime/christine-chubbuck-brother-remembers-journalist-who-killed-herself-on-air/>

** Horatia Harrod im *Telegraph*, 2. Oktober 2016: <http://www.telegraph.co.uk/films/2016/10/02/death-by-television-why-did-christine-chubbock-commit-suicide-li/>

Warum wird ein erfolgreicher, stets freundlich lächelnder Journalist und Buchautor, der noch nicht einmal Kriegsberichterstatter ist, schon mit 43 Jahren kaltblütig erschossen? *Brockhaus* verrät es nicht, meldet **David Graham Phillips** (1867–1911) aber immerhin (in Band 17) als »ermordet«. Um es kurz zu machen: der Sohn eines wohlhabenden Politikers eckte zuletzt zu oft an. Er hatte im Lauf seiner Lehrjahre seine »soziale Ader« entdeckt und stürzte nun allein durch das Fächeln mit renommierten Blättern, die enthüllende Artikel von ihm gebracht hatten, etliche von Industriekonzernen bestochene Senatoren von ihren Sesseln. Damit – und mit zahlreichen, vermutlich eher flüchtig geschriebenen, damals durchaus vielgelesenen Erzählungen und Romanen – gehörte er zu jenen um 1900 aufgetretenen, später so genannten *muckrakers*, die heute als »Väter des investigativen Journalismus« gelten. Gutaussehend und gutbetucht wie er war, ähnelte Phillips von der Erscheinung her allerdings weniger einem (wahlweise) »Schmierfinken / Mistkratzer / Schmutzaufwühler / Nestbeschmutzer«, vielmehr einem Dandy. Zu allem Überfluß soll er auch noch weiße Smokings bevorzugt haben. Jedenfalls hatte er Sinn für Inszenierung. Man könnte deshalb fast argwöhnen, er habe auch seinen Aufsehen erregenden Tod bestellt.

Als Phillips am Nachmittag des 23. Januars 1911 in New York City auf den *Princeton Club* am Gramercy Park zuhielt, stand er unversehens nicht etwa einem von jenen Senatoren gedungenem Berufskiller, vielmehr dem Geiger des *Pittsburgh Symphony Orchestras* **Fitzhugh Coyle Goldsborough** (1879–1911) gegenüber. Wie sich später, als beide Beteiligten tot waren, herausstellte, war der Orchestermusiker davon überzeugt, der *muckraker* habe durch die Gestaltung verschiedener Figuren seines zwei Jahre zuvor erschienenen Romanes *The Fashionable Adventures of Joshua Craig Goldsboroughs* prominente Sippe, insbesondere seine Schwester, mit Schmutz beworfen. Nachdem er dem

Autor nicht weniger als sechs Kugeln verpaßt hatte, tötete sich der 31jährige Musiker auf der Stelle auch selbst, wohl durch Kopfschuß. Phillips starb anderntags im Krankenhaus.

Während damals die meisten Blätter von den »Wahnvorstellungen eines verrückten Geigers« sprachen, unterstreicht Peter Duffy 100 Jahre später in der *New York Times* den sozialen Hintergrund des Mörders.* Die Goldsboroughs aus Maryland und Washington D.C. hätten genau jenen »vergoldeten aristokratischen Kreisen« angehört, die Amerika nach Auffassung Phillips‘ ins Verderben führen würden. Auch sein genannter satirischer Roman habe eben diese Kreise aufs Korn genommen. Nebenbei behauptet Duffy, US-Präsident Theodore Roosevelt habe seine 1906 in einer im *Gridiron Club* gehaltenen Rede verwendete Bezeichnung »The Man With the Muck Rake« [Mistgabel] ausdrücklich auf Phillips persönlich gemünzt, also nicht etwa »the men« gesagt. Hat Duffy recht, könnte sich Phillips demnach für das heute nahezu erstorbene Echo seiner literarischen Werke mit dem Gedanken entschädigen, wenigstens dem Gattungsbegriff der *muckrakers* zum Durchbruch verholfen zu haben.

∞ Verfaßt um 2020

* Peter Duffy, »The Deadliest Book Review«, 14./16. Januar 2011:

http://www.nytimes.com/2011/01/16/books/review/Duffy-t.html?pagewanted=all&_r=0

Ich bin nicht sicher, ob man den nordamerikanischen Jazzmusiker Christopher **Handy** unbedingt kennen muß. Dafür zeugt es aber ohne Zweifel vom geringen Weitblick der *Brockhaus*-Redaktion, wenn sie noch im Jahr 1989 das gleichnamige Mobiltelefon wegläßt. Zu meiner Schande muß ich freilich gestehen, diese Kurzsichtigkeit anfangs geteilt zu haben. Nicht etwa, daß ich jemals mit dem Erwerb eines Handys geliebäugelt hätte; ich unterschätzte es lediglich. Als dann jedoch die Seuchenausbreitung, die Verkrümmung des Aufrechten Ganges auf der Straße und das sogenannte *Smartphone* kamen, konnte ich mir an 10 Fingern ausrechnen, wie das demnächst, nach meinem gnädigen Tod, enden wird. Schließlich hatten sie mit dem Smartphone einen weniger als handgroßen Taschencomputer geschaffen, der inzwischen kaum noch dicker als ein Bündel aus 20 Hunderteuroscheinen ist. Folglich wird er noch in diesem Jahrhundert auf das Format einer herkömmlichen Gürtelschnalle verdichtet und dann auf eben dieser überallhin mitgetragen. Durch einen Gelenkverschluß kann er rechtwinklig zum Körper hochgestellt werden, damit man den Bildschirm sehen und selbstverständlich auch mit den nadelförmigen Hüten auf Daumen und Zeigefinger bedienen kann. Die Fingerhüte muß man natürlich auch nachts tragen, während der Gürtel am Bettpfosten hängt. Der

Einwand, auf so einem kleinen Gerät sähe man doch gar nichts mehr, ist einfältig. Der Benutzer des winzigen *Blindenhunds*, wie er jetzt behelfsmäßig genannt wird, soll nicht möglichst viel sehen – vielmehr soll er nur das Wesentliche sehen, und das sind die verkleinerten Logos der werbenden Firmen, der jeweiligen Landesregierung oder anderer BefehlsgeberInnen. Ein chinesisches IT-Unternehmen arbeitet allerdings schon an einer Weiterentwicklung des *Blindenhunds*. Er soll allen Säuglingen in die linke oder rechte Handinnenfläche eingebettet werden, je nachdem, ob sie Rechts- oder LinkshänderInnen sind. Fernziel, für das Jahr 2150, ist der operative Einbau ins Gehirn aller Kleinkinder, die gerade Laufen lernen. Ab diesem Eingriff laufen die Kleinen sozusagen von selbst. So oder so, bezieht der *Blindehund* seine Energie aus den Döners, Pizzas und Steaks, die man ja ohnehin dauernd ißt. Die Befehle kommen, wie gehabt, aus dem Mobilfunknetz. Keine Bange, die NachfolgerInnen Nancy Faesers werden schon für die geeignete Schalt-, Leit- und Kontrollzentrale sorgen. Von einem Hackerangriff auf dieses Gremium brauchen Sie gar nicht erst zu träumen: der *Große Blindehund*, der irgendwo in Washington D.C. oder in den Rocky Mountains sitzt, hat seine Untergremien unsichtbar, farblos, ja überhaupt substanzlos, gleichwohl strohdumm gemacht.

∞ Verfaßt 2023

Den berühmten Schauspieler und Kabarettisten Dieter Hildebrandt spart *Brockhaus* selbstverständlich nicht aus. Dagegen dürfte kaum einer den Fall des ungleich weniger berühmten Münchener Sportjournalisten **Bernd Hildebrandt** kennen. Das war Dieters Bruder. Dieser Mann erlag im April/Mai 2004 mit 62 Jahren einer Krebserkrankung. Spaßmacher Dieter Hildebrandt äußerte sich bald darauf in einem autobiografischen Buch zu dem Fall.* Bis dahin war sein Bruder, der Sportreporter, auch mir kein Begriff gewesen.

Nach Hildebrandts Darstellung im Buch war Bruder Bernd von den Bossen der Münchener *Abendzeitung (AZ)* und dem mächtigen *Bayern*-Manager Dieter Hoeneß im Rahmen von Drogen-Vorwürfen gegen den designierten Bundesfußballtrainer Christoph Daum (* 1953) als Sündenbock mißbraucht worden. Bernd hatte seinem langjährigen Arbeitgeber einen Knüller geliefert – der Arbeitgeber entzog ihm jedoch sofort die Rückendeckung, als sich die Gegenseite als zu stark erwies. Für diesen Mißbrauch hätten sich das Boulevardblatt und der *Bayern*-Boß nie entschuldigt, schreibt der Kabarettist 2007. Offenbar hält er diese Herren für mitschuldig an Bernds frühem Tod. Dessen hartnäckiger, nebenbei kostspieliger Kampf um seinen guten Ruf hätte die Erkrankung sicherlich verschärft, läßt Hildebrandt durchblicken. »Seine Kollegen, die Belegschaft und

der Betriebsrat standen auf seiner Seite.« Dennoch habe der Bruder auch diesen Kampf (gegen die Bosse der »eigenen« Zeitung und den Clubmanager) verloren. Dabei hatten sich jene Vorwürfe gegen Daum sogar als berechtigt erwiesen. Sie waren auch für Daums Arbeitgeber, den *DFB*, recht peinlich, hatte dieser doch gerade den »Kampf gegen Doping« auf seine Fahnen geschrieben. Nun warf er Daum (2000) die »Rote Karte« an den Kopf. Trotzdem zogen die Zeitungsbosse und der Clubmanager den Schwanz vor Daums Staranwalt ein, der gewaltige Bußgelder angedroht hatte. So wälzten sie die Verantwortung, auch nach Ansicht Dritter aus der Branche, eiskalt auf »das schwächste Glied in der Kette«, eben den Sportreporter ab. Die Zeitungsbosse verpaßten ihm einen Maulkorb und drohten nun ihrerseits ihm Sanktionen an.

Soweit ich sehe, ist Dieter Hildebrandt für solche Vorwürfe nie belangt worden, im Gegenteil. Selbst *Bild* gibt sie wieder (»Hoeneß hat meinem Bruder Leid angetan«, 15. Juli 2007, gez. sh). Der *Münchener Merkur* versichert anlässlich des Todes des »kleinen« Bruders: »Zwar war er mit den Stars – ob Beckenbauer, Müller, Breitner, Hoeneß – gut bekannt, angebiedert hat er sich indes nie. Sondern stets als scharfsinniger, kompromissloser Schreiber die notwendige Distanz bewahrt. Ein vorbildlicher Repräsentant seines Berufsstands somit.« (3. Mai 2004)

Trifft die Sache zu, bestätigt sie freilich nur die weitgehend bekannte Tatsache, daß sowohl im Profisport wie im Mediengeschäft mit harten Bandagen zu Werke gegangen wird. Dieter Hildebrandt starb übrigens erst (2013) mit 86 Jahren. Christoph Daum lebt noch, ringt freilich neuerdings, wie er Ende 2022 mitteilte, nicht etwa mit Sportreporter Bernd Hildebrandt, vielmehr mit Lungenkrebs.

∞ Verfaßt 2023

* Dieter Hildebrandt (mit Bernd Schroeder), *Ich mußte immer lachen*, Köln 2006, hier Buchclub-Ausgabe 2007, S. 158–62

Gab sein Schwarzweiß-Fernseher in meinen Knabenjahren um 1962 dummerweise auch einmal am Sonntagvormittag den Geist auf, schmeckte meinem Großvater Heinrich der Hack- oder Kasseler Braten zu Mittag jede Wette nur halb so gut. Er versäumte den *Internationalen Frühschoppen* mit **Werner Höfer** (1913–97) nämlich nie. Diese bundesweit beliebte Sendung kam gleich nach dem Bettenhäuser Dorfkirchen-Gottesdienst. Mein Großvater saß im Kirchenvorstand. In dem Flimmerkasten dagegen erörterten fünf oder sieben angesehene Journalisten aus fast genausoviel Ländern unter Höfers Leitung eine immer andere wichtige tagespolitische Frage. Vielleicht hatte es

meinem Großvater, der selber Lehrer war, hauptsächlich die etwas schulmeisterliche, ansonsten stockbiedere Gesprächsführung Höfers angetan. Oder dessen Erscheinungsbild. Der namhafte Journalist begnügte sich stets mit einer unvorteilhaft wulstigen Krankenkassenbrille und sah überhaupt wie ein Onkel Doktor aus, der kein Wässerchen trüben konnte. Das erwies sich erst spät als Trugschluß, wie ich zu meiner Verblüffung sogar den 6 1/2 Zeilen im *Brockhaus* entnehmen kann. Immerhin lebte der Mann ja 1989 noch. Zwei Jahre früher habe Höfer »nach Vorwürfen wegen seiner publizistischen Tätigkeit in der national-sozialistischen Zeit« seinen Vorzugs- und Vorzeigeposten im *Internationalen Frühschoppen* geräumt. Man hatte endlich ein paar braune Hetzartikel des gestandenen NSDAP-Mitgliedes Höfer (1933) ausgegraben, die sogar die Hinrichtung eines »wehrkraftzersetzenden« jungen Pianisten guthießen. So inszenierte man einen Nachspann zur »Affäre Filbinger« (1978), obwohl die DDR schon viel früher auf Höfer eingehackt hatte. Allerdings war Höfer bereits ähnlich gut versorgt wie der schwäbische Ministerpräsident – ein *Bundesverdienstkreuz* von 1973 eingeschlossen. Höfer wurde noch 84.

Sein *Frühschoppen*, erstmals 1952 ausgestrahlt, hatte es in 35 Jahren auf 1.874 Folgen gebracht.* Dieser Latte zum Trotz meint *Welt*-Autorin Kleikamp, das sei noch *Qualität* gewesen; folglich pinkelt sie *Talkshows* an. »Seit vielen Jahren geht es in den alles überwuchernden Runden des Öffentlich-rechtlichen Rundfunks eigentlich nur um die Selbstdarstellung von Politikern und Aktivisten. Ernsthaft an der Sache orientiert dagegen war ...« Wahrscheinlich liegt Kleikamp gar nicht so falsch. Mögen die versammelten Herren (Damen selten) auch schon damals mit ihren Argumenten nie die Grenzen der geheiligten Freien Marktwirtschaft durchbrochen haben, hielten sie eben doch ihren Geltungsdrang und ihre Eitelkeit in einem Maß am Zügel, das sich heutige Medienkonsumenten sicherlich gar nicht mehr vorstellen können.

Dabei schließe ich die Online-Blätter ein, zum Beispiel die *Welt*. Man kann sich vor Hinweisschildern, Frauen im Büstenhalter, brandneuen Nachrichten und weiß der Teufel welchen selbstlosen Angeboten kaum noch retten. Ein Naturwunder an Konzentrationsfähigkeit, wer sich da noch dem aufgerufenen Text widmen kann.

∞ Verfaßt 2024

* Antonia Kleikamp am 30. August 2022:

<https://www.welt.de/geschichte/kopf-des-tages/article240747357/Werner-Hoefer-So-stolperte-der-Wirt-des-TV-Fruehschoppen.html>

Da der Buchstabe X auch im *Brockhaus* unterbesetzt ist, erlaube ich mir, einen Snookerspieler einzuflechten, der erst 1998 geboren worden ist. Ich führe mir seit Jahren immer mal wieder, zur Entspannung, ein Snookervideo zu Gemüte, und seit **Xu Si** mitmisch, forsche ich bevorzugt nach Begegnungen mit ihm. Im Ballungsraum der südchinesischen Großstadt Jieyang aufgewachsen, brachte es Xu bereits 2017 zum Profispieler. Inzwischen gehört er beständig den Top 64 der Weltrangliste an. Er legte (2023) auch schon ein »Maximum Break« vor, das vielen Profis meist nur in nächtlichen Träumen gelingt. Merkwürdigerweise wäre es gelogen zu behaupten, Xu spielte besonders elegant. Der mittelgroße, schlanke Sportler wirkt im Gegenteil eher unauffällig. Das geht allerdings mit einer seltenen Bescheidenheit einher, die mir gefällt. Seinen sogenannten »mentalen« Zustand muß irgendein Trainer überragend zurechtgetrimmt haben, wenn es nicht am natürlichen asiatischen Erbe liegt. Weder Fallen noch Niederlagen scheinen den jungen Mann jemals aus der Ruhe zu bringen. Dabei hat er durchaus ein Kämpferherz. Diesen Sommer hatte er in einer Turnierrunde gegen den walisischen Altmeister Mark Williams anzutreten. Xu lag bereits 2:4 zurück, zeigte aber immer noch keine zitternden Knie. Am Ende gewann er das hochklassige Match mit 5:4.

Nun liegt es mir allerdings fern, irgendwelche SpitzensportlerInnen zu verklären. Wer so weit kommt wie Degenfechter Beierstettel, Hürdenläufer Cushman oder eben Xu Si, kann eigentlich nur eine taube Nuß sein. Gerade diese KugelkünstlerInnen verdienen ein Heidengeld und führen jede Wette ein luxuriöses Leben, vor dem mich die Götter stets bewahrt haben. Prompt teilt die englische *Wikipedia* mit, während der jeweiligen Saison lebe Xu in Sheffield, dem englischen Snookermekka. Er trainiere in der *Ding Junhui Snooker Academy* – vermutlich Tag für Tag mindestens sechs Stunden, denn andernfalls wäre so ein Spitzenmann schnell weg vom Fenster. In diesem Idiotenzirkus halten sich ausschließlich Verbissene und Besessene. »He has been described as one of the hardest workers on tour. Aside from snooker, Xu enjoys movies and playing computer games.« Das ist natürlich genau das zeitgemäße Spannungsfutter, bei dem so ein Schmalspurgroßverdiener nie auf dumme Gedanken kommt, etwa antikapitalistische.

Bei den Snookervideos im Internet hat in den letzten rund 10 Jahren eine auffallende, leider sehr betrübliche Entwicklung stattgefunden. Ich meine noch nicht einmal die emsig eingeschalteten saublöden Werbespots, die inzwischen selbst vor den vier Sätzen eines Kammerkonzertes keine »Berührungssängste« mehr kennen. Vielmehr werden kaum noch ungeschnittene Snooker-Begegnungen präsentiert. Stattdessen wird man jetzt in 7- oder 12-Minuten-Streifen mit den sogenannten »Highlights« einer Begegnung abgespeist. Alles Unvollkommene, Anbahnende, Taktische fällt unter den Schneidetisch der IT-Freaks,

die die Videos anbieten. Dieses abschleifende Verfahren kennen und schätzen sie eben aus der ganzen übrigen Computer- und Medienwelt, der sie in der »Perfektion« nicht nachstehen möchten. Übrigens läuft es bei den Yankees in der gedruckten Presse schon seit vielen Jahrzehnten nicht anders. Die US-Schreiberlinge bauen keine Geschichten oder Beweisführungen auf; sie streuen Häppchen aufs Papier, die im Grunde alle austauschbar sind. Wo gerade was steht, ist bei solchem Verfahren egal. Hat man etwas vergessen, hängt man es einfach an. Bei der erzwungenen Lektüre dieser Yankee-Blätter ist mir allmählich klargeworden, wo nicht nur die Maiskolben, sondern auch die Strohköpfe gezüchtet werden.

∞ Verfaßt 2024

Journalisten Meine Mißerfolge bei Buchverlagen sind überwältigend. Von 100 antworten 95 überhaupt nicht. Daher die neue Blog-Edition meiner *Ausgewählten Zwerge*. Das war eine beträchtliche Formatierungsarbeit. Anfang dieses Jahres (2025) endlich fertig, richtete ich ungefähr 10 verschieden abgefaßte Hilfsgesuche an mutmaßlich mit mir sympathisierende Fachleute meiner Branche. Die Quote des Schweigens: 80 Prozent. Anscheinend hatte ich die Konkurrenz belästigt. Damit war ich nochmals fertig.

Ein gutbeschäftigter Münchener Publizist antwortete immerhin postwendend, um mir sein Bedauern über jene Mißerfolge auszudrücken, »zumal Ihr Schreibstil sehr gut ist«. Er selber sei aber aufgrund beruflicher Pflichten außerstande, sich in meine Werke zu vertiefen. Dafür läßt er sich wahrscheinlich mehrmals monatlich in einen Kinosessel sinken.

Eine recht namhafte Literaturkritikerin aus der ehemaligen DDR ließ sogar einen starken Anflug von sowohl Höflichkeit als auch Solidarität erkennen, obwohl sie mir ebenfalls einen Korb gab. Ich zitiere zunächst mein Anschreiben. >>Sehr geehrte Frau Z, / ich suche händeringend Menschen vom Fach, die sich einmal etwas näher mit meinem literarischen und musikalischen Schaffen befassen. Leider wartet diese Sorte nicht gerade auf mich, bin ich doch offensichtlich ein krasser, wohl auch gar zu unbequemer gesellschaftlicher Außenseiter. Da fällt Stilistisches nicht mehr ins Gewicht. / Vielleicht gelingt es mir dennoch, Sie durch meinen jüngsten Kurzroman zu ködern:

<https://siebenschlaefer.blogger.de/stories/2898569/>. Er spielt nämlich in einer Freien Zwergrepublik, die auf dem Territorium der ehemaligen DDR liegt. Gute Russisch-Kenntnisse, wie die Ihrigen, können also nur von Vorteil sein ... / Nebenbei: 2005 nahm Jürgen Engler, früher *ndl*-Redakteur, zwei Texte von mir in die Anthologie *small talk im*

holozän auf. Da war ich noch 20 Jahre jünger. Engler ist leider schon tot. / Für Ihr Echo wäre dankbar: H. R., Waltershausen, Kreis Gotha.<<

>>Lieber Herr R., / haben Sie vielen Dank. Ich verstehe Sie sehr gut. Aber leider, ich schaffe das nicht. Auch wenn ich von früh bis spät arbeite. Schauen Sie auf meine Webseite: Ich bin ja auch viel unterwegs. / Es tut mir sehr leid. / Herzliche Grüße / Dr. A. Z.<<

Diese höfliche, sogar mitfühlende Absage traf bereits nach drei Tagen bei mir ein. Auch das ist selten. Gleichwohl konnte mein Gehirnkasten nicht das Nörgeln lassen. Sie hat also keine Zeit, sagte ich mir nach dem zweiten Lesen ihrer Mail. Sie muß ununterbrochen Geld verdienen. Wozu braucht sie soviel Geld? Im schlimmsten Fall hat sie einen dementen Vater oder eine behinderte Tochter zu versorgen und zu betreuen, was ja auch eine Menge Geld verschlingt. Aber eher pocht sie auf den Kubystischen Lebensstandard, weil sie ausgefallene Kleider schätzt und in ihrer Millionenstadt eine teuflische Wohnungsmiete aufzubringen hat. Das ist natürlich nur gemutmaßt. Schließlich kann ich von einer verdienstvollen Geistesarbeiterin nicht verlangen, mir ihre Kontoauszüge und ihr Haushaltsbuch vorzulegen.

Ich bleibe noch beim Thema Geld. Irre ich mich nicht, hätte ich für einen rund 10seitigen Essay wie »Ritas *RUD*« um 2000 beim Wochenblatt *Zeit* oder bei der Jahresschrift *Scheidewege* ungefähr 500 Euro eingesackt. Allerdings hätten sie ihn nicht genommen. Was heutzutage Online-Magazine zahlen, weiß ich nicht. Ich könnte natürlich Anfragen herumschicken, nur weiß ich inzwischen aus Erfahrung, auch deren MacherInnen, etwa Florian Rötzer vom schicken *Overton*, sind »völlig überlastet«. Da können Sie sich nicht mit unbequemen Themen befassen, solange der Auskunftserheischende unbedeutend ist. Also würden auch sie meinen Ertrag an Ignoranz mehren.

Unter dem Stichwort Gewalt beklagte ich neulich die *Milchglasscheiben*, hinter denen in der Regel auch die »alternativen« Redaktionen ihrem aufklärerischen und anklägerischen Geschäft nachgehen. Nun haben uns Albrecht Müllers *NachDenkSeiten* (im Januar 2025) immerhin ein paar dürftige Angaben zur Etatfrage nachgeliefert [<https://www.nachdenkseiten.de/?p=127278>]. Man finanziere sich ausschließlich von eher niedrigen Privatspenden. GroßspenderInnen mit heimlichen Wünschen nach Einflußnahme gebe es bei *NDS* nicht. Die Summen werden auch genannt. Wer jedoch gespannt wäre, wofür der befremdlich hohe Monatsetat (von anscheinend mindestens 100.000 Euro) ausgegeben wird, guckt in die Röhre. Es heißt lediglich allgemein, man finanziere die Technik und die MitarbeiterInnen davon. Das ist so »aussagekräftig« wie ein Pappelblatt.

Ich räume ehrlich ein, die Etathöhe von ungefähr 100.000 Euro pro Monat hat mir im ersten Augenblick den Atem verschlagen. Man muß bedenken, nennenswerte Druck- und Vertriebskosten fallen ja eigentlich online nicht an. Auch die Kosten für Redaktionsräume und Dienstfahrzeuge können im Fall von kleineren Online-Magazinen kaum erschreckend hoch sein. Somit nehme ich an, die Kohle wandert vor allem in die Taschen – wenn nicht des Herausgebers und mutmaßlichen Eigentümers Albrecht Müller – der wenigen festen Redakteure einschließlich des Webmasters und der allerdings vergleichsweise zahlreichen freien Autoren. Und sie alle wollen nun bitteschön »anständig« entlohnt sein? Oder vielleicht sogar üppig? Wie gesagt, ich weiß es leider nicht. Laut Internet verdient ein vermutlich gewöhnlicher, also nicht-alternativer Online-Redakteur derzeit mindestens 3.000 Euro brutto monatlich. Davon gehen Steuern und Versicherungen ab. Für mich wäre das sicherlich ein Heidengeld. Selbst die geschätzt täglich zwei oder drei zuliefernden ArtikelschreiberInnen scheinen sich nicht mit jeweils 30 Euro Honorar abspeisen zu lassen. Das wären (90 mal 30) noch keine 3.000 Euro Honorar im Monat. Sagen wir also eher: 30.000. Im übrigen räume ich ein, vielleicht doch den angeführten »technischen« Aufwand der Herstellung eines digitalen Tagesblattes zu unterschätzen. Womöglich fallen da sogar unumgängliche Schmiergelder an ...

Oder sollten sich auch Redakteure und Freie Autoren von eher versteckt wirkenden »alternativen« Online-Magazinen keine groben und farblosen handgewebten Gewänder aus dem einstigen Birma zumuten wollen, um an E. F. Schumacher (aus »Ritas *RUD*«) zu erinnern? Journalist Erich Kuby, sein Schwager, war allgemein dafür bekannt, feine Kleidung, erlesene Weine und so weiter zu schätzen. Heute rollte Kuby wahrscheinlich mindestens in einem *VW-Touareg* (Neupreis ab 75.000 Euro) zu den Objekten seiner Recherche, ob tot oder lebendig.

Damit noch ein Wort zum Gewaltbegriff. Ich beklagte schon wiederholt, man fasse ihn in der Regel viel zu eng. So übersieht man gern die sogenannte strukturelle und die gleichsam psychologische Gewalt. Hier muß ich aber betonen, auch die Verweigerung von Kommunikation oder jedenfalls Erklärungen stellt mitunter eine Gewalt dar, die Faustschläge aufs Auge oder in den Magen ähnelt. Mit dieser Form der Gewalt hatte ich schon oft das Vergnügen.

Siehe auch → Achtundsechzig, Ritas *RUD* (Kampf der Zentralorgane) → Anarchismus, Tauberbischofsheim (Mühen der Recherche, Privatsphäre) → Bildende Kunst, Glas (Kollegen) → Fotografie → Gewalt, Schlagworte (alternative Medien) → Hände (Zeitung) → Kränkung, CD (Aktualität) → Rundfunkbeitrag → Schaulust (Wang Yue) → Im Anhang *Ümmershand* Kap. 11 (Verflüssigung)

Mehrheitsdenken

Das Offensichtliche Zu den übelsten und hartnäckigsten Überzeugungen auf Erden zählt der Mythos, in der Regel siede die Wahrheit auf Seiten der Mehrheit an. Tatsächlich verhält es sich genau umgekehrt. In *dieser* Überzeugung erfährt man Gottseidank sogar Schützenhilfe von einem prominenten US-Naturforscher, Stephen Jay Gould. In seinem bedeutenden Buch *Illusion Fortschritt*, deutsche Ausgabe Ffm 1998, merkt er zur Auffassung eines Kollegen eher beiläufig an: »Eine solche Bekräftigung des 'Offensichtlichen' legt das Denken lahm; nur allzuoft stimmt das Nichtoffensichtliche ...«

Sie erinnern sich vielleicht: Über viele Jahrhunderte hinweg war es »offensichtlich« Gepflogenheit der Sonne, von Osten nach Westen – und somit um die ganze Erde zu wandern. Sie drehte sich um *uns*, glaubte die Erdbevölkerung zu mindestens 90 Prozent mit Stolz und Inbrunst. Immerhin stellte das ein Kunststück der Sonne dar, war die Erde doch bekanntlich eine Scheibe. Genau deshalb durften sich Seefahrer nicht zu weit Richtung Horizont vorwagen, sonst fielen sie hinunter. Taten sie es doch, steckte sicherlich die Verwünschung einer zahnlosen alten Kräuterfrau dahinter: Hexenwahn.

2001 legte der Arzt Gerd Reuther mit *Heilung Nebensache* eine empfehlenswerte kritische Medizingeschichte vor. Den durch Jahrhunderte erbarmungslos angewandten Aderlaß nennt er kurzerhand einen »therapeutischen Unfug«. Dieser weithin angebotene Unfug sorgte für gewaltige Schäden, spülte aber auch eine Menge Geld in Ärztetaschen. Ähnliches gilt für die Impfung, die bei uns 1874 mit dem *Reichsimpfgesetz* sozusagen amtlich wurde. Hinter dem Impfwahn steht bis zur Stunde der preußisch-militaristische Irrglaube, Erreger gehörten ausgerottet. Laut Reuther wurden Impfschäden viele Jahrzehnte lang von der Schulmedizin gar nicht erst in Betracht gezogen. Heute werden sie nur mangelhaft erfaßt und notfalls verharmlost oder vertuscht. Die Haftung wälzen die Pharmariesen eiskalt auf die Politik ab – die sie mit Vergnügen trägt. Die Steuerschafe zahlen ja.

Warum glauben die das alles? Weil es auf Seiten der Mehrheit viel gemütlicher ist als am Rand der Gesellschaft. Wagt ein Kind zu bezweifeln, nach drei Hornissen-Stichen oder einem Häppchen vom lustigen, rotweiß bemützten Fliegenpilz fiele es tot um, hat es sich schon mit seinen eigenen und Millionen anderen Großeltern überworfen. Wagt es ein erwachsener Handwerker, den sogenannten menschengemachten Klimawandel zu bestreiten, trumps der Öko-Einpeitscher der kommunistischen Tageszeitung *Junge Welt*

– wie ich schon einmal andernorts bemerkte – mit der Feststellung auf, Fachpublikationen, die den drohenden Klimawandel grundsätzlich in Frage stellten, seien inzwischen (2010) mit der Lupe zu suchen. Man sieht daran, seit sie ihre anmaßende Vorhutrolle eingebüßt haben, heften sich die Kommunisten begeistert an die Fersen der Arbeiterklasse. Oder an die Hinterräder, denn die Autoproduktion halten sie ja gleichfalls hoch.

Auch als parteiloser Publizist lieber auf die Mehrheit zu setzen, bringt den Vorteil mit sich, auf diese Weise – als der Stärkere – meist im Recht zu bleiben. Die AnführerInnen der Mehrheiten wiederum wären schön blöd, wenn sie die Demokratie verböten. Schließlich verschaffen ihnen die Mehrheiten Ansehen und Legitimation. Somit stinkt das Mehrheitsprinzip hinten und vorne nach Macht. In anarchistischen Lebensgemeinschaften werden Entscheidungen nur im Konsens getroffen. Statt sich wie ein Eisbrecher »durchsetzen« zu wollen, möchte man einander verstehen und helfen. Kommt kein Konsens zustande, bleibt es einstweilen beim Status quo. Dieses Verfahren setzt allerdings die Abwesenheit von unüberbrückbaren Interessensgegensätzen, ferner von Dummheit und Bequemlichkeit voraus.

Ich erinnere an den französischen Gutsbesitzer Michel de Montaigne. Obwohl eher staatsfromm als anarchistisch gestimmt, beklagte er in seinem vor gut 400 Jahren veröffentlichten Essay *Von den Hinkenden* die unselige Sitte, als den »besten Prüfstein der Wahrheit die Menge der Gläubigen« zu erachten – »in einem Gewimmel, in dem die Zahl der Narren die der Weisen um ein so Vielfaches übertrifft.«

∞ Verfaßt 2022 • [Siehe auch](#) → Autorität, Wikipedia → Geld, Tauschland → Norm

Sollten Sie vor dem kommenden Winter oder den Affenpocken auf die berüchtigte einsame Tropeninsel flüchten, nehmen Sie **Robert Merles** 1962 veröffentlichten Roman *Die Insel* mit. Ich halte ihn für überragend. Ich beziehe mich auf die Ostberliner Übersetzung Eduard Zaks aus dem *Aufbau-Verlag*, 4. Auflage 1970. Der links-orientierte französische Romancier Merle konnte den Erfolg seiner vielen Werke ziemlich ausgiebig genießen, starb er doch erst 2004 mit 95 Jahren. Mit seiner fesselnden, anschaulichen, trotz allem Detailreichtum nie ausufernden Darstellung des Klassenkampfes unter den rund zwei Dutzend Besiedlern der *Insel* knüpfte er an die berühmte *Meuterei auf der Bounty* von 1789 an. Eine Restbesatzung des britischen Seglers läßt sich im Verein mit Eingeborenen aus Tahiti auf der kleinen, damals kaum bekannten Südseeinsel Pitcairn nieder. Zwar erfindet Merle die kommenden Auseinandersetzungen auf der Insel, ist doch kaum etwas

von ihnen überliefert; im Grundsatz hält er sich gleichwohl an die historischen Vorgaben. Das bedeutet freilich auch, daß er, was die beteiligten britischen Seeleute angeht, an betrübliche Charaktere gebunden ist, mit denen sich kein vernünftiger Anarchist auch nur im Traum am Aufbau einer freien Zwergrepublik versuchen würde. Sie taugten allenfalls für Piratenschiffe.

Andererseits kann man vor Merle schon deshalb nur den Hut ziehen, weil er sich selbst in diese betrüblichen, ihm doch eher fremden Charaktere hervorragend einzufühlen versteht. Sowohl seine Wracks des Empires wie seine lebenslustigen PolynesierInnen aus Tahiti treten nie als Schablonen auf – man ist verführt zu glauben, Merle hätte etliche Monate unter ihnen gelebt. Selbst der hagere und verschlagene Schiffszimmermann MacLeod, der sich den Kapitänsthron anmaßt und eine »Parlamentsmehrheit« aus Arschkriechern zusammenzimmert, hat seine Zweifel, Widersprüche und Eigenheiten. Dem Krieg mit den Polynesiern, die er nach bester rassistischer Manier zu übervorteilen und auf Knechtschaftsrang zu stützen sucht, ist er allerdings nicht gewachsen. Erst die Schwarzen töten MacLeod, während »Adamo« Purcell seinem Kollegen Baker noch in den Arm gefallen war, als dieser den tyrannischen Zimmermann in den Sarg schicken wollte. Der eher schwächliche, dünnhäutige und lesefreudige Schiffsoffizier Adam Purcell, sozusagen erster Held des Romans, vertritt lange Zeit hartnäckig die pazifistische Linie im Klassenkampf. Im großartigen Finale des Romans, das Purcell gemeinsam mit seinem heftigsten polynesischen Widersacher bei der »Probefahrt« in einem einmastigen Kutter gegen die durch Sturm und Gewitter entfesselte See ankämpfen sieht, gesteht er Tetahiti ein, sein christlich-pazifistisches Konzept der unbedingten Nächstenliebe und unverzichtbaren Schonung eines jeden Menschenlebens sei ein verlustreicher Irrtum gewesen. Kein Dreivierteljahr, und die Inselbesatzung war aufgrund der üblichen, von »Meinungsverschiedenheiten«, Vorurteilen und Abneigungen befeuerten Kämpfe von 27 auf 14 Menschen geschrumpft! Möglicherweise hätte das durch einen rechtzeitigen, tödlichen Sturz MacLeods vermieden werden können. Aber vielleicht auch nicht, denn bekanntlich sind die MachthaberInnen auf diesem Planeten seit vielen Jahrhunderten blitzschnell umgekleidet und ausgetauscht. Dann landet man vom Regen in der Traufe.

Die natürlichen Verhältnisse auf der winzigen, keine fünf Quadratkilometer messenden Insel sind nicht übel, wenn auch die Trinkwasserfrage drückt. Von ihrem Dorf aus müssen die jeweils eingeteilten WasserschöpferInnen Tag für Tag ins Gebirge zur einzigen Quelle steigen, was sie, neben der Mühsal, einschließlich Rückweg zwei Stunden kostet. Lasttiere sind nicht vorhanden. Aber gegen die heutigen fortschrittlichen Zeiten gehalten ist das eigentlich noch harmlos. Wie jeder im Internet lesen kann, werden

ungefähr 800 Millionen Bewohnern dieses Planeten tägliche kilometerlange Fußmärsche oder Ritte zur nächsten Trinkwasserstelle zugemutet. Neben Frauen obliegt das oft Kindern – die es auf Merles Pitcairn gar nicht gab. Allein dieser Skandal wäre doch eigentlich für die 8.000 Superreichsten der Erde Grund genug, sich klammheimlich auf den Mond zu verpissen, und zwar ohne ihr Vermögen. Aber sie denken natürlich gar nicht daran. Statt die Wege zum Trinkwasser zu verkürzen, schreiten sie vielmehr daran, die Weltbevölkerung zu »reduzieren«, wie es immer so schön unverfänglich heißt. Sie schaffen *eins, zwei, viele Ukraines* und erfinden einen leckeren Impfstoff nach dem anderen.

Merle verfügt über einen erstaunlich üppigen Wortschatz und setzt ihn so gut wie immer treffend ein. Sein Gebrauch von Fremdworten ist erfreulich gering, obwohl er von Hause aus Akademiker ist. Von daher erstaunt zudem seine eindrucksvolle Erdnähe, wie man es nennen könnte. Ob Haushalt, Gartenarbeit, Handwerk aller Art – Merle spricht stets fachmännisch davon. Selbst der Bau eines völlig neuen, hochseetüchtigen Segelkutters geht ihm wie Butter von der Hand. Mit diesem Boot auf Probefahrt, werden Purcell und Tetahiti, inzwischen die beiden einzigen Männer auf der Insel, am Buchende von dem erwähnten gewaltigen Unwetter überrascht. Allein die Schilderung dieses Abstechers in die Südsee, der sich jäh als tollkühn erweist, ist ein hochkarätiger Reißer.

∞ Verfaßt 2022

Mode (Kleidung)

Kratzende Hosen Wollten die FahnderInnen der *GEZ* mich foltern, um endlich das Versteck meiner unangemeldeten Rundfunk- und Fernsehgeräte herauszubekommen, brauchten sie mich bloß in einen edlen Anzug aus reiner Schurwolle zu stecken und meine Hände zu fesseln. Nach wenigen Minuten wäre ich geständig.

Meine Haut ist nämlich leider von Natur aus das Gegenteil eines dicken Fells. Selbst unter den weichsten Baumwollhosen treibe ich selten eine auf, in der ich nicht wie auf glühenden Kohlen säße. Als Kind hat mich so gut wie alles überall gekratzt. Das meiste, von den Kniestrümpfen bis zur Pudelmütze, war freilich aus Schurwolle. Vielleicht lagen die Baumwollfelder überwiegend brach, weil die Neger bereits zu GI's für die Befreiung des bolschewistischen Lagers umgeschult wurden. Bei den Hosen war zudem die messerscharfe Bügelfalte unabdingbar – an der Börse so wichtig wie beim Bund. Sie schnitt mich, den Träger der Hose. Die Schriftstellerin und Försterstochter Marlen Haushofer hätte

mich verstanden. Um 1930 wurde sie insbesondere durch lange, derbe Wollstrümpfe gequält, die vermutlich die Wirksamkeit von Kaminfegebürsten aus Draht hatten.

Die Kriegserklärung an alles Körperliche und Sinnliche liegt hier auf der Hand. Im Internat der Ursulinen in Linz, wo Marlen die Schule besuchen muß, findet vorschriftsmäßiges häusliches Baden im Unterhemd statt. Die gleiche Vorschrift bereitet den jungen Heldinnen von F. G. Jüngers ausgezeichneten Erzählung *Im Kloster* Verdruß – allerdings auch Spaß, weil der Sinn von Verboten ja darin liegt, unterlaufen zu werden. Ich dagegen hatte nichts zu lachen. Vor jeder Familienfeier grauste mir, wurde ich doch in weiße Schurwollhemden gesteckt, die auch noch »gestärkt« worden waren. Ein Familienverband aus grobkörnigem Schleifpapier hätte die gleiche Wirkung erzielt.

Behalf ich mir auch im Sommer zuweilen mit langer Unterwäsche, war ich im Umkleideraum der Turnhalle das Gespött des Tages. Die knisternden Nylon- und Perlonhemden des Dressurreiters Josef Neckermann spornten auch mich tüchtig an. Meine Erlösung kam in den späten 60er Jahren, als sich sogenannte Gammeler auf die Straßen wagten. *Bild* hätte sie am liebsten in die Kanalisation gescheucht und Giftgas hinterhergepumpt. Heute ist »lummelige« Kleidung in. Jahrgang 70 statt 50, und mir wären Jahre eines von willkürlichen gesellschaftlichen Übereinkünften ausgeübten Terrors erspart geblieben.

Die Steinmeiers und Diekmanns drängts trotzdem in die Krawattenschlaufe. Ob Kettenhemd oder Korsett; Schamkapsel, Reifrock, Stehkragen, Büstenhalter, Stöckelschuh – an der Geschichte der Mode fällt der sadomasochistische Zug auf. Der Zwillingenbruder des uniformierten Monsters, das auf Demonstranten einprügelt, ist der nackte Jesus Christus an seinem selbsterwählten Kreuz. Der trägt Dornenkrone. Wo man hinguckt, Zwang.

Man könnte sich sicherlich fragen, ob meine frühe Dünnhäutigkeit wirklich den patriarchalen Prügel anlockte oder nicht eher umgekehrt erst der früh gezückte Prügel für die Dünnhäutigkeit sorgte. Es dürfte aber Jacke wie Hose sein.

∞ Verfaßt 2007

Die **Allongeperücke**, laut *Brockhaus* meist aus wallendem, blondem Haar gefertigt, bewies gleichermaßen die Dickfelligkeit wie die Schlitzohrigkeit der vornehmen Männer des Barocks. Für Höflinge war sie unerläßlich. Max von Boehn fügt jedoch in seiner aufschlußreichen, bissigen Modegeschichte hinzu: »Es gab bald niemanden, der nicht die pomphaft majestätische Wolkenperücke angenommen hätte, trotz ihres hohen Preises und der hohen

Steuern, die zum Beispiel 1698 in Preußen darauf gelegt wurden. Sogar die Geistlichkeit beider Konfessionen trug die Allongeperücke. Sie mußten sie beim Messelesen abnehmen, weil der Kopf die Weihen zu empfangen habe. Schließlich brachte man, um dieser Unbequemlichkeit abzuhelpfen, in der Perücke eine kleine Klappe an, welche während der Messe gestattete, die Tonsur zu entblößen.«

Die Hitze unter der Perücke wurde oft beklagt. Zu Hause hängte man sie sofort an den Nagel und trug stattdessen Mütze oder Tuch. Hüte wurden nun, wegen der Sperrigkeit der Perücke, kurzerhand unter dem Arm getragen. Das wurde auch um 1800 beibehalten, obwohl die Perücken schon entfallen waren. 1764 schilderte ein Lexikon 115 Perückensorten. Zeitweise verlangte die Mode das Pudern von Perücke oder Zopf, wozu die Vornehmen eigene Puderstübchen hatten. Der Graf Brühl besaß 1.500 Perücken. Dazu soll sein König, Friedrich der Große, bemerkt haben, »viel für einen Mann ohne Kopf«.

Ich füge gleich noch die kleine, in der Regel trapezförmige **Almosentasche** hinzu. Sie wurde im späten Mittelalter gewöhnlich am Gürtel getragen – wohl von beiden Geschlechtern, sofern sie nur gut betucht waren. *Brockhaus* weiß sogar: »Wegen ihrer meist kostbaren Seidenmaterialien und Stickereien fanden sie vielfach auch als Reliquienhüllen Verwendung.« Was taten Graf oder Bischof jedoch, wenn im Almosentäschchen plötzlich unvermutet Ebbe herrschte, weil Diener Johann wieder einmal geschlafen hatte? Dann schenkten sie natürlich das Täschchen selber weg. »Da, nimm schon, aber verhökere das Ding nicht sofort! Stecke die Almosen hinein, die du noch empfängst, damit sie dir nicht immer verloren gehen!«

∞ Verfaßt 2023

Die **Haartracht** muß ziemlich wichtig sein, räumt ihr *Brockhaus* doch fast drei Spalten ein. Schon in der Antike empfand man sie sogar als »Sitz der Lebenskraft«, lesen wir da. Das kennt man auch von vielen nordamerikanischen Indianerstämmen, wo Knaben sich bereits kastriert sahen, wenn sie vor einen weißen sogenannten Friseur geschleppt worden waren. Das Skalpiertwerden war ihnen natürlich gleichfalls unangenehm. In unserem Mittelalter bildeten die Verordnungen darüber, wer sich wie mit gebändigter Haartracht schmücken durfte, ein getreues Seitenstück zu den irrwitzigen Kleiderordnungen. Wer sich da ohne Befugnis eine gepuderte Perücke anmaßte, wurde vielleicht nicht auf der Stelle gehängt, aber doch hart bestraft. Der Zweite Weltkrieg, in dem bekanntlich viele Menschen kahlgeschoren und vergast worden waren, scheint nach *Brockhaus* keine Läuterung bewirkt zu haben: »eine Vielzahl rasch wechselnder Modefrisuren« hätte bei manchen

alten Leuten glatt zu anhaltendem Kopfschütteln, wenn nicht sogar zu einigen Ohnmachten geführt.

Ich gebe zu, ich wäre sofort dageigewesen – bei den Unverständigen. PolitikerInnen und Eheleute lügen sich untereinander oder gegenseitig die Hücken voll, wie es schon 2.000 Jahre früher im Schatten der Tempelsäulen üblich war – aber die Frisuren dürfen sich nicht treu bleiben; sie haben gefälligst schneller erneuert zu werden als die Waschmittelverpackungen und Autokarosserien. Die Doppelmoral steht über Epochen hinweg im gewohnten hohen Kurs; wagt es jedoch ein Landtagsabgeordneter, eine ganze Legislaturperiode lang mit derselben Frisur im Plenarsaal zu erscheinen, kann er sich seine Wiederwahl getrost abschminken. Nebenbei warte ich auf Hinweise auf ein Mathegenie, das einmal berechnet, wieviel die jeweilige Landesbevölkerung in einer Legislaturperiode allein für die Haartracht ausgegeben hat. Wahrscheinlich könnte man für den Gesamtbetrag alle Flüchtlingsasyle in Fünfsternehotels verwandeln. Aber die machen den Irrsinn ja leider mit, die Flüchtlinge. Manche dürften sogar hauptsächlich deshalb zu uns kommen, weil man hier so perfekt auf der Schädeldecke »gestylt« wird.

In den anarchistischen Kommunen, denen ich zeitweise angehörte, war die Angelegenheit einfach und preiswert. Man schnitt sich die Haare kurzerhand gegenseitig, wobei es sicherlich auch immer ein paar besonders begabte SchererInnen gab. Wollte einer sein Haar rotgrüngelb färben, durfte er es ungestraft tun – aber zu meiner Zeit war das in anarchistischen Kommunen noch nicht so beliebt. Ich erinnere auch an die »Kleiderkammern«, die in Kommunen oft zu finden waren. Hier wird Gebrauchtware gesammelt und zur freien Verfügung gestellt. Ich persönlich stecke noch zur Stunde in Klamotten aus dieser glorreichen Zeit. Ich ergatterte sogar zwei weiße Bettlaken, die ich dann mittels Klemmrings und eines gespannten Drahtseils vor mein ausladendes Zimmerfenster hängte. Sie lassen sich tadellos auf- und zuziehen, was will man mehr? Wüßte das freilich mein letzter Chef, ein sehr begabter Raumausstattermeister in Südhessen, würde er sich an den Kopf fassen und prustend durch den nächsten Wald laufen. Das macht er ja, als Rentner, sowieso die ganze Zeit.

Übrigens hatten wir zuletzt viel Streit, aber selten über handwerkliche Fragen. In dieser Hinsicht hielt er mich sogar für einen ausgezeichneten Polsterer. Zu den wichtigsten Werkzeugen des Polsterers zählt der sogenannte *Haarzieher*, der im *Brockhaus* leider fehlt. Es handelt sich nicht etwa um ein Züchtigungsgerät preußisch gestimmter Schulmeister. Der ungefähr handlange Dorn mit angedeutetem Griff wird benutzt, um durch Gewebe hindurch Polstermaterial wie Afrik oder Roßhaar verlagern und so der gewünschten Form und Dichte des Polsters nachhelfen zu können. Er stellt wirklich eine

unerläßliche, oft eingesetzte Hilfe dar – nur darf man ihn nicht mit einer Brechstange verwechseln, wie *Botts* letzter Chef Euler in Kassel es tat.

∞ Verfaßt 2024 • Siehe auch → Anarchismus, Robe (Amtstracht) → Lüge, Köpenickiade (Verkleidung) → Welskopf (Haarpracht IndianerInnen)

Sollte es unwahrscheinlicherweise noch einmal zu einer *Brockhaus*-Druckausgabe kommen, wird die Redaktion viele Bischöfe, Generäle und Feldmarschälle streichen können, um dafür ein paar Leute von der Kragenweite des DDR-Lehrers **Werner Moritz** (1928–67) einzurücken. Der Mann war zuletzt Schuldirektor in Rogätz (nördlich von Magdeburg) gewesen. Am 6. Juli 1967 befand er sich mit rund 250 anderen Fahrgästen in einem Personenzug von Magdeburg nach Thale im Harz, wo er an einer vogelkundlichen Tagung teilnehmen wollte. Der Zug wimmelte von Schulkindern, die sich auf ihr Ferienlager im Harz freuten. Sie alle kamen an diesem Tag nur bis Langenweddingen, das südlich von Magdeburg liegt. Dort gab es einen nicht ordnungsgemäß geschlossenen Bahnübergang, den gegen Acht gerade ein mit 15.000 Litern Leichtbenzin gefüllter *Minol*-Tanklastwagen benutzte. Die Dampflok des Zuges, 85 km/h schnell, da hier kein Halt geplant war, erfaßte den Lkw noch mit einem Puffer. Im Ergebnis kam es zu Explosionen und einer wahren Feuersbrunst. Kinder, die noch genug Luft hatten, schrien: »Es ist Krieg, es ist Krieg!« Die Behörden gaben später 94 Todesopfer an, darunter der Benzinfahrer und 44 SchülerInnen. Es wären beinahe 12 oder 13 mehr gewesen, hätte Moritz sie nicht aus dem brennenden Zug gerettet. Dabei zog sich der 39jährige freilich schwere Verbrennungen zu, denen er anderntags in einem Magdeburger Krankenhaus erlag. 1995 benannte man die Grundschule in Rogätz nach ihm. Er selbst hatte drei Kinder und deren Mutter hinterlassen. Schrankenwärter und Fahrdienstleiter wurden damals zu je fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Kaum entlassen, brachte sich der Schrankenwärter um.*

∞ Verfaßt 2014

* Katrin Löwe, <https://www.mz.de/mitteldeutschland/zugungluck-der-tod-in-der-flammenholle-2839341>, 5. Juli 2007

Kürzlich fiel mir Alexander von Humboldts *Tagebuch vom Orinoko* in die Hände – ein Glücksfund. Diese fesselnden, hervorragend geschriebenen Aufzeichnungen wurden von dem später weltberühmten Forscher und Gelehrten ursprünglich um 1800 auf Reisen verfaßt, dabei oft im Boot. Herbert Scurias rund 200 Druckseiten schmaler Auszug handelt zu ungefähr 10 Prozent von **Mücken**.

Erfreulicherweise haben auch die selbstgerechten spanischen Missionare unter dieser gewaltigen, vor allem die Flüsse heimsuchenden Plage zu leiden. Bruder Bernardo Zea hatte sich neben der Kirche »auf einem Gerüst von Palmstämmen ein kleines Zimmer gebaut«, das Humboldt und sein Gefährte Aimé Bonpland zum Pflanzentrocknen und Tagebuchschriften nutzen durften. Die stechenden Insekten, oft Moskitos genannt, halten sich nämlich vorwiegend am Boden, 15 bis 20 Fuß hoch auf. Manche IndianerInnen gehen zum Schlafen auf kleine Inseln inmitten der Wasserfälle, da die Mücken den Dunst nicht mögen. In jenen tiefen Luftschichten bilden die »giftigen Insekten« ihrerseits beinahe einen beständigen Dunst. Sie stechen auch die Eingeborenen, nur zeigen die weniger Schwellungen. Einreiben hilft kaum, desgleichen Qualm oder Gestank. Selbst die bemalten Ruderer schlagen unablässig nach den Biestern. Manche IndianerInnen behelfen sich wenigstens beim Nächtigen mit einem aus Palmfasern gewebten Netz, dem *Toldo*. Das stellt auch für die Weißen den einzigen halbwegs wirksamen Schutz dar: meist Baumwollnetze. Allerdings sind die Schutzhüllen kaum dicht beziehungsweise mückenfrei zu bekommen, davon abgesehen, daß die winzige Mücke *Cafasi* auch durch diese Gitter oder Maschen schlüpft. Anzüge nach demselben Muster sind vielfach qualvoll, schlimmer als die berüchtigten Reifröcke der mitteleuropäischen Dame. Flattriges um Kopf und Hände hilft, vereitelt freilich ein frohgemutes Tun. Oft sehnen sich die Einheimischen oder Reisenden auf den Mond. Die Anden täten es womöglich auch schon: ab ungefähr 500 Meter bleiben Mücken und sogar Termiten aus. Auf S. 130* erwähnt Humboldt überdies Fledermäuse als Plagegeister für Mensch und Vieh, sagt aber nicht, ob sie ihn einmal gebissen und gemolken haben.

Merkwürdigerweise übergeht der deutsche Forscher zumindest in diesem Auszug die Gefahr der Krankheitsübertragung fast völlig. Auf S. 187 erwähnt er eine beinahe tödliche Krankheit, mit der sein Genosse Bonpland später in Angostura zu kämpfen hat. Wahrscheinlich hätten »die Ausdünstungen in den Wäldern am Fluß Casiquiare« den Keim zu ihr gelegt. Benennen tut er die Krankheit nicht. Das ist kongenial nebelhaft wie jener Dschungel-Dunst. Nebenbei preist Humboldt wiederholt »den Segen des Ackerbaus« (der im Dschungel meist verkannt werde). Vom übrigen Schwachsinn der Seßhaftigkeit

einmal abgesehen, kannte Humboldt die Dünger und Pestizide noch nicht, die heute für mehr Qualen als die Moskitos oder Jaguare sorgen.

Entgegen landläufigem Aberglauben lockt Licht keine Stechmücken an. Weltweit gibt es mindestens 3.800 Stechmückenarten; in Europa nur 104. Gleichwohl können auch in Europa einige Viren durch Stechmücken übertragen werden, so etwa das West-Nil-Fieber und das Chikungunyafieber. Das setzt allerdings komplizierte Prozesse zwischen Erreger und Mücke voraus und scheint von daher eher selten zu sein. Die Boulevardpresse fährt aber schon Spitzen-Virologen auf, die zum Kampf gegen alle Mücken blasen. Der Deckmantel ist bekannt: »Klimawandel«.

Allerdings scheinen noch die heimtückischsten BlutsaugerInnen ihre Bewunderer oder FürsprecherInnen zu haben. Für *TierWelt*-Autor Matthias Gräub stellen Mückenstiche »kleine Wunderwerke« dar.** Die Mückenweibchen benötigen unser Blut zur Eierbildung. Gefunden werden wir durch Atemluft, Geruch, Blutgruppe. Nach dem Anbohren gebe das Tierchen Speichel in die winzige Wunde, erfahren wir von Gräub. Dadurch werde die Blutgerinnung verhindert. »Der Speichel sorgt auch für die Schwellung und den Juckreiz, der uns am Mückenstich so nervt. Nicht zuletzt ist es auch dieser Speichel, der verantwortlich ist, dass per Mückenstich eine Krankheit übertragen wird.«

In Pentti Haanpääs um 1930 entstandenem Roman *Der Teufelskreis* ziehen Pate Teikka und Raunio die Mückenschwärme beim Marsch durch Lappland wie einen »Trauerschleier« hinter sich her. »Doch das scharf riechende Kienöl schützte sie im allgemeinen vor Mückenstichen. Wieviel dieser grauen, hartnäckigen Wesen mochte es in den Wäldern und Sümpfen geben! Und wie erbärmlich ihr Leben war! Für die meisten blieb so ein Blutstropfen nur ein Traum. Was für ein Glück für jene, die in die Nähe der beiden umherstreifenden Menschen geraten waren! Und nun gelangte nur giftiges Kienöl in ihre Stechrüssel. Trotzdem hatten sie es eilig, ließen nicht ab, lebten ihr kurzes Leben ungestüm und tapfer.«

Ich persönlich halte es nach vielen Leiden lieber mit meinem Landsmann Hanns Cibulka. In seinem empfehlenswerten Buch *Am Brückenwehr* von 1994 klagt er: »Die Stechfliegen, diese Gnitzen und Schnaken, ein Leben lang haben sie mich verfolgt. Fast alle waren zart, schlank, hatten lange dünne Beine, sie waren so leicht, daß man sie gar nicht spürte, wenn sie sich auf die Haut setzten. Wohin ich auch kam, überall stieß ich auf diese Zweiflügler. Am Dnepr brachten sie mir das wolhynische Fieber, in Sizilien die Malaria tertiana.« Mit 19 zur *Wehrmacht* eingezogen, hatte Cibulka zunächst in Polen und der Ukraine, später in Italien am Zweiten Weltkrieg teilgenommen. Auf Sizilien kam er in britische Gefangenschaft. Sein Vater war *Appreturmeister* in einer Textilfabrik in Jägern-

dorf, Mähren, zudem Sozialdemokrat gewesen. Moskitonetze hatten sie anscheinend nicht im Programm. In der DDR brachte es der Sohn zum Bibliotheksleiter in Gotha – und einer »Datscha« im Tal der Apfelstädt, die durch den Thüringer Wald fließt. Da gab es vermutlich auch wieder Mücken.

Immerhin setzen einem im Thüringer Wald weder Giftschlangen noch Jaguare zu. Gebietsweise auch Tiger oder Panther genannt, ist der **Jaguar** die größte Katzenart Amerikas, bis zwei Meter lang. Er gilt als besonders beißstark. Viele Eingeborenen fürchteten und verehrten ihn zugleich. Er klettert und schwimmt auch gut, jagt jedoch meist am Boden. Sein Fell, oft wunderbar goldgelb mit dunklen, ringförmigen, zudem getüpfelten Flecken, sonst einfarbig schwarz erscheinend, wurde und wird vor allem von Weißen begehrt, weshalb er als gefährdet gilt. Sogenannte natürliche Feinde hat er gar nicht – nur eben den Menschen. Heute siedelt er vorwiegend im Amazonasbecken. Humboldt und Bonpland lassen ihre eingeborenen »Helfer« stets mehrere Feuer anzünden und unterhalten, um so ihr Nachtlager (meist Hängematten) zu schützen. In der Regel hält das den Jaguar ab. Man hört ihn dann nur im Dschungel brüllen. Na gute Nacht.

Schätze sich glücklich, wer ausschließlich von Blumen umgeben ist. Auf Klippen in Stromschnellen des Orinoko entdecken Humboldt und Bonpland die **Vanille** und ernten »außerordentlich lange« Schoten von ihr. Diese hübsche, kletternde, gelb blühende Orchidee lieferte mit ihren bis 30 Zentimeter langen Fruchtkapseln, sofern sie getrocknet werden, jene hohlen, schwarzbraunen Stangen, ohne die eingemachter süßer Kürbis für meine Großmutter Helene undenkbar war.

∞ Verfaßt 2022

* Ostberliner Ausgabe von 1969, 3. Auflage im *Verlag der Nation*, Auswahl Herbert Scurla

** Matthias Gräub, <https://www.tierwelt.ch/artikel/wildtiere/angriff-mit-sechs-nadeln-404213>, 14. Juli 2021

Bekanntlich gibt es Motorsensen und Kreissägen noch nicht besonders lange auf diesem Planeten. Das darf aber nicht zu dem Trugschluß verführen, die sogenannten Naturvölker hätten stets einen lieblichen **Schlaf** genossen. Nein, sie hatten Mücken. Nach der Theorie Friedrich W. J. Schellings schuf Gott diese Viecher, weil er von Hause aus auf Ausgleich bedacht war. Gibt es Glück, sagte sich der Allmächtige, muß es auch Pech geben, das ist nur gerecht. Ergo erfand er sie – vor allem übrigens die weiblichen, denn nur diese stechen. Hat man also das Pech, am späten Sommerabend trotz sorgfältig überprüfter Fensternetze und einer 110 Euro teuren Mückenschutztür vorm Einschlafen ein gewisses

Sirren zu vernehmen, das einem schon fast den Atem lähmt, ist es gottgewollt. Oder es lag an dem Fehler, sich nicht wie ein steil aufgerichtetes Handtuch durch einen Spalt zwischen Mückenschutztür und Eingangstür ins Haus zu winden. Jetzt ist es also von ein bis drei Mücken besetzt, das Eigenheim. Gute Nacht.

Das Sirren, oft als »Summen« verniedlicht, kommt von ihrem Flügelschlag. WissenschaftlerInnen wollen herausgefunden haben, es diene den beiden Mückengeschlechtern zur Verständigung, durch unterschiedliche Tonhöhen. Diese Schweinchen möchten sich nämlich aufeinander stürzen, zwecks Paarung. Sind sie jedoch allein, stürzen sie sich auch gern auf den Eigenheimbesitzer. Die Taktik zu durchschauen, von der sie sich dabei leiten lassen, ist allerdings eine Wissenschaft für sich. Wahrscheinlich gibt es gar keine. Mal stechen sie, ohne einen Mucks von sich zu geben; mal sirren sie, ohne zu stechen; mal hält man stundenlang vergeblich nach ihnen Ausschau. Gleichbleibend ist eigentlich nur ihre Vorliebe für Dunkelheit, denn dadurch fällt die Heimtücke gegen den Eigenheimbesitzer erheblich leichter. Sie orientieren sich am Geruch. Dazu bedarf es weder Licht noch Hitze, die von Mücken ohnehin gehaßt werden. Deshalb suchen sie manchmal – meist am Tage – zielstrebig schattige, kühle Verstecke auf, etwa in der Ritze zwischen Schrankrückwand und Schlafzimmertapete.

Leider ist die Gesetzmäßigkeit dieser Rückzüge kaum erforscht, sonst könnte man den Schrank kurzerhand einmal täglich behutsam abrücken, um sich dann wie ein Tiger in den Spalt zu hechten. Falls das Biest noch da ist. Vielleicht hat sich die Rückzugsbedürftige einstweilen genug an Ihnen vollgesogen und deshalb aus dem Staub gemacht; vielleicht gelang es Ihnen, sie durch viele vergebliche Hiebe nach ihr einzuschüchtern – wir wissen es nicht. Jedenfalls scheint auch die weibliche Stechmücke ab und zu schlafen zu müssen. Das tut sie dann in der Ritze. Im Gegensatz zu Ihnen am Tage, denn nachts muß sie arbeiten.

Eine gewissen Hoffnung mag jedoch in ihrer im Vergleich zu Ihnen kürzeren Lebenserwartung liegen. Die weibliche Stechmücke macht es in der Regel nur wenige Tage bis mehrere Wochen. Möglicherweise fällt sie also gerade bei Ihnen mitten im Schlaf entkräftet und mausetot von der Tapete hinter Ihrem Bücherschrank auf die Dielen. Nehmen Sie eine Taschenlampe, gehen Sie vor dem Schrank in Liegestütz und spähen Sie jeden Morgen erwartungsfroh *unter* ihn.

Mündlichkeit

Ich sammle seit Jahren **Redezeiten**. Hier ein paar Glanzstücke meiner Sammlung: Als Präsident Gamal Abdel Nasser im Sommer 1956 vor 300.000 Leuten auf dem Freiheitsplatz in Alexandria die Verstaatlichung der Suezkanalgesellschaft verkündete, tat er es nicht mit ein paar Sätzen. Er redete fast vier Stunden lang. 2009 übertrumpfte ihn Hugo Chavez erheblich. Dem damaligen Chef Venezuelas gelang es zur Feier des 10. Jahrestages seiner Präsidentschaft vor der Nationalversammlung in Carracas sieben Stunden lang zu sprechen. Damit stellte er sogar den Rekord Sinowjews ein, der die lieben Genossen 1920 auf dem *KPD*-Parteitag in Halle ebenfalls sieben Stunden lang bequatschte. 14 Jahre später begnügte sich Maxim Gorki auf dem Moskauer Schriftstellerkongreß mit drei Stunden, wie Gustav Regler im *Ohr des Malchus* erwähnt.

Freilich fielen diese enormen Redezeiten nicht erst in der Postmoderne wie Sturzregen vom Himmel. Aus Max von Boehns anregender Modegeschichte ist zu erfahren, Edinburghs »reformierter« Referend Forbes habe seine in die Kirche gezwungenen Schafe um 1670 mit Kanzelergüssen von fünf bis sechs Stunden zugeschüttet. Ich muß gestehen, bereits die Predigten einflußloser Theologen in nordhessischen Dorfkirchen als Folter empfunden zu haben, obwohl sie selten 20 bis 30 Minuten überschritten. Bald darauf konvertierte ich zur sogenannten Linken. Aber die Mißachtung des Fußvolks erwies sich leider als fraktionsübergreifend. Denn was hatte ich mir wohl auf den Demos oder Ostermärschen anzuhören? Richtig: ausführliche Ansprachen, die möglichst nicht eine der jeweils angesagten Phrasen und Schlagworte ausließen. Lesen Sie beispielsweise einmal die Grabrede nach, die Claussen/Leineweber/Negt 1970 ihrem tödlich verunglückten Genossen Hans-Jürgen Krahel hielten. Das einzige, was die drei Nachrufer darin nicht streifen, ist der Autounfall des 27jährigen *SDS*-Chefideologen oder das irrsinnige Verkehrswesen überhaupt.

Über zeitgenössische Bundestagsreden kann ich nichts sagen, weil ich nie Fernsehen gucke. Ich nehme an, sie haben die Zähigkeit und den Nährwert von zu kurz gekochten Spaghettis. Mein bevorzugtes Medium ist das gedruckte Wort. Um Zeitschriftenaufsätze oder Bücher lesen zu können, muß ich nicht auf den Marktplatz marschieren. Von der unverschämten Überforderung der Geduld und des Aufnahmevermögens von Zuhörern einmal abgesehen, hat selbst die vorbereitete mündliche Rede stets einen Zug der Ungenauigkeit und Unzuverlässigkeit. Zum einen Ohr rein, zum anderen raus. Im Grunde ächte ich alles, was Flüchtigkeit züchtet. Wie sich versteht, schaffen Reden auch keinen Durchblick. Mit der digitalen Vernetzung, Presse

eingeschlossen, erreichen wir bereits das Stadium dampfender, die Brille beschlagender Suppenküchen. Webseiten sind Wackelpuddinge, die unablässig Gestalt und Farbe ändern. Auseinandersetzung ist jedoch auf Feststehendes / Gegenstand / Widerstand angewiesen. Verflüssigung ist ihr Tod.

Ein Seitenstück zu Ansprachen, Talkshows und Blogs haben wir in unseren sogenannten Untersuchungskommissionen und deren Abschlußberichten. In kapitalistisch verfaßten Demokratien stellen solche Schwatzbuden bekanntlich ein unfehlbares Mittel dar, Aufklärung und Ahndung von Ungereimtheiten, Ungesetzlichkeiten, Schwerverbrechen im Wirken des Staates und seiner Charaktermasken *zu verhindern*. Die Einrichtung eines Untersuchungsausschusses signalisiert zunächst: die Racheengel des Volkszorns krepeln die Ärmel auf – schon die halbe Miete. Wickelt man dann die Ärmel so allmählich wieder ab, daß auch die sitzfestesten FernsehzuschauerInnen im Laufe der 38. oder 122. Ausschusssitzung zu gähnen anfangen und sich milde gestimmt zu Bett begeben, steht der Schließung der Akten nichts mehr im Wege. Und jetzt kommt die Stunde der Ghostwriter. Sie haben den wohlfrisierten Müllhaufen aus Geschwätz anzufertigen, den der Ausschußvorsitzende der »Öffentlichkeit« als »Bericht« um die Ohren schlagen darf. Dazu nur ein naheliegendes Beispiel. Der im Sommer 2009 vorgelegte Abschlußbericht einer Bundestagskommission zur BND-Affäre war 3.500 Seiten dick – das ist von jedem flotten Journalisten im Nu gelesen. »Die Veröffentlichung einer 160-Seiten-Kurzfassung lehnten die SPD-Vertreter im Ausschuß ab«, schrieb *Ossietzky* damals. 160 Seiten *kurz*!

Was also macht der pfiffige Bürger oder Kritiker? Er überfliegt die Kurzfassungen zwischen drei U Bahnstationen und pickt sich die ihm genehmen »Reizworte« heraus. Liegt die Kurzfassung online vor, geht das noch schneller, weil der Suchroboter Reizworte punktgenau in Raketengeschwindigkeit findet. Vor allem den eigenen Namen des betreffenden Bürgers oder Kritikers.

∞ Verfaßt 2022

Für *Brockhaus* war der Nordfrieser **Jens Mungard** (1885–1940) »Dichter«. Neben Prosa und Bühnenstücken habe er in seiner sylter-friesischen Mundart eine vielseitige Lyrik geschaffen, darunter Balladen. Allerdings scheint er ungefähr das Gegenteil des Freiherrn Börries von Münchhausen gewesen zu sein*, denn als Mungards Todesort gibt das Lexikon

in seinem 7-Zeilen-Eintrag das KZ Sachsenhausen an. Von daher dürfte sich ein Blick ins Internet empfehlen.

Mungards Kinderstube war vielleicht schon der Anfang vom Ende. Während er seine Mutter früh verlor, tyrannisiert ihn der Vater, ein Schiffer, Landwirt und Sprachforscher, so lang es nur geht. Zwar übernimmt der Sohn, inzwischen verheiratet, 1910 den großen väterlichen Hof in Keitum, Sylt, doch der Schiffbruch läßt nicht lange auf sich warten. Der friesischen Kultur und dem Schreiben zugetan, hat Mungard offensichtlich weder das Zeug zum Unternehmer noch zum Ehemann. Zur Krönung fällt der Hof 1921 einem anscheinend nie aufgeklärten Brand zum Opfer. 1933 wird das Ehepaar geschieden. Obwohl anfangs von den Nazis begeistert, eckt Mungard doch zunehmend an. Seine erste »Schutzhaft« hat er 1935. Ein späteres Schreibverbot mißachtet er – so wird er 1939 ein letztes Mal verhaftet und ins KZ gesteckt. Dort soll er ein Jahr darauf, 55 Jahre alt, den Folgen seines Aufbegehrens erlegen sein.

Was den Hofbrand angeht, liegt es nahe, eine Sanierungsmaßnahme von Mungard selber zu argwöhnen, also einen Versicherungsbetrug. Spricht der *Eider-Kurier* von einer »Brandstiftung«, könnte es schließlich auch der Hofeigentümer gewesen sein.** Dem steht jedoch der Hinweis entgegen, die Brandversicherung habe aufgrund der damaligen Inflation nur »wertloses Geld« herausgerückt. Das hätte sicherlich auch Mungard absehen können. Vor allem aber kann man sich diesen gebeutelten Hoferben und ins Friesische verliebten Patrioten nur schlecht als kaltblütigen Mann vorstellen, der stets seinen Vorteil sucht. Dem Faschismus gegenüber hat er das jedenfalls nicht getan. Das bestätigen auch einige Ehrungen, die Mungard in jüngerer Zeit erfuhr.***

∞ Verfaßt um 2022

* Balladenschmied Münchhausen (1874–1945) war Freund und Nutznießer des deutschen Faschismus und zog es vor, sich umzubringen, als sich die Rote Armee seinem Schloß in Thüringen näherte.

** <https://www.eider-kurier.de/artikel/nordfriesland/jens-mungard-ein-widerstaendiges-leben-1593.html>, 29. August 2016

*** <https://gemeinde-sylt.de/stolperstein-jens-emil-mungard/>, 18. Februar 2020

Musik

Falls es ohne Genie nicht geht, ist es neben Fleiß Gedächtnis. Das vom Vatikan sorgsam vor »Raubkopien« behütete *Miserere* von Allegri, eine um 1635 entstandene neunstim-

mige Psalm-Vertonung, soll der 14jährige **Mozart** 1770 bei einem Romaufenthalt zum Mittwochsgottesdienst gehört und anschließend aus dem Kopf korrekt aufgeschrieben haben. Unter Fachleuten ist es auch ein offenes Geheimnis: der klassische Komponist hatte keine Hemmungen, sich ausgesprochen viele Gattungen und Stile anzuverwandeln. Wie bei solchem »Abschreiben« »Eigenes« entstehen kann, hat vor etlichen Jahren einmal Blueschampion John Mayall in einem Interview erläutert: Mit der Zeit eigne sich der Nachahmende derart viele verschiedene Dinge an, daß er nicht mehr wie die Kopie des einen oder anderen Musikers klinge. Er schneidet die Diebstähle auf sich zu. Irgendwann scheinen all die geklauten Kniffe, Phrasen, Stücke demselben Handgelenk oder Hals entsprossen.

Allerdings hatte sich Mozart dabei etwas mehr zu sputen als der britische Rockstar, der zur Stunde bereits die 90 angreift. Bekanntlich wurde Mozart nur 35, wobei bis heute, allen Forschungsexzessen zum Trotz, nicht geklärt werden konnte, *warum* der angesehene Wiener Komponist am 5. Dezember 1791 nach einigen Wochen Bettlägerigkeit seinen »genialen« Geist aufgab. Während der Totenbeschauer etwas von einem »hitzigen Frieselfieber« murmelte, warfen andere BeobachterInnen ungefähr alles in die Waagschale, was man so kennt, vom Rheuma über die Syphilis bis zum beliebten gummiartigen Herzversagen. Mozart selber glaubte, jemand habe ihn vergiftet, aber es fanden sich leider keine hinreichenden Mordmotive, geschweige denn Beweise. Für Gerd Reuther lag er damit gleichwohl gar nicht so schief. Der zeitweise in Wien lehrende Mediziner hält es für wahrscheinlich, »die Ursache des Nierenversagens« bei dem Bettlägerigen sei die damals europaweit verbreitete »Gefälligkeitsverschreibung« von Quecksilber zur Behandlung einer Syphilis gewesen.*

An Unterernährung kann es jedenfalls nicht gelegen haben. Die angebliche Armut des schwächlichen Genies entpuppte sich in neuerer Zeit als Märchen aus der Deutschen Romantik. Wie wir spätestens seit Günther G. Bauers 2009 erschienenen Studie über Mozarts finanzielle Verhältnisse wissen**, trug der von zahlreichen Diensthofen, Hunden, Reitpferden umtänzelte Komponist stets elegante Kleidung, und *ein* Zimmer seiner ausgedehnten jeweiligen Wiener Wohnung war traditionell für das eigene Billard reserviert, damals ein wahrer Luxus. Möglicherweise war Mozart auch spielsüchtig und unter anderem deshalb oft in Geldverlegenheiten. Eigentlich war er Großverdiener. Er verfügte über ein Jahreseinkommen von rund 5.000 Gulden, was nach heutiger Kaufkraft etwa 150.000 Euro entspricht. Zum Vergleich listen die ForscherInnen um Bauer den Kollegen Joseph Haydn mit 2.000 Gulden auf, einen Universitätsprofessor mit 300, einen Schulmeister mit 22 und Mozarts Dienstmädchen (egal welches) mit 12 Gulden pro Jahr.

Das ist wacker von den Forschern; trotzdem darf man getrost darauf wetten, den Sprung in ein sogenanntes seriöses Nachschlagewerk wird nicht eines von Mozarts Dienstmädchen jemals schaffen. Sind deren Dienste auch zweifellos in die *Zauberflöte* oder die *Spatzenmesse* eingegangen: nach dem Mayallschen Gesetz merkt es keiner.

Der Wiener Komponist **Franz Xaver Süßmayr**, zuletzt auch rechte Hand des Kapellmeisters Joseph Weigl vom *Theater am Kärntnertor*, wurde nicht nennenswert älter als Mozart. Er hatte jedoch das Glück, 10 Jahre jünger zu sein, weshalb er sich nach Mozarts Ableben zum Vollender von Mozarts *Requiem* (in D-Moll) erheben konnte. Vielleicht hatte auch die liebe Witwe Constanze Mozart ihre fürsorgliche Hand im Spiel, halten sich doch hartnäckig Gerüchte, sie hätte etwas mit dem Freund des Hauses gehabt – möglicherweise sogar den angeblichen Mozartsohn Franz Xaver Wolfgang, geboren 1791. Süßmayr hatte Constanze zum Beispiel wiederholt zur Kur nach Baden (bei Wien) begleitet. Er sollte nämlich »auf sie aufpassen«, wie der vielbeschäftigte Gatte angeblich glaubte. Zu dieser Theorie würde es natürlich ausgezeichnet passen, wenn Mozart vergiftet worden wäre, eben durch Süßmayr, doch dann gibt es wieder Quellen, die bei dem Wiener Hausfreund und Schlawiner eher homosexuelle Neigungen beobachtet haben wollen. Bei seiner Ergänzung des *Requiems* konnte er, so wie es angelegt war, vielleicht nicht viel falsch machen; sie wird, in der Aufführungspraxis, meistens gebilligt. Angeblich beruht sie auf Skizzen und im Todeskampf gehauchten Anweisungen des Meisters persönlich. Süßmayrs eigene Werke unterscheiden sich nach Ansicht etlicher Sachkundiger von Mozarts Werken ungefähr wie ein kugelbäuchiges Shetlandpony von Mozarts Reitpferd. Aber wer weiß, ob Süßmayr nicht im Alter noch gewachsen wäre. Er erlag 1803 mit wahrscheinlich 37 Jahren einer Krankheit – vielleicht der Tuberkulose. Damit zum nächsten Wunderkind.

Es handelt sich um den »spanischen«, für manche auch nur »baskischen Mozart« **Juan Crisóstomo de Arriaga**. 1806 in betuchtem musischem Hause geboren, wurde seine erste Oper (*Los Esclavos felices*, Die glücklichen Sklaven) mit Erfolg in seiner Heimatstadt Bilbao aufgeführt, als er 15 war. Da sein Hauptinstrument die Geige war, konnte er, neben manchem anderem, selbst einer Sinfonie, auch noch drei Streichquartette schreiben – und hinterlassen, ehe er 1826 in Paris mit knapp 20 Jahren der Tuberkulose und wohl auch seinem rastlosen Schaffen zum Opfer fiel. Zu diesem Zeitpunkt war er am dortigen Konservatorium bereits Assistent in François-Joseph Fétis' Kompositionsklasse gewesen. Die ein Jahr zuvor veröffentlichten Streichquartette gelten als Arriagas Hauptwerke. Fétis versicherte damals, man werde keine Schöpfung finden, die »origineller, eleganter und von größerer stilistischer Reinheit« sei. Die Quartette sollen streckenweise an Schubert erin-

nern, ohne daß man Arriaga bislang eine Bekanntschaft mit dessen Werken nachweisen konnte. 1890 wurde Bilbaos wichtigstes Theater nach dem Frühverstorbenen benannt.

Der Wiener Komponist **Franz Schubert** ist berühmt genug, um hier nur gestreift zu werden. Er starb 1828 mit 31 Jahren. Für den Hamburger Mediziner Timm Ludwig*** ist die »Diagnose« der Todesursachen in Schuberts Fall nahezu geklärt. Zwar besage der tradierte Ausdruck »Nervenfieber« lediglich, dem Tod sei eine Bewußtseinsstörung vorausgegangen – doch entscheidend sei die Syphilis-Erkrankung, mit der sich Vielschreiber Schubert seit rund sechs Jahren bekanntermaßen abgeplagt habe (häufig Schwindel, Kopfschmerz usw.). Daneben muß Schubert freilich auch Vieleser, -säufer und -raucher gewesen sein. Alles zusammen habe, die »katastrophalen Wiener hygienischen Verhältnisse« eingerechnet, sicherlich für geringe Abwehrkraft gesorgt. Wahrscheinlich habe ihm in jenem Winter eine »Infektion mit Abdominaltyphus« den Rest gegeben. Hier sei die »aus heutiger Sicht absurde Therapie« mit einem Aderlaß natürlich »fatal« gewesen. Dr. med. Ludwig, ein Anästhesiologe, gestattet sich noch ein bemerkenswert fachfremdes Schlußwort: »Der tiefreligiöse Pazifist Schubert hatte die Courage, seine Verachtung für Metternichs Polizeistaat und die damit kollaborierende katholische Kirche offen zu zeigen. Das hat ihm Verhaftung, Bespitzelung, berufliche Chancenlosigkeit eingetragen und, über seinen frühen Tod hinaus, bis heute, perfide Verkitschung zum weinseligen Liedermacher.«

∞ Verfaßt 2022

* Gerd Reuther, *Heilung Nebensache. Eine kritische Geschichte der europäischen Medizin von Hippokrates bis Corona*, München 2021, S. 68

** Buchausgabe: Günther G. Bauer, *Mozart – Geld, Ruhm und Ehre*, Bad Honnef 2009

*** Timm Ludwig, »Tödliche Krankheit, unsterbliche Musik«, *Deutsches Ärzteblatt* 94, Heft 47, 21.

November 1997: <https://cdn.aerzteblatt.de/pdf/94/47/a3195-6.pdf>

In vielen Nachschlagewerken wird Mendelssohn als Erfinder des Taktstockes oder jedenfalls der Rolle des Dirigenten im heutigen Verständnis ausgegeben. Damit befördern sie eben den Geniekult, dem auch das Dirigieren dient. In Wahrheit bahnte sich das uns geläufige Dirigieren über Jahrzehnte hinweg schon vor Mendelssohn an, wie der Berner Musikwissenschaftler Anselm Gerhard 2005 in einem Aufsatz* erläutert hat. Traditionell »dirigierten« der Erste Geiger (mit dem Bogen) oder der Cembalist (mit der Notenrolle) von ihrem Platz am Instrument aus. Mit dem Aufkommen großer Opern – Chöre und TänzerInnen eingeschlossen – verfiel man darauf, dem Komponisten einen »Knüppel« zu

geben, mit dem dieser auf den Boden stampfte oder auf einen Kasten schlug. Dem französischen Tänzer, Hofkomponisten und Dirigenten **Jean-Baptiste Lully** (1632–87) fiel dabei 1686 das Pech zu, sich bei der legendären Aufführung seines *Te Deums* den Knüppel versehentlich in den Fuß zu rammen. Das führte, nach Gerhard, zu einer schleichenden Blutvergiftung, an der Lully, 54, drei Monate später starb.

In Egon Friedells *Kulturgeschichte der Neuzeit* (um 1930) ist der Knüppel ein Rohrstock gewesen. Andere Quellen bescheiden sich mit Lullys »Spazierstock«, zu dem der Jugendfreund und dann Günstling des »Sonnenkönigs« Ludwig XIV. erbozt gegriffen habe, um seinen Unmut ins Parkett zu stampfen. Vielleicht war dieser Spazierstock mit einer rostigen Eisenspitze versehen, durch die sich Lullys zunächst unbedeutende Fußwunde später entzündete; vielleicht waren aber auch schnöde Krankenhauskeime oder Kurpfuscherei im tödlichen Spiel. Jedenfalls lehnte der Stardirigent eine Amputation des Fußes ab, da er schließlich auch Tänzer sei. Ich halte es allerdings auch nicht für ausgeschlossen, schlitzohrige Biografen verlegten die Geschichte dieser tödlichen Verwundung flugs von der Straße oder dem Reitweg auf die Bühne, auf daß sie mehr Wirkung entfalte.

Damit zurück zum Dirigieren. Auch der Taktstock in Gestalt eines dünnen, womöglich noch weißlackierten Stäbchens ist keineswegs auf Mendelssohns Mist gewachsen. Der hervorragende Geiger Louis Spohr etwa pflegte ihn schon um 1820 zu benutzen, wenn auch meist nur für Proben. Selbst Mendelssohn dirigierte bei Konzerten oft vom Klavier aus. Aber er kam auf den Geschmack, bewährte sich das Insigne doch nicht nur in der Aktion. 1843 wechselte er in Leipzig mit dem Kollegen Hector Berlioz seinen Taktstock *nach* vollbrachter Tat – »wie die alten Krieger ihre Rüstungen getauscht hatten«, wobei der feurige Franzose sogar ausdrücklich von seinem »Tomahawk« sprach. Sie hatten das Publikum erlegt.

Die Musik begann in den Hintergrund zu treten. Noch 1779 hatte, wie Gerhard mitteilt, »ein anonymer deutscher Biedermann« lapidar festgestellt, soweit der Komponist vor der öffentlichen Aufführung »sattsame Proben gehalten« habe, bedürfe es »weiter keiner Direktion«; das Orchester dirigiere sich »alsdann von selbst, wie die Uhr, wenn sie aufgezogen worden ist.« Doch ab ungefähr 1870 trat das Buhlen um die Gunst des Publikums rasant in den Vordergrund. Und das Publikum fand offensichtlich Gefallen daran, Dompteure von Gesamtkunstwerken zu feiern, man denke nur an Wagners Riesenschinken. Laut Anselm Gerhard klagte der selbst vom Bratscher und Geiger zum Dirigenten »aufgestiegene« Paul Hindemith 1952, »die Kaste der Dirigenten« spiele im Musikleben »eine Rolle, die gänzlich außer Proportion zu Leistung und Stellung der

übrigen Musiker« geraten sei. Aber sie geriet auch außer Proportion zum aufgeführten Werk. Die gleiche Entwicklung fand bekanntlich im Theater mit seinen Starregisseuren statt: die AufbereiterInnen wurden wichtiger und mächtiger als die UrheberInnen.

Elias Canetti führt gegen Ende seines dickleibigen, um nicht zu sagen: aufgeblasenen Werkes *Masse und Macht* von 1960 auf zweieinhalb empfehlenswerten Seiten aus, warum es »keinen anschaulicheren Ausdruck für Macht als die Tätigkeit des Dirigenten« gebe. Das beginnt mit der herausgehobenen Position des Dirigenten und endet in dessen Kopf – ja sogar in den Köpfen seiner Untergebenen. »Er ist *allwissend*, denn während die Musiker nur ihre Stimmen vor sich liegen haben, hat er die vollständige Partitur im Kopf oder auf dem Pult. Es ist ihm genau bekannt, was jedem in jedem Augenblick erlaubt ist. Daß er auf alle zusammen achtet, gibt ihm das Ansehen der *Allgegenwärtigkeit*. Er ist sozusagen in jedermanns Kopf. Er weiß, was jeder machen soll, und er weiß auch, was jeder macht.«

Inzwischen bedarf es der Taktstäbchen nicht mehr. Einige ausgefuchste und kapitalkräftige DrahtzieherInnen der sogenannten Freien Märkte bringen heutzutage ganze Volkswirtschaften nur durch ein paar Mausklicks zum Einsturz. Sie profitieren von der ungeheuerlichen Unübersichtlichkeit der opferreichen Oper namens *Die Welt von heute*.

∞ Verfaßt um 2020

* Anselm Gerhard im Magazin für klassische Musik *Partituren*, Berlin, Heft 1 (Sommer 2005), S. 26–32

Remler, Emily (1957–90), weiße US-Jazzgitarristin von der Ostküste. Rund ein Dutzend Platten, auch mit eigenen Kompositionen, darunter 1985 *Catwalk*.^{*} Sechs Jahre später, erst 32, erlag sie bei einem Gastspiel in Australien offiziell einem »Herzversagen«, nach vielen Vermutungen von ihrem bekannten gepfefferten Drogenkonsum angestoßen, voran Heroin und Dilaudid.^{**}

Gewiß gibt es wahre Massen von U-Musikern, die ihre Bewußtseins- oder Fingererweiterung mit Hilfe von Drogen mit einem frühen Tod bezahlten, aber sicherlich nur wenige oder gar keine Frauen, die Remler als Gitarristin das Wasser reichen könnten. Mit 18 Jahren hatte das dunkelhaarige und günstigerweise langfingrige Girl vom Lande (Englewood Cliffs, New Jersey) bereits das *Berklee College of Music* in Boston, Massachusetts, abgeschlossen. Nach vorübergehendem Aufenthalt in New Orleans, wo sich Altmeister Herb Ellis von ihr beeindruckt zeigte, kämpfte sie sich durch die (oft frauenfeindliche) riesige Konkurrenz in New York City. Sie spielte mit etlichen namhaften

Musikern und bekam Lehraufträge. Als sie starb (oder sich umgebracht hatte), war sie bereits auf dem Weg zum Weltruhm. Ich kenne einige beeindruckende Videos mit ihr, wo sie unter anderem mit ihrem schlichten, unverkrampften Auftreten für sich einnimmt. Allerdings wäre ich nicht verblüfft, wenn ihr auch dazu die richtig dosierten Drogen mitverholfen hätten. Neben dem üblichen Branchenstreß setzten ihr sicherlich auch verschiedene Liebschaften/Zerwürfnisse mit Männern zu. 1982 hatte sie in einem Interview mit dem Magazin *People* gesagt: »I may look like a nice Jewish girl from New Jersey, but inside I'm a 50-year-old, heavy-set black man with a big thumb, like Wes Montgomery.«

Eine selten gewürdigte Wiederholung liegt natürlich bereits darin, daß sich nun schon seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten Legionen von begabten jungen Leuten getrieben sehen, die Gitarre oder die Geige auch so gut zu spielen wie X. oder Y., vielleicht sogar besser. Sie verrenken sich ihre Finger und ihre Seelen; sie schuften wie Sklaven in Tretmühlen; sie können die Wahngelbte an ihren Zimmerwänden schon nicht mehr zählen – aber sie schaffen es. Jedenfalls ein paar von ihnen. Sie schaffen es, im Grunde nicht anders dazustehen wie X. oder Y., und sei es liegend, im Sarg. Wäre es nicht viel einfacher und gesünder, auf ein paar Notenbücher oder einen Stapel mit CDs von besonders begabten Vorgängern zu verweisen und zu sagen: »Prima – das reicht!« Und so mit allem.

Gottseidank trat Remler, soweit ich weiß, nie mit Liedern, also Texten auf. Das hätte gegen meine Betrachtung »Im Gefühlsraum« verstoßen, mit der ich 1998 nur um ein Haar meinen zweiten Auftritt in der Wochenend-Rubrik *Moderne Zeiten der Frankfurter Rundschau* verpaßte. Redakteurin Jutta Stössinger (gestorben 2017 mit 73) fand sie interessant, aber dann kamen ihr anscheinend noch Bedenken, an die ich mich nicht mehr erinnern kann – vermutlich, weil sie sie mir gar nicht mitteilte. Den ersten Auftritt hatte ich im Mai 1998 mit einem längeren Text übers Wandern, der immerhin 1/3 Zeitungsseite einnahm. Ich glaube, von dem vergleichsweise fürstlichen Honorar, wohl 600 DM, zehre ich heute noch.

Jene Betrachtung geht dem Wesen und der Bestimmung der Musik nach – die durch Vertextung der Noten nur verfehlt und verdorben werden könnten. So mein zwingendes Resümee. Allerdings war es mir damals nicht gelungen, bis zum Ursprung der Musik vorzudringen. Das hätte meiner Betrachtung vielleicht noch Gewicht verliehen. Aber das wird auch anderen nie gelingen. Später fragte ich mich ersatzweise, ob wir wenigstens die Quellgeschichte der Sprachentstehung kennen ..? Das tun wir, wie es aussieht, leider genauso wenig. Schließlich liegt die Sache mindestens 40.000 Jahre

zurück, wie mein *Brockhaus* meint. Das *Wie* liegt also völlig im Dunkeln. Immerhin führt das Nachschlagewerk wesentliche Erklärungen des *Warums* an. 1. Man wollte nicht hinter den Tieren zurückstehen, die ja doch recht vielfältig brüllten, grunzten oder zwitscherten. 2. Man wollte seinen Gefühlen Ausdruck verleihen. 3. Man wollte das Handeln koordinieren, etwa beim Sammeln oder Jagen.

Als Knabe stellte ich mir die Sache einmal folgendermaßen vor. Da trotteten ein paar AltsteinzeitlerInnen durch die Steppe. Einer von ihnen erblickte einen Baum mit bestimmten fetten, eher seltenen Früchten, blieb stehen, deutete auf den Baum, leckte sich die Lippen und platzte heraus: »Umpf-Umpf!« Die anderen folgten seinem Blick, nickten ebenfalls freudestrahlend und riefen nun vereint »Umpf-Umpf!«. Damit war der erste Name auf Erden verliehen, eben für die fetten Früchte. Ob sie auch gleich geerntet werden konnten, steht auf einem anderen Blatt. Möglicherweise mußte man erst die Leiter erfinden.

Grund 2 leuchtet wenig ein. Hier liegt der Einsatz von Körpersprache viel näher. Die beiden anderen Gründe sollte man vielleicht zusammenführen, wobei Alain – der Erfinder jenes »Gefühlsraums« – erneut behilflich sein kann. Den Ausgangspunkt liefert jedoch der britisch-argentinische Schriftsteller und Naturforscher William Henry Hudson (1841–1922). Während sein Roman *Das Vogelmädchen* ein langatmiges Rührstück ist, das sich locker als Nackenrolle auf der Couch im zuständigen Lektorat bei *KlettCotta* eignen würde, ist er in der *Manesse*-Anthologie *Vögel in der Weltliteratur* mit zwei glänzend geschriebenen Essays vertreten. Hudson findet es merkwürdig, daß der Mensch keinen eigenen Ruf entwickelte, obwohl er doch so lange in der Wildnis zu bestehen hatte. Das ist in der Tat merkwürdig. Mit Alains *Lebensalter und Anschauung* (1927) läßt sich aber eine Erklärung dafür finden, wenn auch kein Trost. Der Mensch sah sich genötigt, die Nacht zu bezwingen. Im Neandertal war es vor allem finster. Katzen, Kobolde, oft furchterregend brüllende Schatten schlichen im fahlen Mondlicht umher, von den flatternden Fledermäusen oder Eulen ganz zu schweigen. Um sich ihrer zu erwehren, mußte man sich verständigen. Wider das Dunkel helfen weder Abzeichen (Rotkehlchen) noch Auf-ihn-mit-Gebrüll! Man mußte vielmehr tuscheln, flüstern, sich besprechen. So enthielt sich der Mensch des Rufens, glaube ich, und entwickelte stattdessen die Sprache. Hat sie uns letztlich mehr heillose Verwirrung als hilfreiche Aufklärung eingebracht – wer konnte das damals ahnen? Nachher habe man immer recht, spottete Günter Eich in seinen *Maulwürfen*. »Man sollte gleich nachher leben.«

** Michael J. West, »The Rise and Decline of Guitarist Emily Remler«, *JazzTimes* (USA), 8. Dezember 2020:
<https://jazztimes.com/features/emily-remler-rise-decline/>

Trotz & Töne Meine größte musikalische Schwäche dürfte mein Gesang sein. Ich meine damit weniger meine technische Unbeholfenheit beim Singen, vielmehr die Blässe meiner Gesangsstimme. Sie ist zu farblos; sie hat keinen Reiz. Möglicherweise gilt das nur fürs Singen. Jedenfalls versicherten mir schon mehrere Leute unabhängig voneinander, an mir sei ein Rundfunk- oder Synchronsprecher verloren gegangen. Haben sie recht, wäre es nicht die einzige Chance, die ich verpaßt hätte. Hüten Sie sich vor einem Ehrgeiz, der mit Unschlüssigkeit gepaart ist. Er bringt es nie zu was.

Was den Gesang angeht, könnte ich mich natürlich mit dem Gedanken trösten, andere kämen auch nicht unbedingt als John Lee Hooker auf die Welt. Bei uns zum Beispiel Kai Degenhardt oder Manfred Maurenbrecher. Von Manfred weiß ich, er schätzte zu unserer gemeinsamen *Trotz & Träume*-Zeit Bob Dylan, Van Morrison, Randy Newman. Aber für mich sind auch diese weltberühmten Sänger nicht gerade umwerfend – es sei denn, weil man sich lieber die Ohren zuhält und dabei stolpert. Irgendwelche Götter pflanzten die Rio Reisers spärlich. Nebenbei brüllt Morrison oft, statt zu singen, und wenn er zuweilen den Fehler begeht, mit Hooker auf einer Bühne oder Platte zu singen, sollte man ihn wirklich zu Tarzan in den Urwald schicken.

Warum bestimmte Gesangs- oder Sprechstimmen auf den einen große Faszination ausüben, auf den anderen dagegen nicht, dürfte allerdings kaum zu enträtseln sein. Im Internet wird von Psychologen und Logopäden durchaus viel über einschüchternde (grollende) oder unangenehme (etwa piepsige) Stimmen gelabert. Sie verführten uns sogar häufig zu Rückschlüssen auf Erscheinung und Wesen des Sprechenden oder Singenden, falls er gerade unsichtbar sei. Aber das Rätsel selber – die unterschiedlichen Vorlieben der HörerInnen – umschiffen sie, als stünden sie vor dem *Loch Ness*. Warum stehe *ich*, allein vom Höreindruck her, auf Jerry Garcia von *Grateful Dead*, John McCrea von *Cake* und Sven Regener von *Element Of Crime*, Sie dagegen *nicht*?

Die Erscheinung eines Gesangskünstlers spielt doch sowieso überhaupt keine Rolle. Hier sind wir nur Sklaven der postmodernen Verbildungssucht. Der betörendste Tenor der Weimarer Republik, Ari Leschnikoff von den *Comedian Harmonists*, erinnerte mit seiner knorrigen Untersetztheit an einen bulgarischen Rebstock. Jerry Garcia wirkt auf der Bühne dicklich bis dummlich; der vollbärtige John McCrea, Baseballmütze auf, könnte gerade vom Dreh eines typischen, ekelhaften US-Werbefilms für Hundefutter gekommen

sein. Die entscheidende Erotik dieser nicht unbedingt filmreifen »Frontmänner« liegt in ihren eigentümlichen Stimmen.

Immerhin fällt mir jetzt eine Vorliebe auf, die der inzwischen knapp 60jährige Kalifornier McCrea mit Randy Newman teilt. Sie lassen die (englischen) Worte oft buchstäblich auf ihrer Zunge zergehen; sie lutschen und verspeisen sie wie Pralinen. Ich dagegen, so fürchte ich, pflege die Worte meiner Gesangstexte überwiegend lieblos auszustoßen wie Tropfen beim Niesen. Man achtet beim Singen gar nicht auf sie; nur auf die befreiende Wirkung des Atem- und Wasserschwalls kommt es einem an. Genau deshalb war ich auch immer auf der Querflöte so schlecht. Da hat man die Töne, mit Lippen und Zwerchfell, zu *formen*.

∞ Verfaßt 2022

Der vielbesungene US-Bürger **Casey Jones** ist vor allem für seine (angebliche) Selbstlosigkeit bekannt. Geboren am 14. März 1863 in Kentucky, brachte er es bei verschiedenen Eisenbahngesellschaften bis zum Lokomotivführer. Als sein Personenzug am 30. April 1900 mit unverschuldeter Verspätung und daher mit Volldampf von Memphis, Tennessee, nach Canton, Mississippi, brauste, drohte im Städtchen Vaughan, mitten in der Nacht, unvermutet ein Riesenunfall, weil ein Güterzug auf dem Durchgangsgleis abgestellt worden war. Heizer Sim Webb, wohl auch von seiner Hautfarbe her ein Schwarzer, erkannte es dank einer Kurve noch rechtzeitig und veranlaßte so seinen Chef, mit aller Macht das Tempo zu drosseln. Gleichwohl zeichnete sich ein Aufprall ab. Deshalb habe Jones geschrien: »Spring, Sim, spring!« Das tat er denn auch, als der Abstand nur noch 100 Meter betrug. Webb kam mit glimpflichen Verletzungen davon. Jones dagegen, der hartnäckige Bremsen, zuletzt nur noch rund 55 km/h schnell, büßte, erst 37, sein Leben ein – als einziger von den Insassen des Personenzugs. Deshalb galt er hinfert als Retter und Held.

Etwas zwielichtig kommt mir jedoch die Rolle von Webb vor. Niemand scheint sich zu fragen, woher das Wissen um jene angebliche Aufforderung Jones' »auszusteigen« stammt. Meines Erachtens kommt nur der Kohlenschaufler als Quelle in Frage. Und ich wäre nicht verblüfft, wenn er die Aufforderung erfunden hätte, um im Vergleich zu dem zukünftigen Helden nicht etwa als Hasenfuß dazustehen. Der Chef hatte ihm einen Befehl erteilt, und den mußte er selbstverständlich befolgen ...

Über die Persönlichkeit des Befehlshabers ist leider so gut wie nichts zu erfahren. Er war eben selbstlos und mutig – man glaubt es eigentlich nur schwer. Täusche ich mich

nicht, teilten *Grateful Dead* meine Skepsis bereits 1970 auf ihrem Album *Workingman's Dead*. Sie geben Casey Jones echt frech als einen Junkie, einen Typen auf »high speed«, der vor wie hinter sich nichts als »trouble« hat und vielleicht doch besser tot wäre. Der Rat wird befolgt – nicht nur vom Casey des Liedes, sondern auch von zahlreichen Rockmusikern, wie wir wissen, Mrs. Janis Joplin eingeschlossen. Da diese aber sowieso nur inbrünstig brüllen, nicht singen konnte, war der Verlust für die Musikgeschichte kaum katastrophal. Anders im Falle Jerry Garcias. In einem Video, das im Internet fischbar ist, bringt der umwerfende Sänger und Lead-Gitarrist der »Dankbaren Toten« auch den Casey-Jones-Song zu Gehör. Seine brüchige, oft verschwebende Stimme betört mindestens 30 Mal mehr als die von Joplin, Van Morrison und erst recht meine eigene. Das Verschweben hatte Garcia auch in seinen Gitarrenriffs drauf – und im Leben. Er zerrüttete seine Gesundheit über Jahre hinweg zielstrebig, bis er, 1995, mit 53 Jahren starb.

Ich bin Liedermacher, somit kein Experte für Rockmusik. Gleichwohl gestatte ich mir die Vermutung, Garcias Band habe damals ein bis dahin unbekanntes Klangbild in die Rockmusik eingeführt: wie hingetupft, gleichsam impressionistisch, von Schwermut und Klassenkampf gleichermaßen meilenweit entfernt. Würde mich jemand fragen, ob es ein Paradies gäbe, würde ich erwidern, es gibt die Musik von *Grateful Dead*. Andererseits hat es ohne Zweifel auch um 1970 bereits die Hölle gegeben, an deren Einfahrt eine Fackelträgerin und ein *Weißes Haus* stehen. Die Eisenbahn spielte eine wesentliche Rolle bei der sogenannten Erschließung des Westens der USA. Dann nahmen sie sich den Pazifik vor. Das Blut der jeweiligen UreinwohnerInnen floß in Strömen. Ich wäre also nicht verblüfft, wenn Casey Jones kein kühner und tapferer Proletarier, vielmehr der übliche Imperialistenknecht gewesen wäre.

∞ Verfaßt 2023

Peinlichkeiten nach Noten Zu den belangloseren Peinlichkeiten meines irdischen Waltens zählt die Fassung meines »Gelegenheitsliedes«, die auf der Langspielplatte *Trotz & Träume* von 1979 zu hören ist. Ich sang es und spielte dazu die Rythmusgitarre. Das letztere freilich so schlecht, daß sich das eigentlich flotte Liedchen immer mehr verschleppte. Es klang wie eine Dampflok, die durch ein Loch im Heizkessel an jeder siebten Schwelle ein Häufchen glühender Eierkohlen verliert. Nach rund drei Minuten war das Stück ungefähr halb so schnell wie zu Beginn. Aber das Tempohalten war nie meine Stärke gewesen. Bei meinen Soloaufnahmen 2012 gelang es mir nur, weil das digitale Aufnahmeprogramm *Audacity* (Betonung auf Silbe 2) eine Metronomspur bot, die man

am Schluß wieder löschen konnte. Bei dem Zwerglied »Der Fitnesser« ließ ich sie allerdings streckenweise sogar drin. Es geht da um einen Jogger.

Wir hatten damals, über Freunde, ein vergleichsweise billiges Aufnahmestudio am Kreuzberger Paul-Lincke-Ufer aufgetan. Es lag unweit der Kottbusser Brücke und der Kneipe *Morgenrot* der gleichnamigen Rockgruppe in einem Dachgeschoß, wenn ich mich recht erinnere. Damals wurde noch mit Mischpulten gearbeitet, an denen der Tonmeister die Regler ungefähr so schob wie einst der Heizer die Klappen seines Tenderofens. *Morgenrot* hielten es vielleicht nicht anders, aber diese Jungs in den hautengen, schicken Lederhosen waren natürlich um Klaffer professioneller als wir drei Liedermachernasen von *Trotz & Träume*. Für die Plattenaufnahmen hatten wir uns noch mit ein paar anderen musizierenden Spontis verstärkt, die auch nicht wesentlich besser als wir selber waren, ausgenommen Michael Stein. Er war, was man heute ein Multitalent nennt. Der smarte Hüne, stets bescheiden und hilfsbereit, spielte etliche Instrumente, darunter Contrabaß, Gitarre, Saxofon, und er hatte, vor allem im Gegensatz zu mir, wirklich Musik im Blut. Später wohl leider auch zu viele Drogen. Er ging schon 2007, mit 55 Jahren, von uns.

Eine nächste, nicht ganz so belanglose Peinlichkeit wäre mein hartnäckiger Versuch, bei *Trotz & Träume* nicht nur Gitarre und Querflöte (sauschlecht!), sondern auch und vor allem den Häuptling zu spielen. Die Kluft zwischen diesem Anspruch und meinen künstlerischen Leistungen fiel mir anscheinend nie so richtig auf. Meine Mitstreiter Burkhard Schulze-Darup und Manfred Maurenbrecher erduldeten sie mit großer Nachsicht, weil halt jede anständige Band einen Prahlhans braucht. Ihnen selber lag diese Rolle nicht. Da muß man sie doch geradezu beglückwünschen, daß sie mich gefunden hatten, der sie nun gängeln und nerven durfte. Täusche ich mich nicht, ließ ich öfter einfach nur meine Launen an ihnen aus. Als ungewählter Bandleader oder Frontman stand mir selbstverständlich auch die mit Abstand höchste Quote an libidinösen Eroberungen »on the road« zu. Es wurde geradezu zur Manie. Hätte ich statt eines Gitarrenhalses einen Gewehrkolben gehabt, hätte ich ihn stolz mit Kerben verziert. Das wäre also schon wieder eine Peinlichkeit.

Merkwürdigerweise befriedigten mich meine Eroberungen immer nur ausgesprochen kurzzeitig – von einer dauerhaften *Befriedung* konnte leider nicht die Rede sein. Ich war über viele Jahre hinweg die Unruhe, die Unschlüssigkeit und der Hader in Person. Die Launen, die ich eben erwähnte, kamen wohl nicht von ungefähr. Der launische ist der unausgeglichene Mensch. Das ist freilich eine Frage von Qualitäten, wie ich heute vermute, und nicht etwa von Kerben auf einem Gewehrkolben. Der unausgeglichene Mensch ist

maßlos, und leider auch maßlos dumm. Er gleicht dem berühmten Faß ohne Boden. Dabei ist das Faß doch sowieso schon hohl.

Wie üblich, überschätzten wir unser Werk und ließen von unserer LP *Trotz & Träume* deshalb gleich 1.000 Exemplare pressen, falls ich mich nicht irre. Nur ein Bruchteil davon wurde vertrieben. Ich neige jedoch dazu, darin allenfalls eine geringfügige Peinlichkeit zu erblicken. Immerhin hatten wir alles selber gemacht, das Eintreiben kleiner Privatkredite eingeschlossen. Insofern waren wir also auch nur selber schuld. Die GeldgeberInnen erwarteten ohnehin keine Rückzahlung. Sie wußten, das sind Idealisten oder Spinner. Trotzdem ist mir der grandiose Mißerfolg unserer Platte noch heute nicht so ganz verständlich. Wir bekamen damals einige lobende Pressekritiken, darunter sogar von *FR*-Kolumnist Thomas Rothschild, an dessen Lippen damals fast alle linksgestimmten MusikliebhaberInnen hingen. Er schlug die Platte (im Januar 1980) dem »Schwulenumilieu« zu und zeigte sich »vom Fehlen sentimentalen Selbstmitleides sowie der sprachlichen Präzision der Texte und dem überraschenden Sound«, der gelegentlich an das kammermusikalische Konzept der Frauengruppe *Schneewittchen* erinnere, »angenehm berührt«. Meine Güte! *Schneewittchen* hat vier Alben herausgebracht – aber wer kennt diese Hamburger Band denn heute noch?

Mit dem Projekt *Meier & Nagel* und deren CD *Leon* (2023) habe ich im Grunde an jener selbstproduzierten LP von 1979 angeknüpft. Bleiben wir auf den meisten Scheiben sitzen, wäre es also kein Wunder. Ich glaube allerdings, es wäre auch nicht so schlimm. Der Lagerplatzbedarf für Ladenhüter-CDs ist ja heutzutage viel geringer, und davon einmal abgesehen, hat uns die Zusammenarbeit wertvolle Erfahrungen und Freundschaften eingebracht. Wer es genauer wissen will: das hat uns ein vergleichsweise schmales Budget von 8.000 Euro gekostet. Mit 500 Euro (für 500 Exemplare) war der Posten für das Preßwerk noch der dickste. Den Rest teilten sich sechs MusikerInnen und eine Grafikerin als Honorar und Spesenerstattung – lächerlich. Ich selber, ausschließlich als Komponist beteiligt, wollte überhaupt nichts. Studiokosten fielen ebenfalls nicht an, weil Projektleiter und Arrangeur Christian Nagel nur MitstreiterInnen angeheuert hatte, die Zugang zu einem Mikro nebst Aufnahmeprogramm hatten. So kamen einzelne Tonspuren zusammen, die per Internet herumgeschickt und schließlich von Nagel und Produzent Christoph Boldt gebündelt und frisiert wurden. Ja, so einfach geht das heutzutage! Falls die Hardware nicht streikt, der Strom nicht ausfällt, das Internet nicht zusammenbricht, ungezogene nordkoreanische, palästinensische oder sowjetrussische Buben nicht mit Atombomben nach unseren Leuchtfeuern Baerbock und Biden werfen. Wie sich versteht, darf man auch nicht jäh an der x-ten »Variante« des schrecklichen Corona-Virus sterben.

Ohne Zweifel hat auch die CD *Leon* gewisse Mängel, die ich aber nicht unbedingt als peinlich empfinde. Von einer gegenströmigen Plattenproduktion kann man schließlich nicht die Perfektion, Glätte, Belanglosigkeit eines Werkes der *Traveling Wilburys* verlangen. So gibt es stellenweise Mängel in der Textverständlichkeit und der sonstigen Intonation. Ob auch in dem »Material«, das Reitmeier und Nagel geliefert haben, gewisse Schwächen stecken, wage ich nicht zu beurteilen. Das werden die Chronisten anspruchsvoller und kritischer deutschsprachiger Popmusik in ein paar Jahrzehnten entscheiden, falls die Lagerbestände bis dahin nicht aus unkaufmännischen Gründen geschmolzen sind.

∞ Verfaßt November 2023

Impfung gegen Reformismus Im zurückliegenden Sommer, schon gegen Ende unserer *Leon*-Plattenproduktion, rückte eine Minderheit unseres Clubs *Meier & Nagel* mit zum Teil starken Bedenken gegen meine drei Corona-Lieder heraus. Vor allem vom Titel *Mutter hol die Kinder rein* wurde befürchtet, er könne bei vielen Leuten Mißverständnisse hervorrufen und sie deshalb vor den Kopf stoßen. Er verspottet das Hereinfallen auf die staatliche und mediale Impfpropaganda und gestattet sich eine Verknüpfung zur postmodernen Kriegsführung. Insbesondere die Verse »Babies gibts ja sowieso zu viel, solln sie doch [durch den Impfarzt] verrecken« verunglimpften den Glauben breiter Massen, sie täten ihren Kindern durchs gehorsame Impfenlassen etwas Gutes. Daneben werde aber auch die Andeutung mit der Einführung des »Blauen Sterns« für Ungeimpfte in dem Titel *Die Benachrichtigung* zu vielen Pawlowschen Reflexen, Einbußen beim Verkauf der Platte und womöglich sogar zu strafrechtlicher Verfolgung wegen Verharmlosung oder Volksverhetzung führen. Diese zwei Titel müßten daher gestrichen werden.

In meiner brieflichen Zurückweisung der Bedenken zweifelte ich zunächst an, den Kritikern lägen allein das Wohl der Kinder des deutschen Volkes und die Sorge um ihre eigene bürgerliche Existenz am Herzen. »Ich glaube eher, hier sind hauptsächlich Ängste vor Vorwürfen und vor Ächtung im Spiel. Weil man sich wieder einmal ‚unmögliche‘ Außenseiterpositionen anmaßt. Die Angst vor der Mehrheit ist ein furchtbarer Hebel – aber die Mehrheit ist in der Regel nicht weniger furchtbar. Dazu verweise ich euch auf meine kleine Betrachtung *Das Offensichtliche*.«

Ferner schien mir auch die befremdliche Rücksichtnahme auf die Empfindlichkeit der potentiellen HörerInnen »stark dem Kniefall vor dem Gefühlshaushalt, ja mehr noch, vor dem gutgemeinten Rechthaberinstinkt der breiten Massen zu ähneln – vor jenem → Mehrheitsdenken also, das ich in der verlinkten Betrachtung schon mit Hilfe des

Schloßherrn Montaigne beklagte. Damit wird die Grenze zwischen mitfühlender oder höflicher Rücksichtnahme und purem Anbiedern, auch Opportunismus genannt, dünner als eine CD-Scheibe. Damit ist keine wirkliche Opposition mehr möglich, denn die ‚Beschämung‘ der Massen, die unsere einsprechenden MitstreiterInnen vermeiden möchten, lauert nahezu überall. Man darf diesen Massen zum Beispiel nicht die erdrückenden Indizien unterbreiten, die auf 9/11 als ein Schwerverbrechen der US-Bosse verweisen: Millionen Menschen in aller Welt könnten sich gekränkt fühlen, hieße das doch, sie hätten sich wieder einmal tüchtig verarschen lassen. Das läßt sich keiner gern sagen.«

Leider gelang es nicht, der Minderheit die Bedenken zu nehmen. Da wir für unseren Club das Konsensprinzip festgelegt hatten, war das Veto unangreifbar. Die Alternative wäre das Scheitern der gesamten Plattenproduktion gewesen. So gab ich klein bei und erklärte mich mit der Streichung der beiden umstrittenen Titel einverstanden. Projektleiter Nagel versicherte mir immerhin, es sei mir ja unbenommen, den Streitfall in meinem Blog zu behandeln – wo die umstrittenen Titel sowieso schon seit mehreren Jahren stehen, wenn auch nur als Notenblätter.

Im Kern ging es damals ersichtlich um das leidige Reformismus-Problem. Dazu hatte ich bereits früher einiges geschrieben, das mit Hilfe meines Blog-Registers auffindbar war. Ich wiederhole hier lediglich den Hauptgedanken meiner Reformismus-Kritik und führe ferner noch einen neuen Gesichtspunkt an. Alle reformistischen Maßnahmen laufen darauf hinaus, ein im Grunde barbarisches Gesellschaftssystem nicht etwa empfindlich anzukratzen, vielmehr gerade noch zu festigen. Durch die Reformen wird es beweglicher, schmiegsamer, langlebiger. Das heißt, der allein rettende Umsturz wird auf den Sankt-Nimmerleinstag verschoben. Gerade gründet Frau Wagenknecht eine neue Partei, weil wir bislang erst so furchtbar wenig Parteigründungen hatten. Das Kürzel *USPD* ist für Frau Wagenknecht ein Buch mit sieben Siegeln. Damit wird die naheliegende Idee, es vielleicht einmal ohne Parteien und Berufspolitik und Stellvertreterei zu versuchen, auch noch aus den wenigen Köpfen geblasen, die sich bislang der digitalen Gehirnwäsche und damit der Geschichtsvergessenheit störrisch widersetzt haben. In drei Jahren wird dann die nächste »linke« oder »alternative« Partei gegründet und so weiter und so fort.

Der neue Gesichtspunkt wäre: Seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten kräht das internationale Versöhnertum aller Schattierungen, wir wollten doch alle dasselbe. Wir hätten unsere Meinungsverschiedenheiten endlich einmal zu begraben und uns somit künftig auch der kränkenden Polemik zu enthalten. Aber das ist Quatsch mit Soße. Die

Meinungsverschiedenheiten im oppositionellen Lager bestehen völlig zurecht, weil sich auch die Soziologie der Gesellschaft und der Revolution ungemein verästelte und verkompliziert hat. In diesem Dschungel den Ausweg zu finden, ist eine Aufgabe für Titanen oder Kriminalkommissare. Alle anderen Wege führen nämlich garantiert aufs Glatteis. Von diesen Irrwegen gibt es in jeder Epoche ungefähr 1.000, während es, wie ich glaube, immer nur einen wirklichen Ausweg gibt. Den gilt es zu finden, und dazu bedarf es des Meinungsstreits.

Ich beschränke mich auch in dieser Hinsicht, als Beispiel, auf einen Teilaspekt. Es gibt sicherlich zahlreiche Varianten, wie man das große Deutschland demokratischer aufteilen, strukturieren, verwalten könnte. Aber mit jeder dieser Varianten ist das Scheitern programmiert, solange Deutschland nicht verkleinert wird. Es muß einfacher und überschaubarer werden, wie ich kürzlich in meinem *RUD*-Manifest sagte. Diese Verkleinerung ist der entscheidende Hebel in der Organisationsfrage. Wer ihn scheut, hat bereits verloren.

Der Radikale geht an die Wurzeln. Ein anderes Wort für »radikal sein« wäre »konsequent sein«. Gerade in dem besorgten Sinn, wie ihn jene Bedenken gegen meine Corona-Lieder zeigten, wird aber immer geklagt: Diese Konsequenz kann ich mir nicht leisten. Ich verliere Zeit, ich verliere Geld, ich verliere meinen Arbeitsplatz, meine Familienangehörigen verlassen mich – das Verhungern in der Isolation wäre mir auf diese Weise sicher. Ich muß einräumen, *diese* Bedenken sind nicht ganz aus der Luft gegriffen. Möglicherweise gelingt Konsequenz nur, wenn man bereit ist, als Preis für Unabhängigkeit eine ungewöhnlich bescheidene Lebensführung zu zahlen. Ich muß ja nicht unbedingt Professor oder auch nur Busfahrer werden. Ich muß auch nicht unbedingt eine Familie gründen, damit sie mir wie ein Mühlstein am Hals hängt. Viele Babys wären ja sowieso am besten beraten, wenn sie gar nicht erst auf die Welt kämen, wie einer unlängst in seinen Liedern angedeutet hat ... Diese Bescheidung um der wertigen Konsequenz willen ist selbstverständlich mit einigen Unbequemlichkeiten und Entbehrungen und noch anderen Nachteilen verbunden. Ob sie auch Weltsicht, Sozialempfinden, Widerstandskraft beschränkt, wäre vielleicht noch zu untersuchen. Vielleicht hätten Sie Belege dazu – bitte einreichen.

Übrigens habe ich mir auch die (gekürzte) Platte *Leon* vom Mund abgespart. Ich war nämlich der Hauptfinanzier. Bei meiner Zwergrente ist das fast ein Wunder. Zuverdienste hatte ich als Rentner nie. Keine Reisen, keine Restaurantbesuche, keine neuen Hemden, kein Frisör, kein noch so winziges Fernsehgerät, kein Handy, noch nicht

einmal eine Katze, die mein Los und meine Brotrinden mit mir teilte. Der unvermeidliche Preis für konsequente Kunst und ein gutes Gewissen ..?

Der Wegfall der beiden Corona-Lieder schmerzt mich nach wie vor. Witzigerweise waren sie sogar schon aufgenommen und, Anfang Juli, von Produzent Boldt im Rahmen eines ersten *Premasters* mit 28 weiteren Stücken herumgeschickt worden. *Die Benachrichtigung* ist auf dieser Probe-CD mit Gesang, Klavier und Posaune zu hören. Ein mit der Gruppe befreundeter Kirchenmusik-Student meinte dazu per Mail: »Der Gesangsvortrag trifft genau ins Schwarze. Wenn ich diesen Titel höre, spüre ich (besonders auch im Posaunensolo) eine tiefe Traurigkeit. Sie erinnert mich an vieles, was ich z.B. in den Klemperer-Tagebüchern gelesen habe, wie die Juden in der NS-Zeit merkten, wie sie zunehmend aus der Gesellschaft ausgeschlossen wurden. All dies höre ich in Reitmeiers Musik und in deren Interpretation durch die beteiligten MusikerInnen. ‚Die Benachrichtigung‘ ist mein absolutes Lieblingslied auf der Platte.«

Vielleicht könnte sich demnächst ja auch mal ein Staatsanwalt für meine Corona-Lieder erwärmen? Bei meiner Zwergrente, siehe oben, kann ichs mir wirklich nicht leisten, eine Werbeagentur für hübsche PR anzuheuern.

∞ Verfaßt November 2023. Die umstrittenen Stücke stehen nach wie vor in meinem Blog.

Ein Foto im Eintrag über **Afrikanische Musik** zeigt eine zum Halbkreis gebogene *Marimba* mit 18 Klangstäben und 18 unter diesen angebrachten Flaschenkürbissen. Sie dürfte also »nur« zwei Oktaven umfassen. Das Schlag- und Stabinstrument wird zu den Xylophonen gezählt. Die Klangstäbe sind aus Holz. Die Kürbisse dienen als Resonanzkörper.

Postmoderne Marimbas haben meist die Form fahrbarer schmaler Tische oder auch langgestreckter Klaviaturen. Sie umfassen gern bis 5 ½ Oktaven, mitunter beginnend mit dem großen C. Meine Spanische Konzertgitarre fängt erst beim großen E an.

Mit Hilfe meiner eigenen, inzwischen längst abgeschafften Marimba konnte ich 2012 auf meinen Solo-Platten hier und dort recht hübsche Glanzlichter setzen. Schlug ich hauptsächlich die Tiefen an, ergaben sich durch das Rumoren dieser Baßöne mitunter Wirkungen von beinahe unheimlichem Anstrich. So zum Beispiel im Nachspiel meines Zwergliedes *Im Schloßpark*, das von einer Rollstuhlfahrerin erzählt, auf deren Schoßdecke vereinzelte fette Schneeflocken landen. Die Pointe des Liedtextes ist nicht ohne Sarkasmus. Dann fängt eben jenes Rumoren an. Mir persönlich gefällt dieser Schluß sogar besser als die Lösung, die Christian Nagel kürzlich auf der Platte *Leon* wählte. Aber das ist

sicherlich Geschmacksache. Dafür dürfte Johannes Büttners eindringlicher Gesang kaum zu übertreffen sein.

Gewiß mußte sich meine Marimba mit einem Stümper begnügen. Vom ungleich besseren Anschlag einmal abgesehen, legen postmoderne SpitzenspielerInnen mit je zwei Schlägeln in jeder Hand an ihren teuren Instrumenten Wirbeltänze hin, die schon fast für die Gothaer Hochseiltruppe *Geschwister Weisheit* reichen. Den Posten zu teilen, etwa an einer Baß- und einer Sopran-Marimba, kommt um Himmels willen nicht in Frage. Der Herr Künstler, entsprechend die Frau, ist ins Einzigartige vernarrt. Ich dagegen, bekannter Feind der Spezialisierung und der Professionalität, ächte selbstverständlich auch die musikalischen Virtuosen aller Art. SpitzengeigerInnen zum Beispiel finde ich in der Regel reif für den Erfurter Zoo. Die angeblichen Nuancen, die sie ihren Instrumenten und Partituren abringen, sind keinen Pfifferling wert, sofern sie überhaupt vernehmbar sind. Warum stecken sie die Mühen und die Kröten ihrer Fachausbildung nicht in eine Erfindung, die den Nahostkonflikt löst oder die wenigstens verhindert, daß von einem schnöden Brot nicht schon beim Ein- und Auspacken 80 Prozent aller aufgepappten Körner abfallen?

∞ Verfaßt 2020

Mir war es immer etwas peinlich, auf entsprechende Fragen zu gestehen, ich spielte **Gitarre** – denn wer spielt sie in der Postmoderne *nicht*? Sind Ziegen die Kühe des Kleinen Mannes, dann Gitarren desssen Wellensittiche. Das Bild trifft nicht schlecht, da die Saiten einer Gitarre in gewisser Weise durchaus Wellen schlagen: sie schwingen. Letztlich gehen die Darm- oder Nylonsaiten meiner (angeblichen) Spanischen Gitarre auf die Flitzebogen-sehnen der JungsteinzeitlerInnen zurück. Um 1700 kam man wohl auf die Idee, die Darmsaiten für den Baßbereich mit Draht zu umwickeln. Daneben bestand die Möglichkeit, die hohen Saiten für ein Klavier oder eine Westerngitarre gleich aus Stahl anzufertigen. Dafür gab und gibt es tatsächlich gelernte *DrahtzieherInnen*. Die bekannte Redewendung dürfte sich allerdings dem Marionettenspiel verdanken.

Die ersten Schritte auf meinem Instrument unternahm ich um 1960 mittels einer aus Sperrholz zusammengeleimten Wanderklampfe, auf der sich alle Songs der *Mundorgel* und der *Beatles* herunterschrubben ließen. Später konnte ich vor Besuchern oder Fans auf meine jeweilige Konzert- oder Westerngitarre klopfen und murmeln »Zeder. Palisander. Mahagony« und so weiter. Zu den Hackbrettern, die in der Rockmusik E-Gitarren genannt werden, ließ ich mich nie herab.

Sehe ich richtig, bieten die Elektrogitarren freilich einen gewaltigen Vorteil: Ich kann Oktavunreinheiten beseitigen, weil mindestens der Steg, über den die Stahlsaiten laufen, verstellbar ist. Dagegen ist die »Grundstimmung« bei Akustikgitarren sozusagen festgenagelt. Und leider lag es bei meinen Exemplaren mit der Oktavreinheit immer mehr oder weniger im Argen. Ich mußte beim Stimmen stets Kompromisse schließen, damit zum Beispiel der Griff für C-Dur in den ersten drei Bündeln ähnlich sauber wie der Barrégriff für C-Dur im achten Bund klang. Vielleicht hing das aber auch noch zusätzlich mit Bundunreinheit, also Schlamperei des Gitarrenbauers beim Setzen der Bundstäbchen zusammen. Gitarren für mehr als 1.000 Mark oder gar Euro konnte ich mir natürlich nie leisten.

Höre ich Joaquín Rodrigos 1939 geschriebenes *Concierto de Aranjuez* für Gitarre und Orchester mit dem Solisten John Williams, aufgenommen 1983 in London, kann ich trotz meines möglicherweise überfeinerten Gehörs keinen einzigen Mißklang in Williams' Vortrag feststellen. Ich vermute jedoch, er spielte auf einer maßangefertigten Gitarre, für die er mindestens Zehntausend, eher Dreißigtausend Mark auf den Tisch legen mußte. Es sei denn, das Tonstudio hatte einen Meisterfriseur, der die eine oder andere Unsauberkeit in Williams' Spiel beim Abmischen bereits mit digitalen Mitteln auszubügeln verstand. Mit meinen eigenen Aufnahmen (um 2012) war ich jedenfalls nie zufrieden. Mit meinem Spiel schon gar nicht.

∞ Verfaßt 2020

Zum frühen Ende des einflußreichen schwarzen US-Jazzmusikers **Oscar Pettiford** (1922–60) sagt *Brockhaus*, wie so oft, gar nichts. Pettiford glänzte an Cello und Contrabaß. Ab 1958 wirkte er in Europa. Er hatte eine dänische Frau, Jacki, wohl in Kopenhagen. Dort starb er auch – auf umstrittene Weise. Er mußte überraschend ins Krankenhaus, zeigte Lähmungen, fiel ins Koma und starb nach wenigen Tagen, knapp 38 Jahre alt. Während seine Witwe von einer Krankheit ähnlich Polio sprach, behauptete die Schlagersängerin Gitte Hænning erheblich später in einem Radiointerview, Pettiford sei betrunken Fahrrad gefahren, gestürzt und mit dem Kopf auf einen Bordstein aufgeschlagen. Gitte kannte den US-Musiker. Er hatte zuletzt noch eine Single für den damaligen Kinderstar und ihren zielstrebigsten Herrn Papa arrangiert.

Um auf dieser eher unwesentlichen Streitfrage nicht herumzureiten, werfe ich noch einen Blick auf Gitte, die sowieso zu meiner Jugend gehört. Geboren 1946, war die dänisch-deutsche Bühnenkünstlerin auch knapp drei Jahre nach Pettifords Tod noch immer blutjung. Das war im Sommer 1963. Damals kam sie bei den Schlagerfestspielen im

Kurhaus von Baden-Baden »sensationell« mit einem Riesenhit heraus, wie sich rasch zeigte. *Ich will 'nen Cowboy als Mann*, krächte sie nun in jedem Rundfunksender. Das können Sie bei Blogger Hans-Peter Ecker lesen und hören*, falls Sie deutlich jünger sind als ich. Es war ja wirklich ein Ohrwurm. Und für die vergleichsweise züchtige Zeit hatte auch der Text beachtlichen Pfiff. Die Sängerin schlägt die Ehe- und Karriereangebote der lieben Eltern aus und beharrt auf ihrem Cowboy, weil der so gut küssen kann. Gewiß schwamm sie dadurch auch auf der Wild-West-Welle und im Grunde sogar auf der Flut der Yankee-Freundlichkeit mit, die in Europa seit Jahrzehnten hoch im Kurs steht. Es wäre wohl von dem blonden, frechen Mädchen zu viel verlangt gewesen, die Yankees als saudumme Antikommunisten und tolldreiste BesatzerInnen von bald der halben Welt anzuprangern.

Es ist schon viel, wenn sie als Oma mal einen Song von Rio Reiser einschiebt. Die Frau ist nach wie vor auf verschiedenen Bühnen zu sehen. Angeblich lebt sie solo in Berlin.

∞ Verfaßt 2024

* Hans-Peter Ecker, <https://deutschelieder.wordpress.com/2021/02/22/gitte-haenning-ich-will-nen-cowboy-als-mann/>, 22. Februar 2021

Den österreichischen Militaristen und Imperialisten **Joseph Wenzel Graf Radetzky** (1766–1858) könnten wir eigentlich übergehen, hätte nicht Johann Strauss (Vater) 1848 ihm zu Ehren den nach wie vor beliebten *Radetzky-Marsch* verfaßt. Für meinen Geschmack ist dieser allerdings etwas zu glatt und oberflächlich, also keineswegs umwerfend geraten. Da hat doch der *Rákoczy-Marsch* von Landsmann Franz Liszt ein ganz anderes Kaliber. Vielleicht darf man auch Richard Wagners *Tannhäuser-Ouvertüre* als langsamen Marsch auffassen. Beide Stücke sind überragend. Den Vogel schoß freilich der Franzose Alexis Emanuel Chabrier 1888 mit seinem köstlich schrägen und zerhackten *Joyeuse marche* ab, wie ich finde.* Bei der Vollversammlung in meiner Zwergrepublik *Konrätelust* trägt ihn eine Chorleiterin in einer Fassung für Orgel gleichsam als Ouvertüre vor. Das Plenum findet nämlich in der ehemaligen Stadtkirche von Konradslust statt, ein barocker Zentralbau.

Ich habe sogar selber einmal einen Marsch komponiert. Meine Aufnahme davon ist 3:10 Minuten kurz. Dieser *Libertäre Marsch* findet sich auf meiner fünften Solo-Platte von 2012. Die betreffende CD *Ziegen* enthält ausschließlich Instrumentalstücke. Von dem Marsch bin ich nach dem Wiederhören nahezu begeistert. Mein Arrangement setzt geschlagene acht Instrumente ein, darunter Akkordeon, Querflöte und Marimba, manche

sogar doppelt. Natürlich sind sie nicht drei Minuten lang alle gleichzeitig zu hören. Ein Laie könnte sich trotzdem fragen, wie ich es geschafft habe, für eine dreiminütige Aufnahme acht Instrumente erklingen zu lassen, wenn ich doch ohne MitstreiterInnen war. Ich saß also mutterseelenallein vor meinem einzigen Mikrofon. Doch dieses war an meinen Laptop angeschlossen, auf den ich ein digitales Aufnahmeprogramm gepackt hatte. Es bietet die Möglichkeit, zahlreiche Tonspuren untereinander zu stellen. Jede Spur kann stummgestellt, bearbeitet, gelöscht und durch eine gelungenere ersetzt werden. Man fängt also beispielsweise mit der Spur für die Rythmusgitarre an. Dann stülpt man sich den Kopfhörer über, stellt das Programm auf Start und spielt die Flöte in einer neuen, zweiten Spur einfach dazu. Und so weiter und so fort. Ist man irgendwann mit allen acht Spuren und dem Gesamtklang zufrieden, bittet man das Programm um jene zusammenfassende Datei, die später als »Libertärer Marsch« auf der CD oder im Hessischen Rundfunk zu hören sein wird. Bislang haben sich die Hessen aber noch geziert, wohl wegen Landesverrat.

Diese Küchenstudioarbeit ist allerdings lange her. Sie liegt wie im Nebel, obwohl die fünf Platten eindeutig in meinem verglasten Bücherschrank stehen. Mit Prosaarbeiten geht es mir oft ähnlich, manchmal schon wenige Monate, nachdem ich sie abgeschlossen habe. Ich lese sie und schüttele ungläubig den Kopf: Das soll von dir sein? Das ist ja saustark! Wie hast du das nur geschafft?

Man benötigt Mut, um nicht zu sagen Frechheit, viel Hartnäckigkeit und immer eine fette Portion Größenwahn. Der nüchterne Psychologe spricht hier einfach von Selbstüberschätzung.

∞ Verfaßt 2020

* Orchesterfassung: <https://www.youtube.com/watch?v=OnbrDMHRJxc>, aufgeführt London 2010

Brockhaus kennt (1992) einen argentinischen Politiker namens Sarmiento, nicht dagegen den guatemalteken Musiker **Jorge Álvaro Sarmientos** (1931–2012). Ein betrübliches Versäumnis, denn in seinem Heimatland scheint der laut Fotos knuffige, breitköpfige Mann, erwerbsmäßig als Komponist, Dirigent und Pianist tätig, durchaus verehrt zu werden. Bei uns zählt er noch als »Geheimtip«. Mich wundern Verehrung und Geraune nicht, hat uns Sarmientos doch bereits 1957 ein ausgefallenes und gleichwohl jede Wette eindrucksvolles Werk für ein seltenes Orchesterinstrument geschenkt, nämlich das *Konzert für Marimba und Orchester*. Ich kenne und schätze es zufällig seit knapp 15 Jahren. Nun wage ich Ihnen eine jüngere Aufnahme (rund 21 Minuten)* aus Venezuela zu

unterbreiten, obwohl auch dort, dank Internet, jederzeit Werbespots drohen, die Sie aus allen Träumen reißen und Sie noch im Thüringer Wald zum Affen machen.

∞ Verfaßt 2024

* <https://www.youtube.com/watch?v=CgtMnoNytUw>, Caracas 2022, mit zeitgemäßem

Gesichtsgesundheitsschutz

Den Cembalisten und Komponisten am Hofe Ludwig XV. in Paris **Johann Schobert** (c.1733–67) kennt womöglich keiner, aber für *Brockhaus* (Band 19 von 1992) schuf er »eine Reihe von stilgeschichtlich bedeutsamen Werken« der frühen Klassik – und erlag im besten Mannesalter einem ähnlich witzigen Tod, wie ich ihn bereits vom Pariser Dirigenten Lully zu berichten wußte. Sowohl in der Angabe über die Todesursache (»Pilzvergiftung«) wie in der Entschlossenheit, dafür keine Quelle zu nennen, stimmen *Brockhaus* und verschiedene Internet-Nachschlagewerke überein. Da muß erst *miguel*⁵⁴* kommen, der einen Brief vom 15. September 1767 aus der bekannten *Correspondance littéraire* des Frédéric Melchior Grimm angibt und die besagte Stelle auch gleich zitiert:

»Der Tag des Hl. Ludwig war dieses Jahr durch ein äußerst betrübliches Ereignis gekennzeichnet. M. Schobert, unter den Musikliebhabern als einer der besten Cembalisten von Paris bekannt, unternahm mit seiner Frau, einem seiner Kinder im Alter von vier oder fünf Jahren, und einigen Freunden, darunter auch ein Arzt, einen Ausflug. Es waren sieben an der Zahl, die im Wald von St. Germain-en-Laye spazieren gingen. Schobert liebte Pilze über alle Maßen; er sammelte also tagsüber, während der Wanderung, einige im Wald. Gegen Abend erreichte die Gesellschaft Marly; man betrat ein Wirtshaus und bat um die Zubereitung der mitgebrachten Pilze. Der Koch des Wirtshauses prüfte die Pilze, erklärte, daß sie von der schlechten Sorte seien und weigerte sich, sie zu kochen. Über diese Weigerung verärgert, verließen sie das Wirtshaus und suchten ein anderes im Bois de Boulogne auf, wo ihnen der Wirt dasselbe sagte und ebenso die Zubereitung der Pilze verweigerte. Ein grausamer Eigensinn, hervorgerufen von den ständigen Versicherungen des Arztes, der bei der Gesellschaft war, daß die Pilze gut seien, ließ sie abermals das Wirtshaus verlassen, um sie ihrem Verderben zuzuführen. Sie begaben sich alle nach Paris, in Schoberts Wohnung, wo dieser ihnen ein Abendessen mit den Pilzen vorsetzte. Und alle, sieben an der Zahl, einschließlich der Bediensteten von Schobert, die das Essen zubereitet hatte, und des Arztes, der angeblich so gut Bescheid wußte, starben an Pilzvergiftung.«

Woher nun Grimm wiederum seine genauen Kenntnisse von dem Ereignis bezogen hatte, weiß womöglich niemand. Jedenfalls scheint sich damals kein Mordverdacht

erhoben zu haben. Diesbezüglich drängt sich eine köstliche Zeichnung auf, die *Brockhaus* im nächsten Band 20 unter **Ronald Searle** (1920–2011) vorstellt. Der Brite ist unter anderem für seine Cartoon-Serie mit den boshaften Schulmädchen von *Saint Trinian's* berühmt. Die Abbildung zeigt zwei von ihnen beim Pilzesammeln. Die schwarze, offensichtlich kundigere Sammlerin stopft gerade ihren Sack. Da kommt die blonde Kameradin und präsentiert ihr stolz die volle Schürze. Die Schwarze winkt jedoch ab: »Schmeiß sie weg, die sind alle harmlos«.

Ehrlich gesagt, tut es mir persönlich um die vielen vor- oder frühklassischen Werke, die Komponist Schobert nun nicht mehr schaffen konnte, nicht sonderlich leid. Die Musik sowohl des Barock wie der Klassik bringt mich meist zu leicht ins Gähnen. Da ist zum Beispiel die »Spätromantik« schon etwas ganz anderes. Ihr schlägt *Brockhaus* den auch nicht gerade sehr bekannten schweizer Komponisten **Othmar Schoeck** (1886–1957) zu. Ich kenne und schätze seine Sonate op. 16 für Violine und Klavier, für die Sie vielleicht einmal rund 16 Minuten opfern können**, schon seit längerem. Nebenbei bietet das Internet derzeit auch eine Variante des Stückes für Flöte statt Geige, doch sie kann mich nicht überzeugen. Das Blasinstrument klingt hier oft zu schrill – vermutlich, weil die Stimmelage des Stückes für es ungeeignet ist. Ein gestrichener Violinton gefällt dem Ohr selbst in hoher Lage noch immer, während das erforderliche Überblasen auf der Querflöte nichts Schmeichelhaftes mehr zuläßt. Leider ist die hohe Lage grundsätzlich die Achillesferse des Querflötenspielers, wenn ich das so sagen darf. Die Kraft, die das tiefste C satt wie eine überreife Pflaume machen kann, sorgt bei normalsterblichen Zuhörern spätestens in der dritten Oktave für schmerzverzerrte Gesichter, von denen man glatt auf eine Pilzvergiftung schließen könnte.

∞ Verfaßt 2023

* <https://www.tamino-klassikforum.at/index.php?thread/6682-johann-schobert-ca-1735-1767/>, 9. Oktober 2007

** <https://www.youtube.com/watch?v=sCEOGyU1d4>, D-Dur, drei Sätze, Aufnahme wohl von 2018

Gram und das Medikament der Musik *Duden* meint, Gram sei »nagender Kummer«. Wie es aussieht, ist er schwerer zu lokalisieren als etwa die Angst, die gern glühend und einschnürend im Magen oder im Brustkorb wirkt. Er scheint auf dem Leib als Ganzes mit Bedrückung, Verlustempfindung, Ohnmachtsgefühl zu lasten. Er macht buchstäblich niedergeschlagen, hat aber auch etwas Brennendes wie ein Feuer, dem nicht mehr zu entkommen ist.

Er fiel mich zuletzt vor einigen Wochen beim Teeaufbrühen an, nachdem ich meine 2012 im Alleingang aufgenommene Platte *Ziegen* mit meist heiteren Instrumentalstücken wiedergehört hatte. Sie gefiel mir ausgezeichnet. Aber so gut wie niemand kennt sie. Und dabei soll es nun offensichtlich bleiben? dachte ich betroffen. Was für eine Ungerechtigkeit! Da haben wir das erwähnte Ohnmachtsgefühl. Der Anfall klang noch bis zum nächsten Tag nach. Sich in solchen Situationen vor Selbstmitleid zu hüten, ist nicht so einfach.

Ich höre seit vielen Jahren nur noch selten Musik. Das heißt, beim Einkaufen im Supermarkt, beim Öffnen eines Fensters, das auf bestimmte Nachbargrundstücke geht, leider auch im Zahnarztstuhl aufgebahrt, höre ich sie durchaus oft, weil man mich dazu zwingt. Anfangs taten mir die RegaleinräumerInnen und die ZahnarzthelferInnen leid, die dieser Dauerberieselung mit ekelhafter Musiksoße Tag für Tag stundenlang ausgesetzt sind. Aber dann versicherte mir mal eine, indem sie sorglos abwinkte: »Ach, wissen Sie, mit der Zeit hört man das gar nicht mehr!« Es lagert sich stumm in der Gehirnrinde ab, die bereits nach 30 Jahren versteinert ist.

Verschiedenen Internet-Beiträgen entnehme ich, die MusikforscherInnen hätten herausgefunden, Musik mache fast jeden unfehlbar glücklich. Sie spreche unser »Belohnungszentrum« im Gehirn an – prompt schütte es die behaglich oder gar überschwenglich stimmenden Botenstoffe aus. Warum, sei allerdings noch ungeklärt. Schon der Altsteinzeitler habe sich mit Musik über Hunger oder Zahnschmerzen hinweggetröstet. Na also. Deshalb gaben die Medizinmänner die Erfindung der CD und des Rundfunks in Auftrag.

Höre ich gezielt von mir erwünschte Musik, kommt es schon fast einer Festveranstaltung gleich. Als ich im zurückliegenden Januar meine umfangreiche AZ-Blog-Edition abgeschlossen hatte, verfiel ich auf die Idee, mir als kleine »Belohnung« mal wieder einen Reißer aus meinen Sponti-Tagen zu Gemüte zu führen: »Don't Stop«, auch: »Yesterday's gone« (1977) von *Fleetwood Mac*, USA. Nicht, daß ich diese Wahl bereute. Befaßt man sich aber etwas näher mit dem Stück [<https://www.youtube.com/watch?v=QV9JJmSCiI8>], wird es einem doch etwas peinlich. Denn was liefern wohl diese musikbegabten Yankees für das gute Geld ihrer Fans beziehungsweise der Rockmusikindustrie? Eine schmissige, auf alle Fälle anwendbare Durchhalteparole, mehr nicht. Wir sollen uns nicht im Leid vergraben, sondern nach vorn schauen. Die Hoffnung stirbt zuletzt, lieber Fan. Worum es jeweils genauer geht, können wir später klären. Hanns Eisler hätte sich angesichts dieser Hohlheit wahrscheinlich im Sarg herumgedreht.

1962, nur wenige Wochen vor seinem Tod, schuf Hanns Eisler einen um 15 Minuten langen Liedzyklus, der zu den 20 überragendsten Vokalwerken des 20. Jahrhunderts

zählen dürfte. Er komponierte diese *Ernsten Gesänge* (für Bariton und Streichorchester) auf Texte von Friedrich Hölderlin, Berthold Viertel, Giacomo Leopardi, Helmut Richter und Stephan Hermlin. Auf sie kommt es aber wohl noch am wenigsten an. Er hätte auch andere, thematisch verwandte Vorlagen nehmen können. Eislers Strahlungsbündel aus Freude, Trauer, Hoffnung, Verzweiflung ist entscheidend. Der mattglänzende silberne Reif, in dem das Bündel wie eine Serviette steckt, heißt Trost. So empfinde ich auch den eindrucksvollen Vortrag, den Bariton Matthias Goerne (2020 mit dem *hr*-Sinfonieorchester) gibt: <https://www.youtube.com/watch?v=JPQE9Fg2UiA>.

Nun muß ich noch schnell die Ehre des Tenors Peter Schreier retten. Kürzlich streifte ich in meiner Arbeit *Namenforschung* dessen Kollegen Fritz Wunderlich und erwähnte eingangs Luciano Pavarottis Versicherung, Wunderlich sei der herausragendste lyrische Tenor überhaupt. Das ist aber falsch. Wahrscheinlich verdankt sich Pavarottis Urteil krummen Ohren oder dem Kalten Krieg. Jedenfalls ziehe ich Peter Schreier, der bis zuletzt in der DDR lebte, dem markigen Wunderlich vor. Als kleinen Beleg kann ich sogar eine Aufnahme desselben Schubert-Liedes präsentieren, das ich in der *Namenforschung* mit Wunderlich als Sänger verlinkte, »Leise flehen meine Lieder«, auch »Ständchen« genannt. Schreier singt, seinem Namen zum Trotz, deutlich weicher als Wunderlich. Er vertrat nicht das bekannte Maulheldentum der DDR, sondern die Sanftmut. Hier das konkurrierende Video: https://www.youtube.com/watch?v=oaq-6U7ZJt8&list=RDoaq-6U7ZJt8&start_radio=1. Vielleicht ist dabei sogar Lotte Ulbricht zerschmolzen, wenn sie gelegentlich in Walters Abwesenheit eine Schreier-Platte auflegte. Lotte hieß ursprünglich Charlotte Kühn.

∞ Verfaßt 2025

Mit Jazz ins KZ Vorübergehend schwebte mir eine um 1910 auf Korsika spielende Erzählung von vier Revuetänzern und einer Frau vor, die sich mit Hilfe eines Banküberfalls auf das Festland und in höhere Regionen des Showgeschäfts zu katapultieren gedenken. *Die vier Tornados* haben die Provinz mit ihrer schweißtreibenden, trainingsaufwendigen Rackerei für geringes Honorar nämlich gründlich satt, und die flotten Schnulzen, nach denen sie im Gleichklang ihre Beine oder andere Glieder zu heben haben, hängen ihnen wirklich schon zum Hals heraus. Als Tatort haben sie sich eine nur dünn besetzte Kleinstadt-Bankfiliale ausgesucht. Dieses Institut ist mit dem zeitüblichen, recht fetten Geldschrank mit Zahlenschloß, aber noch nicht mit Überwachungskameras ausgestattet. Die eine Frau der kriminellen Gruppe macht unvermummt mit, weil sie den

Bankchef betören soll. Das Quartett kennt oder engagiert eine Ausländerin, die sowieso gleich wieder abreist. Die Betörung hinzugenommen, wird die Polizei kaum einen Steckbrief von ihr hinbekommen, rechnen sich die *Tornados* aus.

Die Dame erscheint solo zu Fuß, mit eleganten dünnen Handschuhen angetan. Ihre noch unvermummten Mitstreiter geben unweit der Eingangstür Schaufenstergucker. Nun also tischt die Dame dem Bankchef eine Geschichte von 3.000 Dollar auf, die sie für lediglich drei Tage sicher deponieren muß. Eine Gebühr von einem Prozent, 30 Dollar, dürfe er gleich abziehen. Schon kramt sie die großen US-Lappen aus ihrer Handtasche, während er eifrig in ihre Busenspalte linst. Allerdings besteht die Dame darauf, der Bankchef müsse ihre Lappen vor ihren Augen in den Safe legen, andernfalls fände sie in ihrem Hotel keine Ruhe. Auf diese Schrulle der scharfen Madame geht er natürlich gern ein. Kaum schwenkt die Tür des Geldschanks auf, findet der eigentliche Überfall statt. Die Räuber, durch Spähen durch die teilverglaste Eingangstür im Bilde, entern die Bank. Zwei von ihnen treiben den Bankchef und dessen Gehilfen mit Hilfe ihre Pistolen zu einer Säule, um sie, zusätzlich geknebelt, an dieselbe binden zu können. Der dritte Räuber hat inzwischen das Schild *Verlängerte Mittagspause heute 12 bis 15 Uhr* an die bereits erwähnte Eingangstür gehängt und über der Rückseite dieses Schildes den Türvorhang vorgezogen. Der vierte Räuber räumt den Geldschrank aus, indem er die Scheine, Münzen und Goldbarren in zwei klappbare Ärztetaschen stopft. Alle vier rennen nach wenigen Minuten zur von innen verriegelten Hintertür der Bank. Dort ist bereits die Räuberin verschwunden, die sogar Autofahren kann und darf. Sie startet den Fluchtwagen, *Die vier Tornados* werfen sich hinein. Wie sich versteht, werden unterwegs die Autos, die Kleider, die Bärte und so weiter gewechselt. Jede Wette, dieses Quintett schnappt die Polente nie.

Vielleicht ist Ihnen bereits der eine oder andere Pferdefuß der Geschichte aufgefallen. Mich hat vor allem die jäh aufschnellende Frage erschreckt, woher diese vier armen Schlucker eigentlich ihren Köder nehmen sollen, die 3.000 Dollar also. Dieses Geld, damals eine beträchtliche Summe, müssen sie ja zunächst einmal stellen. Ihr Impresario wird es ihnen wohl kaum leihen. Und die Frau im Bunde ist natürlich nicht mehr als eine Bardame, die sie nur mit Mühe dazu bewegen können, zur Tatzeit mit Fahrerlaubnis in der Handtasche und möglichst nüchtern zu erscheinen. Wenn ich ehrlich sein soll, ist das einzige, das mich an dieser Geschichte auf Anhieb überzeugt, die Angelegenheit mit den Schnulzen. Von den Stücken mögen die Künstler ja anfangs durchaus beschwingt worden sein; wenn sie jedoch von der Kapelle beim Training und in den Ballsälen zum hundertsten Male heruntergeleiert worden sind, hängen allen Beteiligten die Ohren bis auf die Füße. Das gleiche gilt im Grunde für jegliches professionelles Musikmachen. Der Virtuose hat

seine Läufe auf der Klarinette zu wiederholen, bis ihm die Finger abbrechen, und dann ist er schon beinahe reif für einen Amoklauf. Deshalb habe ich verschiedene KultusministerInnen bereits wiederholt darauf hingewiesen, professionelles Musikmachen sei Folter und gehöre deshalb verboten.

Nebenbei läßt sich dem Revuetanz allerdings auch ein emanzipatorischer Zug andichten, falls man es darauf anlegt. Eine Webseite des *SWR* belehrt mich (24. Februar 2022): »Die karnevalistischen Garden nahmen seit Anfang des 19. Jahrhunderts das Militär und seine Exerzierübungen und Uniformen auf die Schippe. Ursprünglich waren das nur Männer und die tanzten auch nicht unbedingt. Gegen Mitte des 20ten Jahrhunderts kamen dann die Mädchengarden hinzu. Anfangs noch mit züchtig langen Röcken. Die wurden aber im Lauf der Zeit immer kürzer.«

Ich nehme an, für die Niederländerin **Clara de Vries** (1915–42) wäre das nichts gewesen. Porträtfotos zeigen die Jazz-Trompeterin leicht füllig unter züchtig quergebucktem dunklem Schopf. Sie stammte aus einer musikalischen Kaufmannsfamilie, die als jüdisch galt. Dank ihrer großen Begabung brachte sie es schon 1935 zu einer eigenen Band, *Clara de Vries and her Jazzladies*. Das war damals noch fast eine Neuheit. Sie spielte auch in zahlreichen anderen Formationen. Auslandsauftritte führten sie bis Prag und Barcelona; sie gestand jedoch, dabei stets an Heimweh zu leiden. 1936 heiratete sie den Trompeter Willy Schobben, dem sie möglicherweise fachlich überlegen war. Das Paar blieb kinderlos. Mit der deutschen Besatzung, ab Mai 1940, wurden die Auftrittsmöglichkeiten von De Vries rasch beschnitten. Aber angeblich lehnte sie Flucht oder Untertauchen ausdrücklich ab. Sie sei auf alles gefaßt, soll sie dem *Digitaal Vrouwenlexicon van Nederland* zufolge (Stand 2015: <http://resources.huygens.knaw.nl/vrouwenlexicon/lemmata/data/Vriesde>) einer Freundin geschrieben haben. Trifft das zu, wäre Schobben entlastet, der noch eine lange musikalische Laufbahn vor sich hatte. Er starb erst 2009, mit 93. Nachdem seine 26jährige Gattin noch im August 1942 im *Amstel Cabaret* zu hören war, schlugen die Faschisten am 15. Oktober zu: Die Musikerin wurde im Verein mit ihren Eltern ins Lager Westerbork verschleppt. Wenige Tage später trafen die drei in Auschwitz ein, wo sie unverzüglich ermordet wurden.

Claras älterer Bruder **Louis de Vries**, schon als »der holländische Armstrong« gefeiert, kam ganz normal um. Er war Ende August 1935 mit seinem Auto von Rotterdam aus zu einem Konzert in Groningen unterwegs. Dabei stieß der 30jährige Musiker mit einem Milchwagen zusammen und wurde schwerverletzt ins Krankenhaus von Zwolle geschafft, wo er am 5. September starb.

In Wolfram Knauers dicker *Jazzgeschichte* von 2019 wird die Schwester (auf S. 58) in einem Abschnitt über frühe Damenkapellen mit dem Hinweis erwähnt, sie habe u.a. den *Blue Jazz-Ladies* angehört, die 1932 in Essen die Vorstellung der Frühjahrs- und Sommermode im Dachgartenkaffee des Warenhauses Althoff begleitet habe. Mehr nicht. Im übernächsten Absatz streift Knauer die in Berlin als Rosa Goldstein geborene Pianistin Peggy Stone. Wie im Internet zu lesen ist, hatte sie mehr Glück. Sie kam viel herum, darunter in der Sowjetunion, und starb 2009 in NYC – 102 Jahre alt. Die RevuetänzerInnen bemühen sich also um Gleichklang; Gott oder weiß der Teufel wer dagegen offensichtlich nicht um Gerechtigkeit.

Für die Behauptung einiger Musikbesessener, mit Musik gehe alles besser, lassen sich durchaus überzeugende historische Belege finden. So etwa hielten es die einst verstoßenen Zeussöhne Amphion und Zethos für ratsam, die von ihnen eroberte Stadt Theben mit einer vor Racheakten schützenden Mauer zu umgeben. Leider war aber Zethos nur Jäger, kein gelernter Maurer, und ein Jägerzaun hätte ja nicht viel gebracht. Amphion war jedoch Musiker! So ließ Zethos von Sklaven Steine heranschleppen und notdürftig zuhauen, während Amphion verzückt auf einem Baumstumpf saß und auf seiner Leier spielte. Prompt hätten sich die Steine sofort selbsttätig in die emporwachsende Mauer eingefügt, von Amphions steinerweichenden Klängen wie auf Flügel getragen, versichern verschiedene Nachschlagewerke. Aus der Neuzeit dürfte vielen noch der Untergang der *Titanic* Erinnerung sein, der ja (1912) nachweislich von dem in weiser Voraussicht angeheuerten Schiffsorchester begleitet wurde. Dagegen ist Ihnen vielleicht das Schiffsunglück vom 9. Oktober 1921 entgangen, bei dem vor der schottischen Westküste nachts in dichtem Nebel gleich drei Fahrzeuge aufeinander trafen. Es gab 36 Tote. Beteiligt war auch die *SS Rowan* mit Musikern der erfolgreich im UK wirkenden Bigband **Southern Syncopated Orchestra (SSO)** aus den USA an Bord, die für Dublin gebucht war. Von ihr ließen neun Mitglieder ihr Leben. Die Glückspilze der Band wurden zurück nach Glasgow geschafft, wo nun Spenden für neue Instrumente gesammelt wurden, denn die alten lagen alle im Meer. Bald darauf konnte die Musik also weitergehen. Nach Fotos zu urteilen, war die Band ganz überwiegend schwarzhäutig besetzt. Man sieht sogar ein bis drei Damen.* Die Band, meist dem Jazz zugeschlagen, genoß die Gunst der britischen Königin. Nur nicht der Wettergötter.

Beim *Brockhaus*-Stichwort **Top-Quark** mag mancher stutzen. Offenbar ist aber keine Speise, vielmehr irgendein Phänomen aus der sogenannten Elementarteilchenphysik gemeint. Ich will den Fingerzeig gleichwohl dazu nutzen, einen Anwärter auf meine gleichnamige persönliche Top-10-Liste der schwachsinigsten Schlager und Popsongs aller Zeiten vorzustellen. Es handelt sich um den Titel *You Might Need Somebody* aus den USA. Dort wurde er erstmals 1980 von einem Sänger vorgetragen; später »coverten« ihn mindestens die Sängerinnen Randy Crawford und Shola Ama, wodurch er recht hohe Verkaufszahlen erreichte, weil ihn sogar in Deutschland jeder Radiosender bis zum Erbrechen in unsere Ohren bohrte.

In der Tat läßt er sich von der Musik her durchaus als geschickt gemachter Ohrwurm bezeichnen. Die Versionen der genannten Sängerinnen nehmen sich nicht viel; ich halte mich deshalb an Shola Ama, die peinlicherweise in Gestalt einer CD in meinem verglasten Bücherschrank steht: *Much Love*, 1997.* Jener Hit, eine langsame Soulnummer, ist Titel 3 auf der CD. Der Komponist kam mit wenigen gefällig gesetzten Harmonien und einer anspruchslosen Melodie aus; der Arrangeur verstand es, Baß- und Gitarrenfiguren und ein Saxophon (falls es eins ist) sparsam einzusetzen, hinderte die britische Sängerin allerdings nicht daran, ein paar Reizworte bis zur Ohrenentzündung zu wiederholen. Amas Stimme ist von der Klangfarbe her noch blasser als ihre Haut (Zimt), dafür fast schneidend wie eine Motorsense, was sie jedoch, wie diese auch, durch leichtes Beben zu mildern versteht. Vielen wird ihr Vortrag deshalb zu Herzen gehen. Eigentlich handelt es sich um eine Beschwörung. Der Texter läßt sie im Kern versichern, wie alle Menschen bräuchten wir jemanden, der uns liebe und unsere Einsamkeit verscheuche; deshalb wären wir gut beraten, den ersten besten, der unser Herz zum Glühen bringe, nicht etwa abblitzen zu lassen. Ja, das verkündet Ama im Ernst. Und mehr nicht, wenn ich mich nicht gewaltig irre.

Kurz, der Song ist bereits von der dürftigen Aufbereitung seines abgeleiarten Themas her enorm dümmlich. Auf meiner Liste bekommt er mindestens Platz 3. Als SchöpferInnen des Werkes nennt das Internet das Duo Tom Snow / Nan O'Byrne.

∞ Verfaßt 2019 • * <https://www.google.com/search?client=firefox-b-d&q=Shola+Ama+You+Might+Need+Somebody+Video#fpstate=ive&vld=cid:e1851096,vid:4swgfp17kkk,st:0>

Siehe auch → Angst, Rogers (LiedermacherInnen) → Corona, Hunter (Clapton & Co) → Geld, non olet (Bob Dylan) → IndianerInnen, Trudell (Dylan) → Kränkung, CD → Kinder, Mukesh (eigenes Lied) → Krieg, Zamenhof (Dylan) → Puppe (Verbilderung) → Rechtschreibung, Jazz richtig → Rott Hans (Komponist)